ROMANHAFTE ABENTHEUER DES SPANISCHEN...

Julius von Voss







Romanhafte Abentheuer

des

Spanischen Insurgenten-Hauptmanns

Don Vigo de Mantinona

und

der Nonne

Donna Cajetania de San Lucar.

Nebst einem Fragment aus den merkwürdigen Begebenheiten des Flibustiers Grandpierre.

Erzählt

von

Julius v. Voß.

Berlin, 1812.

Bei C. G. Schöne.

Vorbemerkung.

Dichtungen in das Gebiet der Wirklichkeit zu versetzen, bleibt mir nun einmal angenehm. Und in sofern es Leser giebt, deren gern aufgeregte Fantasie, mit Vergnügen in eine geöffnete wahrscheinliche Traumwelt folgt, soll es mich wenig berühren, was etwa das Kunstrichterthum gegen diese Gattung von Romanen einwenden mag. Aller politischen Anmerkungen hingegen, die bei den Censuren, oder partheinehmenden Lesern, Miß-

billigung finden könnten, habe ich mich, wenn gleich der Schauplatz meiner Darstellungen, zum Theil, in Spanien aufgeschlagen ist, aus triftigen Gründen enthalten.

Berlin, im Dezember 1811.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die entweihte Feier.

In Neu-Castilien sieht man, neben einem Gebirgflecken, eine Nonnenabtei, vom Orden der Cölestinerinnen. Eine noch strengere als die gewöhnliche Regel, hat die fromme Gründerin den Jungfrauen aufgelegt, welche in diesen Mauern das Leben der Andacht heiligen. Ihre Wohnungen bilden ein Viereck mit dem altgothischen Tempel, und sind, wie er, aus einem gräulichen gehauenen Stein erbaut. Die Abtei reicht mit beiden Enden an die Kirchenmauern, und umläuft so den in der Mitte gelegenen freien Platz. Diesen hat man jedoch in keinen anmuthigen schattigen Klostergarten umgebildet, sondern zum Begräbnißplatz ge-

weiht. Kein Bäumchen steht dort, nur kleine moosige Hügel, mit schwarzen einfachen Kreuzen, erheben sich über die trauernd öde Fläche.

Klösterliche Anlagen sind häufig nach reizenden Gegenden verlegt, die Stifter wählten nicht selten freie Höhen, von denen weite, liebliche Aussichten sich öffnen, damit ihre Bewohner, ob sie schon dem Weltgewühl entsagen, doch im Anblick der schönen Natur sich harmlos vergnügen, oder, das Auge zu Gottes hoher Schöpfungspracht wendend, den bewundernden Sinn noch mehr erheben können. Nicht also in dieser Abtei. Sie lag in einem tiefen düstern Grund, von nackten Felswänden eingeengt, in welche die Strahlen der Sonne jeden Tag nur etliche Stunden herabsahen. Keine Zelle war nach auswärts gebaut, ihre kleinen Gitterfenster blickten in den düstern Kirchhof, und zur Kirche hinüber, daß also nur Erinnerungen an Gebet und Tod über die Nonnen kamen, welche dahin traten. Man speiste nicht gesellschaftlich in einem Refektorium, sondern das karge Mahl ward auf jede Zelle getragen.

Nur im Chor bei den Andachtübungen, erblickten sich die Schwestern, und es waren alle Gespräche untersagt, welche nicht die Religion berührten. Die Gemeinschaft mit den Verwandten außer den heiligen Mauern, war so gut als abgeschnitten; ausgenommen in ganz seltenen Fällen, wo die Aebtissin die Annahme eines, von ihr zuvor gelesenen, Briefes, und eine kurze Antwort darauf, gestatten durfte. Das Sprachzimmer zu betreten, war nur ihr erlaubt, und höchst selten geschah es; sie wollte den Uebrigen kein Beispiel irgend einer Theilnahme an weltlichen Dingen geben.

In dieses Grab für Lebendige war Donna Cajetania de San Lucar, ein junges Edelfräulein von einem alten Herkommen, gebracht worden. Es gab keine entschiedenere Abneigung, ja keinen lebhafteren Abscheu gegen den klösterlichen Stand, wie sie ihn zeigte. Jedoch ihr Flehen, ihr Widerstreben durch Gründe, fruchteten von je an ~~zu~~ nichts, als ihre Tante, Donna Emanuele, nur noch mehr in dem ergriffenen Vorsatz zu bestärken.

Donna Emanuele hatte sie erzogen, Cajetania war eine elternlose Waise seit ihrer frühesten Kindheit. Ihr Vater, Don Philippo de San Lucar, starb wenige Monate vor ihrer Geburt, und ihre Mutter endete im Kindbette das Leben.

Heute strömten die Bewohner des Fleckens und viele Neugierige aus der umliegenden Gegend, zur Nonnenabtei. Donna Cajetania, die ihr Novizenjahr überstanden, aber ihren Widerwillen nur noch verdoppelt hatte, sollte als Braut des Heilandes eingekleidet werden. Von dem gothischen, stumpf überdachten, jenem, an der Laterankirche ähnlichen, Thurm, tönte schwermüthig die Glocke, und widerhallte an den nahen Felsenwänden. Einem Todtengeläute nur zu ähnlich, rief es in das Gemüth aller Hörer Grabgedanken; auch sollte die auf immer von der Welt geschieden seyn, vom Leben nicht viel mehr als das Athmen retten, um derentwillen die wehmüthigen Metallklänge aus hohen Lüften vernommen wurden.

Andächtige Frauen, Rosenkranz und Meß-

buch in gefaltenen Händen, traten langsam in die Kirchenthüre, nahmen das Weihwasser und verrichteten ihr Gebet. Fromme Billigung dessen, was eben vorgehen sollte, war in ihren ernstheitern Mienen zu lesen, sie dachten sich wohl zu erbauen am heiligen Schauspiel, beneideten das Loos der neuen Cölestinerin, und trugen die Ueberzeugung im Busen: was sie diesseit dem Grabe verlöre, würde ihr drüben tausendfältig wuchern. Junge Mädchen, die ihnen folgten, und bildlich vor Heiligengemälden niedersanken, zeigten mehr finsteres Nachdenken, ja einige mitleidige Trauer im Antlitz. Denn sich an die Stelle der kirchlichen Jungfrau denkend, vermochten sie nicht ganz die höhere Wonne der Trennung vom niedern Leben zu empfinden, weil ihr heißes Blut an Einwürfen sich beredt zeigte. Noch mehr Bedauern ließen die Jünglinge blicken, welche auch herzugekommen waren, der Feier beizuwohnen. Ihre Neugier konnte man eine schmerzliche nennen, wenig anders dürfte sie erschienen seyn, wenn Jemand, dessen Unschuld ihnen eingeleuchtet hätte,

einer Todesbühne wäre entgegen geführt worden. Mehr wohl gleichgültig, aber immer doch ernstdüster, versammelten sich die älteren Männer.

Donna Emanuele fand sich zeitig ein, nahm in einem Stuhle Platz, kniete auf die darin angebrachte niedrige Betbank, und sprach leise ihren himmlischen Gruß nnd ihr Paternoster. Tief gesenkt war das bleiche Gesicht, das gleichwohl einen sehr sprechenden Ausdruck von Salbung und Selbstzufriedenheit anzunehmen suchte. Feine menschenkundige Beobachter würden demungeachtet heimliche Gewissensbisse darauf gelesen haben. Neben ihr sahe man einen schönen Jüngling, Don Vigo de Mantonina, ihr weitläuftig verwandt. Ihr Gemahl hingegen, wie ihr Sohn, waren eben auf einer Reise begriffen.

Eine Messe am Hochaltar ging der Ceremonie voran, von einer Kirchenmusik im alten Styl begleitet, die an entflohene Jahrhunderte erinnerte. Die Votivtafeln, die Monstranz, umgaben Weihrauchwolken, die Flammen der heiligen Kerzen verkleinernd, und an dem

vielfarbigen Altarblatt zum Deckengewölbe emporsteigend. Der Ministrant rührte das helle Glöcklein, und die Menge unterließ nichts von dem, was der kirchliche Ritus an Kniebeugungen und heiligen Zeichen vor Stirne und Brust gebot.

Endlich war ein Halbkreis vor dem Hochaltar gezogen, die Novize, inmitten zweier tief verhüllten Schwestern, gebracht. Alle Blicke hefteten sich auf die adliche Jungfrau. Iphigenia in Aulis, da sie der zürnenden Göttin geopfert werden sollte, mochte kaum mehr Theilnahme erregen, wenn schon auch viele Griechen, dem, was der Orakelspruch begehrte, und was Kalchas, mochten Agamemnon und Klytemnestra gleich wehklagen, so eifrig zu vollziehen drang, im gläubigen Herzen allen Beifall gaben. Sterben sollte Cajetania zwar nicht, jedoch immer dem Leben entrissen werden.

Wankend schwebte sie zwischen ihren Begleiterinnen daher, bebend stand sie nun vor dem Heiligthum, von Allen gesehn, von Allen mit Spannung betrachtet.

Sie war hochgewachsen, eine edle Gestalt. Wie auch die Nonnenkleidung den Bau ihrer Verhältnisse jedem Blicke entzog, man ahnte wenigstens seinen herrlichen, reinen, schönen Einklang. Das schwarze glänzende Haar deckte ein Schleier, aber den purpurfarbigen Mund, die feuerstrahlenden dunkeln Augen, konnte man immer noch gewahren. Der Zustand ihrer Seele konnte Niemandem, der einige Acht gab, geheimnißvoll bleiben. Unsägliche innere Leiden verkündete die ganze zitternde gebeugte Haltung. Selbst die andächtigen Frauen in der Menge, nahmen das genau wahr. Dies ist keine fromme Ergebenheit, sagten sie sich, keine freie Darbringung seiner selbst, kein ächter Beruf, aus Herzens Andacht entsprungen. Gezwungene Opfer sind dem Himmel nicht wohlgefällig, und einer Novize, die so vor den Hochaltar tritt, soll man das Heil einer Vermählung mit dem Gekreuzigten nicht aufdringen. Sie ist dessen unwürdig, kann im Alltagsleben, durch häusliche Tugenden, inzwischen immer noch den Lohn der Ewigkeit gewinnen.

Den jungen Mädchen rannten Thränen von den Wangen nieder, die jungen Männer hielten ein Mißbilligen, das an Erbitterung gränzte, in ihren Augen nicht zurück; denn mag schon der kirchliche Fanatismus die Geister so durchdrungen, und das Urtheil über kirchliche Dinge dem blindesten Glauben so unterworfen haben, wie in Spanien, die Natur behauptet dennoch ein Recht, das älter ist, als Klöster und Stiftshütte.

Donna Emanuele schien, im Anblick ihrer Nichte, noch heftiger als zuvor bewegt, daneben äußerte sie aber einen heißen Wunsch, die Ceremonie bald vorübergegangen zu sehn. Sie erschien wie Jemand, dem es Noth thut, eine schwere, athemraubende Last vom Herzen zu wälzen, und der nahe an dem Punkte steht, diesen Zweck zu gewinnen, aber doch immer noch an einer Seite von Furcht sich so beklemmt fühlt, als von der andern ihn Hoffnungen, die Bürde werde nun schnell fallen, aufmuntern.

Doch keiner von den Anwesenden zeigte so viel peinigenden Kummer, so viel geheime

Trauer über das Loos der Gottgeweihten, als der Verwandte neben Donna Emanuele. Immer hatte er geladelt, was mit Cajetania geschehen sollte, doch noch keine Fürbitte gewagt. Seit dem Novizenjahre war ihm das Fräulein, überhaupt von je an nur einmal von ihm erblickt, nicht zu Gesicht gekommen. Als sie nun im Kirchengewande sich zeigte, mit all' dem sichtbaren Widerstreben, da überfiel den jungen Edelmann ein Schreckniß ohne Gleichen. Keinem Mädchenauge entsanken so viele Thränen, man hörte sein lautes Seufzen, ja in dem Augenblicke, wo Cajetania das heilige, unwiederbringliche Gelübd' aussprechen sollte, fiel der Jüngling im Kirchenstuhle ohnmächtig zur Erde.

Dieser seltsame Vorgang würde ohne Zweifel allgemeines Aufsehn erregt haben, wenn nicht zugleich eine noch befremdlichere Erscheinung im Hintergrund der Kirche, die gesammte Aufmerksamkeit der Anwesenden verschlungen hätte.

Donna Cajetania, statt auf des Priesters Frage: ob sie, wie eine Braut Jesu, ihr Leben der Andacht heiligen wolle? ein Ja zu antwor-

ten, rief ein lauttönendes, Nein! Muthig wandte sie darauf sich zu der versteinerten Menge, hielt eine rührende, kurze, so in Erstaunen setzende, als mächtig überzeugende Rede, schilderte den harten Zwang ihrer Verwandten, ihren völligen Mangel an Beruf zum Klosterleben, ihre nicht zu unterdrückende Neigung, in die Welt zurückzukehren und dort in häuslichen Tugenden Gott wohlgefällig zu seyn, warf sich endlich mit flehend emporgehobenen Händen zur Erde, die Menge beschwörend, sich ihrer hülfreich anzunehmen und für ihre Rettung besorgt zu seyn.

Ihre Worte klangen so bewegend, ihre Stellung rief so gewaltig um Mitleid, daß selbst ein Thomas de Torquemada, Beichtvater der Königinn Isabelle und Stifter des weltbekannten Gerichthofes, Inquisition genannt, würde Rührung empfunden haben. Was konnte gleichwohl die Versammlung für Cajetania thun? Ein dumpfes unwilliges Murmeln, das zunahm, sagte laut genug, wie man über das Ereigniß fühlte und urtheilte, aber der Ort

war auch zu heikig, um einen Eingriff in seine Rechte zu gestatten. Man konnte nur sich leidend verhalten und mußte es bei einer unfruchtbaren mitleidigen Klage bewenden lassen. Doch glaubte Jedermann, was geschehen sey, müsse die Verwandten, die über das Schicksal der Novize zu entscheiden hätten, antreiben und vermögen, den alten Entschluß zurückzunehmen.

Donna Emanuele war erstarrt, vermochte keine Fassung zu gewinnen, wohl aber bald der zur Weihe gerufene Priester und die Domina der Cölestinerinnen. Sie besorgten, daß Cajetania in ihrer Rede unterbrochen, und eilig ins Innere der Abtei abgeführt wurde. Dort wollte man Besonnenheit schöpfen, das Weitere zu verhandeln.

Für Heute war aber die Feier gestört, die Frömmigkeit konnte sie entweiht, durch sündenhafte Aeußerung entweiht, betrachten. Die Gemeine erhielt einen Wink, die Kirche zu verlassen.

Hundert Gespräche über den eben erlebten Vorfall gingen von Mund zu Mnnd. Nur we-

nige betagte Andächtelei von beiden Geschlechten, klagte das Fräulein eines Verbrechens an, sonst gab alles einmüthig dem kühnen Benehmen Recht. Die jungen Leute ahneten, oder theilten sich heimlich die Vermuthung mit, eine Liebe sey im Spiele und habe der Novize die seltene Entschlossenheit gegeben. Daß von solchem Urtheil diese Entschlossenheit gelobt, ihr selbst Bewunderung gezollt wurde, ist wohl vorauszusetzen.

Don Vigo kam ohne Hülfe aus seiner Ohnmacht zu sich, und zwar schon, als Cajetania noch redete, und ihm sowohl Staunen, als entzückten Beifall abdrang. Auch hoffte er, wie Cajetania nun verschwunden war, ohne das erwartete Gelübd' abgelegt zu haben: die Wirkung ihres muthigen öffentlichen Widerstrebens könne nicht ausbleiben, und ging mit inniger Beruhigung über ihr Geschick aus dem, durch eine so fremdartige Erscheinung gestörten, Tempel.

Donna Emanuele hingegen war sich ihrer kaum selbst wieder bewußt, als sie zum Sprach-

gitter eilte, die erschrockene Domina zu sich entbieten ließ und auf das Gemessenste erklärte: es dürfe mit Cajetania nie andere Wendung ihres Schicksals nehmen. Dann bat sie, daß auch die Novize gerufen würde. Kaum erschien diese, wankend, bleich, entstellt, und ein Flehen um Erbarmen in den beredten Trauerblicken, die zugleich die Grausamkeit straften, als Donna Emanuele sich mit abgewandten, vielbethränten Augen, ihr in die Arme warf, das zärtlichste Mitleid bewies, Schmeichelworte auf Schmeichelworte häufte, doch immer daneben die Ankündigung wiederholte: nichts könne ihren Entschluß umwandeln, es müsse dabei sein Bewenden haben, Cajetania sich finden, und vor allen Dingen im Gebete Trost suchen. Nach mancher erneuten Umarmung brachte man die junge beklagte Schönheit in ihre Zelle.

Dann pflog jene Dame einen weitläuftigen Rath, viele ihrer Worte durch Schluchsen unterbrechend, überlegte mit der Aebtissin, was man doch zu thun habe, dem widerstrebenden

Sinn an dem, zum Nonnenleben einmal bestimmten, Mädchen, kräftig genug zu begegnen, daß alle Abneigung entfernt, wenigstens der Muth, noch einmal ein öffentliches, Unwillen in die andächtige Menge rufendes, Aufsehn zu erregen, ihr entwaffnet würde. Große Angsttropfen an ihrer Stirn, und die eilige weitschweifige Rede immer mit Liebkosungen begleitend, bat sie die Aebtissin, doch etwas auszusinnen, das sicher, und ohne nachtheilige Gerüchte in Umlauf zu bringen, an daß so gewünschte Ziel leite.

Die Aebtissin setzte mehr als einmal entgegen: nicht Zwang, sondern ächt innerer Beruf, müsse ins Heiligthum führen. Wenn auf fromme Vorstellungen und sanftes Anmahnen, das Herz nicht den, bereits in ihm schlummernden, andächtigen Zug offenbare, dann gebiete die Pflicht den Eltern oder Verwandten, nicht mehr in den widerstrebenden Sinn zu dringen. Den kirchlichen Brautkranz müsse Freiheit, müsse eigene Sehnsucht empfangen, nicht der fremde Wille ihn gewaltthätig aufsetzen, und was der

vernünftigen und dem Geist der Religion angemessenen Einwendungen mehr waren. Allein, Donna Emanuele verschloß ihnen nicht allein das Ohr, sondern kämpfte auch mit Gründen, denen zuletzt die Aebtissin wich. Sie sagte nämlich: wenn der kirchliche Brautkranz, einer Christin zur Dornenkrone würde, so gewänne sie ein desto grösseres Verdienst, indem sie ihn trüge. Und dem Heilande sey auch die Dornenkrone von gewaltthätiger Hand gereicht worden. Sie, Donna Emanuele, habe einmal ein Gelübd' gethan, ihre Nichte dem klösterlichen Stand zu widmen, und sollte es auch in einer frommen Uebereilung abgelegt seyn, so würde ihr Gewissen doch nimmermehr zugeben, es freventlich zu brechen. Uebrigens wurden noch manche Versprechungen hinzugefügt, die nicht ihre Wirkung verfehlten. Die Abtei sollte einen neuen Altar und andere Geschenke empfangen. Cajetania sollte auch, zu ihrer schon bestimmten bedeutenden Ausstattung, noch ein artiges Stück Land dem Kloster mitbringen. Donna Emanuele wollte für die armen Verwandten der

Aeb-

Aebtissin, mildthätig sorgen; namentlich die Wittwe ihres seit kurzem gestorbenen Bruders, samt ihren Kindern, durch Ertheilung eines kleinen Besitzthums, in einem zu ihrer Herrschaft gehörigen Dorfe, nähren. Alle diese Zusagen wurden mit einer so bewegten Herzlichkeit gethan, das gegen ihre treue Erfüllung sich kein Zweifel erheben konnte. So wurde die Aebtissin bestochen, neben aller Gewissenhaftigkeit. Denn sie bildete sich ein, tiefe Rührung mit dem Gemüthszustand der Dame zu empfinden, und nannte es für sich auch eine Pflicht, dieser Gelübdweiherin zur Seelenruhe zu helfen. Es konnte ein Wink der Vorsicht seyn, daß die Umstände so auf den Profeß der Novize drangen, der Himmel sie vielleicht als Priesterin verlangen, sie in heiligen Mauern vor einem schweren Unglück, das ihr sonst im Weltgewühl bevorstehe, ja vielleicht vor Verführung und Untergang alles Seelenheils, bewahren wollen. Dann schien auch der Zwang, Tugend; und oft hatte die Erfahrung bewiesen, daß Nonnen, die gegen ihren Willen den Schleier genommen,

späterhin, in der stillen Freudigkeit andächtiger Betrachtungen, im erhabenen Aufflug über Sinnenwahn und Leidenschaft, im festüberzeugten Glauben an schönen Himmelslohn für irdische Entsagung, ihr Loos preisend segneten.

Mit einem Worte, die Aebtissin war gewonnen, und versprach, ernstlich nachzudenken, wie Cajetania mit Donna Emanuele in eine Ansicht zu stellen sey, auch der letzten nächstens über den Erfolg Nachrichten zu geben. Demungeachtet mied Donna Emanuele das Sprachzimmer nicht ohne ängstliche Besorgniß.

Zweites Kapitel.

Wer Don Vigo de Mantinona war.

Don Gußman de Mantinona, der Vater des Jünglings, besaß vortreffliche Güter, die jedoch als ein männliches Stammlehn, auf keine weib-

liche Erbfolge gelangen konnten. Nur eine dürftige Ausstattung empfingen die Töchter dieses Hauses, und man war daher seit alten Zeiten gewohnt, wenn nicht besondere körperliche Reitze oder liebenswürdige Talente ihnen eigen schienen, und um diesen Preis ihnen die Aussicht auf vortheilhafte Heirathen öffneten, sie in Klöster zu geben.

Don Gußman hatte aber, ohne Vigo, keine Kinder mehr. Dem Alten war kurz vor der Geburt seines Sohnes ein schweres Unglück begegnet. Leidenschaftlich den Jagdvergnügungen hingegeben, hatte er eines Tages seine Flinte, aus Versehen, doppelt geladen, und dann auf ein Wildpret losgedrückt. Sie war gesprungen und ein Stück ihrer Kolbe nach des Edelmanns rechtem Auge geflogen. Der Verlust desselben hatte auch des andern getrübt, das Uebel in kurzem Ueberhand genommen, und Don Gußman sich ohne Rettung stockblind gesehn. Hartes Loos! Doch rühmte man an dem Unglücklichen, daß er es bald mit männlicher Fassung tragen gelernt habe.

Er ging damals nach Madrit, um Hülfe bei den vorzüglichsten Aerzten zu suchen, was aber nicht gelang. Schwanger ließ er seine Gemahlin auf den Gütern zurück, und gab ihr auf, ihn sogleich von ihrer erfolgten Niederkunft zu benachrichtigen. Es war das Erstemal, daß sie in diesen Umständen sich befand; denn, obgleich die Ehe bereits gegen zehn Jahre währte, hatte man immer noch umsonst auf Kinder gehofft. Beide Ehegenossen wünschten zudem sehnlich einen Knaben, damit nach Gußman's Tod nicht die stattliche, einträgliche Herrschaft, in die Hände der Lehnsvettern übergehen möchte.

Donna Eusebia hatte zuletzt, auf den Rath eines Guardians der Carmeliten, Innozenz genannt, mehrere Wallfahrten zu einem Marienbilde, in seiner Kirche aufgestellt, das in dem wunderthätigen Rufe stand, gern schwangeren Frauen, was sie wünschten, zu bewilligen, gethan. Der gefällige Guardian hatte seine Gebete mit den ihrigen vereint, und sie hatten sich so kräftig erwiesen, daß Donna Eusebia endlich ihre Hoff-

nungen frohlockend dem Gatten anzukündigen vermochte.

Von dem Tage an herrschten Frohsinn und Jubel in Don Gußmans Hause, und es blieb nur der Wunsch übrig, das Kind, welches Donna Eusebia unter ihrem Herzen trug, möchte ein erbfähiger Knabe seyn, der des begüterten Edlen Namen und Reichthum weiter fortpflanzen könne. Auch um diese Gunst, wurde von Seiten der Dame, neuerlich gewallfahrtet und gefleht. Auch empfing der Guardian Innozenz für sein Kloster reiche Geschenke, um ja recht fleißig zu den weiteren Fürbitten zu sehn. Man hoffte auch um desto zuversichtlicher auf die zweite Gunst des Madonnengemäldes, da es die erste nicht versagt hatte.

Doch bald hernach geschah das, oben erzählte, Unglück auf der Jagd. Don Gußmans Freude wurde fürchterlich dadurch gestört. Noch tiefer mußte es ihn beugen, als bei seiner Anwesenheit zu Madrit, die Aerzte ihm traurig erklärten: ihre Kunst vermöge nichts mehr bei ihm. Es war ihm also das Urtheil

gesprochen, den Rest seines Lebens in steter Nacht hinzubringen.

Konnte unter so bedauernswerthen Umständen noch etwas ihm einigen Trost bringen, so war es die Nachricht, welche jetzt durch einen von seinen Gütern in die Hauptstadt abgefertigten Eilboten einlief. Donna Eusebia meldete dem Gatten, sie wäre von einem gesunden und lieblichen Knaben entbunden.

Don Gußman dankte dem Himmel und seufzte bewegt, daß er den Sohn zwar in seine Arme würde nehmen, doch nimmer sehn können. Gleichwohl blieb nichts übrig, als sich mit Ergebung zu waffnen.

Er eilte nach Hause, und genoß väterliche Entzückungen, wie deren ein Blinder fähig ist. Der Kleine empfing den Namen Vigo und Alle rühmten dem Vater seine Schönheit. Er gebot, für seine Pflege die emsigste Sorge zu tragen, und hörte nicht auf, Erkundigungen über sein Befinden einzuziehn.

Sowohl Don Gußman, als Donna Eusebia, freuten sich über dies Daseyn eines jun-

gen männlichen Zweiges desto lebhafter, als sie dem nächsten Lehnsverwandten, der sonst die Herrschaft einst geerbt haben würde, nicht eben zugethan waren. Er hatte oft, in fremder Gesellschaft, sein Vergnügen über die Unfruchtbarkeit der Dame laut werden lassen, und ihr war es hinterbracht worden. Dafür beeilte sie sich auch, gleich nach ihrer Niederkunft, ihm in einem überaus höflichen Schreiben, die Geburt des Sohnes kund zu thun, und fügte hinzu: wie sie gar nicht an seiner innigen Theilnahme zweifle.

Da bei dem Allen das Leben eines Kindes von manchen Gefahren früher Krankheiten bedroht ist, so fuhr Donna Eusebia nichts desto weniger fort, nach dem wunderthätigen Bilde zu betfahrten. Allein, sowohl ihre, als des Guardians Bemühungen, blieben fortan umsonst, die Madonna wollte keine neue Segnung mehr gewähren.

Dagegen aber befand sich der junge Vigo trefflich. Man impfte ihm die Blattern ein, und es ging erwünscht damit. Er bekam die

Masern und das Scharlachfieber, die bang' erschrockenen Eltern hatten aber die süße Genugthuung, ihn aus alle den Kinderkrankheiten bald genesen, und noch gedeihlicher aufblühend, hervorgehen zu sehn.

War der Knabe von einem Uebel befallen, pflegte der Lehnsverwandte, der in der Nähe wohnte, sich heimlich nach dem Fortgang der Krankheit erkundigen zu lassen. Wie vorsichtig auch die Späher zu Werke gingen, so erfuhr es Donna Eusebia dennoch; vielleicht auch ahnte sie es nur. Da sagte sie denn zu dem Gemahl und ihrer nächsten vertrauten Umgebung: Ich halte es nöthig, den kleinen Vigo so abgesondert als möglich aufzuziehn. Er soll nur unter meinen Augen bleiben, und dem alten Miguel demnächst überantwortet werden. Auch größer, mag er speisen, spielen, Unterricht empfangen, immer soll von uns Jemand dabei seyn, denn ich traue dem Vetter das Böseste zu. Er ist gewissenlos genug, dem Knaben Gift beibringen, oder ihn rauben zu lassen, wenn so ein Frevel sich ausführbar zeigt. Sein ruchloser

Sinn kann auch viel getrost wagen, da von meinem Gemahl, dem blinden Unglücklichen, keine Bestrafung zu fürchten steht.

Diese Vorsicht, mochte sie auch zu weit getrieben, und dem Vetter darin Unrecht gethan seyn, fand dennoch bei Don Gußman Beifall, und sonst durfte ihr Niemand widersprechen. In ihrem Sinne wurde dann auch auf das Strengste gehandelt.

Miguel aber war ein treuer Diener, einst mit Don Gußman aufgewachsen, und an Ergebenheit und redlich frommen Gemüthe, lange erprobt. Auf ihn baute Donna Eusebia, wie eben auch auf seine Ehefrau, die von Anfang her, die einzige Wärterin des kleinen Vigo gewesen. Dieses Paar sich vollkommen zu verbinden, war ihm auf Lebenslang ein freigebiger Unterhalt ausgesetzt worden, es sollte selbst ein Jahrgeld auf dessen Kinder übergehn. Allein die Erfüllung der Verheißungen hing mit an Vigo's Leben, und so mußten schon Eigennutz und Vaterliebe neben der vieljährig be-

währten Treue, den Diener anspornen, die Wohlfahrt des Knaben sorgsam zu bewachen.

Er befand sich also entweder bei den Eltern, oder Miguel hatte ihn unter seiner nahen Aufsicht. Die Wärterin durfte ihn nicht einmal mit den eigenen Kindern zusammen bringen, weil er da, wie die Mutter sorgte, zum Genießen von Naschwerk konnte verführt werden, wovon man keine Wissenschaft habe. Seine Knabenspiele, als er mehr heranwuchs, mußten einsam vollzogen werden, und stets beobachtet. Die Lehrer, welche man ihm hielt, unterwiesen ihn allein in den Zimmern seiner Mutter.

Er zeigte sich gutgeartet, sanften Gemüths, war gegen seine Eltern die Ehrfurcht und der Gehorsam selbst, und nicht weniger folgsam bei dem, was Miguel, im Namen der Eltern, von ihm verlangte. Mild bewies er sich gegen die Armuth, leutselig gegen alle Unterthanen der väterlichen Herrschaft. Mit pünktlichem Fleiß begegnete er dem Unterricht, entwickelte auch

schätzbare Geistesanlagen im schnellen Begreifen und Aufbewahren des Erlernten.

So entzückte er Don Gußman, wie Donna Eusebia, gab auch sonst Niemanden Ursache zu klagen, wurde vielmehr von allen Seiten gelobt. Nur wollten Manche, da er zehn bis zwölf Jahre zählte, finden, es werde ihm doch, für einen jungen Edlen, eine zu weichliche Bildung ertheilt. Er zeigte auch keine solche Neigungen, wie man sie sonst an Rittersöhnen gern wahrzunehmen pflegt. Die Fechtstunden waren ihm die unangenehmsten, und er brachte es weder zu Kraft noch Fertigkeit, beim Reiten zeigte er Furcht, die Jagd, einst seines Vaters tägliche Liebhaberei, war ihm ein Vergnügen, dem er nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnte, das er roh und grausam nannte. Diejenigen, welche seine Erziehungsweise tadelten, bemerkten da: sie sey es, welche alle edle rüstige Neigungen in dem Knaben unterdrückt habe, und setzten hinzu: er werde wohl einst ein sanftmüthiger, mildthätiger Gutsherr seyn, oder ein liebevoller Hausvater, doch im Kriege oder bei

anderen mannhaften Gelegenheiten, sich schwerlich auszeichnen.

Die Eltern hörten von solchen Urtheilen. Dem blinden Vater waren sie nicht angenehm, und er hätte den Sohn lebhafter und muthiger gewünscht. Dagegen bewies sich Donna Eusebia vollkommen zufrieden mit der Charakterhaltung ihres Lieblings. Möge er auf seinen Gütern sich und den Seinen leben, pflegte sie zu sagen, es ist das ruhigste harmloseste Daseyn. Möge er nie nach dem Schattenbilde des Ehrgeitzes greifen wollen, alle gefährliche Eitelkeit ihm ewig fern bleiben. Vigo ist vermögend, was ihm Geburt und Glück gaben, ist hinlänglich, wozu noch anderen Glanz suchen. Mögen die im Kriege Leben und Gesundheit aufs Spiel setzen, die auf keinem andern Pfade Wohlstand und Ehre zu suchen wissen. Mögen die, sich dem wilden Meere vertrauend, Wogen und Stürmen Trotz bieten, um in der neuen Welt durch Handel und Wucher Reichthum zu sammeln, denen die alte ihre Gunst versagte. Vigo mag fern von Schlachten und Seefahrers Abentheuern

bleiben, ich segne sein Geschick, das ihn solchen Wagnissen überhebt.

Nicht ganz war Don Gußman hier einverstanden, sprach viel von seinen, unter den wallonischen Garden verlebten, erfahrungsreichen Jugendjahren, von einer ehedem zurückgelegten Reise nach Teneriffa, die ihm mannigfache Genüsse gewährt habe, und noch mehr von dem Thatenleben seiner Vorfahren. Doch konnte er sich wieder nicht verhehlen, daß er selbst, in seiner unglücklichen Lage, bei Vigo's kindlicher, sanftmüthig einschmeichelnder Natur, weit mehr gewänne, als wenn ein, in die Ferne hinausverlangender, ritterlicher Sinn den Knaben beseelte. Don Gußman hatte sich früherhin gar wenig um die Bücher gekümmert, war in der Geschichte des Vaterlandes auch ein ziemlicher Fremdling geblieben. Doch seit seiner Blindheit, die ihm andere Zeitverkürzungen untersagte, war er darauf gefallen, sich vorlesen zu lassen, und fand an Poesien wie Romanen, vieles Behagen, und noch mehr an den historischen Werken eines Mariana, Prudentius, Sandoval und anderer,

die seine Einbildungskraft, wie immer, durch die Blindheit gestärkt, höchst angenehm beschäftigten, ihn mit den Genüssen eines Traumlebens in der vorzeitlichen Vergangenheit bekannt machten, und oft hoch begeisterten. Von Allen aber, die ihm vorlasen, befriedigte ihn Niemand so, wie sein Sohn, als dieser heranwuchs. Schon war es dem zärtlichen Vater an sich eine Wonne, die rein und wohlklingend tönende Stimme des Lieblings zu hören, den zu erblicken ihm sein Verhängniß untersagte, aber Vigo las auch mit einer Bedeutung, einem Gefühl, einem Nachdruck, wie keiner von den Uebrigen. Daneben zeigte er sich unermüdet, und ließ, nachdem er des Alten Freude über seinen Vortrag bemerkt hatte, Niemanden mehr dazu. Halbe Nächte kettete er sich mit Freuden an die Schriften, mit welchen sein Vater bekannt zu seyn wünschte, und dieser vergaß in diesen Stunden seine Entbehrung des Lichtes vollkommen. Er sagte oft zu seiner Gemahlin: Freilich, wenn der Knabe dem Spazierenreiten, der Jagd, fröhnte, oder eine Laufbahn

in der Hauptstadt sich öffnete, würde ich mich eines so wohlthätigen Trostes in meiner ewigen Finsterniß beraubt sehen. Donna Eusebia lobte sodann ihren Vigo aufs Neue, und ermahnte ihn liebreich, in der Richtung, welche er seinem Betragen gegeben hätte, fortzufahren, wobei er sich denn auch, ohne allen Zweifel, immer wohl befinden würde.

Seit jenem Unfall des Hidalgo, war es auf dem Rittersitze sehr still geworden. Man gab höchst selten Gastereien, weil Don Gußman sich nun abgeneigt dagegen bewies; noch seltner fuhr man zu Besuchen in der Nachbarschaft, weil der Blinde nicht gern sich irgend einer Reise unterzog. Donna Eusebia hatte auch eine Wirthlichkeit im Hausstande eingeführt, die man selbst kärglich und unziemend nannte. Die einst kostspieligen Jäger, Jagdpferde, Hunde, und was dahin gehörte, waren in dem Augenblicke abgeschafft worden, als Don Gußman sich genöthigt sah, alle Beschäftigung damit aufzugeben. Durch das Einstellen der Gastlichkeit wurden auch bedeutende Summen gespart, und

nun die ansehnlichen Einkünfte der Ländereien bei weitem nicht mehr verbraucht. Dagegen legte Donna Eusebia alljährlich über zwölftausend Piaster zurück, die auf sichere Hypotheken ausgeliehen, ihren Zins wieder zum Kapital schlugen. So sollte Vigo einst, neben der Lehnsbesitzung, auch ein bedeutendes sogenanntes Allodialvermögen erben. M n schalt dies unnöthige geitzige Zusammenscharren, und urtheilte: Donna Eusebia würde besser gethan haben, von ihrem Ueberfluß den Nothleidenden freigebiger mitzutheilen.

Als Vigo das achtzehnte Jahr erreicht hatte, meinten die Freunde vom Hause: weil der junge Edelmann doch daheim bleiben sollte, möchte es nachgerade Zeit seyn, ihn an eine Heirath denken zu lassen, besonders in dem Lehnsverhältniß. Der Vater war auch dieser Meinung, allein Donna Eusebia wollte das noch lange hinausgeschoben sehn, erklärte sich überhaupt gegen zu frühe Verbindungen und erzählte nachtheilige Beispiele davon. Was dem Sohn anlangte, so pflichtete er seiner Mutter bei; gestand, noch

nicht

nicht die mindeste Neigung zum Eheleben empfunden zu haben, und bei dem Anblick aller der jungen Damen, welche ihm zu Gesicht gekommen, durchaus gleichgültig geblieben zu seyn. Mit großer Kindesliebe fügte er hinzu: des Vaters Mißgeschick zu erleichtern, sey ihm die liebste Beschäftigung, und unmöglich könne er schon an etwas denken, das ihn doch, mehr oder weniger, ihr entziehen dürfte. Seine froheste Beschäftigung sey ihm daneben, eine durch die Natur aufgelegte Pflicht.

Eine solche Erklärung konnte Don Gußman nicht anders als zufrieden aufnehmen, und alles weitere Dringen auf eine baldige Vermählung des Sohnes, unterblieb.

Vigo stand dem zwanzigsten Jahre nahe, als Donna Eusebia von einer schweren Krankheit befallen wurde. Sie merkte bald, daß ihr Uebel tödtlich sey, auch die Aerzte verschwiegen es, auf ihre dringende Anmahnung um Wahrheit, nicht lange. Da rief sie ihren Vigo viel an das Krankenbette, um ihn mit Lehren und Ermahnungen, seiner Zukunft willen, zu ver-

sehen. Sie sagte: Mein guter Sohn, du wirst vom Augenblicke meines Todes an, die gesammten Güter selbst verwalten, und über den unglücklichen Vater zugleich eine Art Vormundschaft führen müssen, wie ich es zeither gethan. In dem letzten Betracht frage nur immer Dein Herz. Die fromme Kindesliebe, welche dort wohnt, kann nichts anders als richtig Dich leiten. Was aber die Bewirthschaftung der Ländereien anlangt, so bist Du einmal nicht ganz fremd darin, hast die Maasregeln, welche ich zu treffen pflegte, immer fleißig beobachtet, und fernerhin weise ich Dich auf den Rath des treuen wohlerfahrnen Miguel an. Laße ihn Pachtungen schließen, bauen, Verbesserungen ordnen, wie er es für gut findet, doch so, daß Du seine abgelegte Rechenschaft immer verständig prüfen magst. Für seine Redlichkeit, seinen Eifer zum Wohl des Hauses, ist wirklich einzustehen, und vergiß nicht, den seltenen Tugenden des Mannes einst zu lohnen. Ich beschwöre Dich, laß das alte Verhältniß seiner genauen Aufsicht über Deine Handlungen, nicht nur fortbestehen, es

sich, wenn ich nicht mehr bin, sogar erweitern, denn Deiner Jugend stehen noch die schlimmsten Gefahren bevor, und Miguels Klugheit kann am treuesten wachen, daß man ihr keine Schlingen lege. Mag er von niedrigem Herkommen seyn, das Herz giebt einen Werth, der über Rang und Stand erhöht. Dringend rathe ich Dir, so zurückgezogen wie bisher zu leben. Auch ändere an der eingeführten Sparsamkeit nichts, mehre das Dir gesammelte Vermögen, obschon Erbe eines reichen Lehns, kann man der baaren Summe nicht zu viele besitzen, und die Schicksale der Sterblichen nehmen oft e. ien wunderlichen Gang. Zu einer Heirath fühlst Du noch keinen Antrieb, wahrlich ich möchte, daß es Zeitlebens mit Dir so bliebe, denn bringt eine zärtliche Verbindung Freuden, so hat sie auch unabwehrliches Leid genug im Gefolge. Ich habe wohl jede Entzükkung Deines Vaters getheilt, aber wer nennt auch die unendliche Pein, die ich bei seinem harten Verhängniß mitempfinden mußte. Doch wenn Du je eine Lebensgefährtin wählen willst, so geschehe es nicht vor dem fünf und zwanzig-

sten Jahre. Ich dringe mit den heißesten Bitten darauf, diese Frist hindurch noch Anstand zu nehmen. Denn es wird diejenige Ueberlegung dann in Dir zur Reife gekommen seyn, die zum wichtigsten Schritt des Lebens so nöthig ist. Vermuthlich wird auch Dein Vater gegen diese Zeit ins Grab gehen, seine Schwäche hat in den letzten Jahren bedenklich zugenommen. Ich wollte fast, Du wähltest, nach dem Tode des Vaters, Amerika zu Deinem Aufenthalt, und vermähltest Dich dort. Einst sollen Dir die Gründe, welche mich zu diesem Wunsch bestimmen, kund gethan seyn. Deine Einkünfte wären dort so gut als in Spanien zu verzehren. Doch überlege das näher, wenn Du das fünf und zwanzigste Jahr wirst erreicht haben.

Vigo sagte, von der heftigsten Rührung ergriffen, alles, was die sterbende Mutter gebot, um so freudiger zu, als es meistens seine eigenen Neigungen bekräftigte. Nur eine Reise nach Westindien widersprach ihnen, und er verhehlte es nicht. Donna Eusebia verwies ihn da auf späteres Nachsinnen über diesen Gegenstand.

Doch zwei Punkte mußte er kurz vor ihrem Hinscheiden auf einem Evangeliumbuche beschwören, nämlich: bis zum fünfundzwanzigsten Jahre noch fortwährend unter Miguels Aufsicht stehen zu wollen, und bis dahin sich nicht zu verheirathen. Er that es mit dem entschlossensten Willen, seinen Eid heilig zu halten. Ehe Donna Eusebia ihre Augen schloß, zeigte sie ihm auch noch an: sie habe Miguel ein wohlversiegeltes Pgpier eingehändigt und geboten, es ihm an dem Tage, wo er das benannte Jahr antreten würde, doch keine Minute eher, zu übergeben. Du wirst dann ein wichtiges Geheimniß erfahren, sagte sie, und auch verständig genug seyn, nach dem, was es Dir auflegt, zu handeln. Auch nach Eröffnung des Papiers höre Miguels bewährten Rath.

Migrel war übrigens nicht wie ein gemeiner Diener zu betrachten. Schon lange trng er keine Livree mehr, und sah sich, von den Pächtern und Unterthanen, so geachtet, wie es einem Manne wohl ziemte, der bei einem unbeschränkten Vertrauen der Herrschaft, so vielen wesent-

lichen Dingen verstand. Gleichwohl machte ihn das nicht hochfahrend gegen Niedrige, und er ließ es sich auch nicht nehmen, den jungen Vigo, wenn er einmal in die Nachbarschaft ritt, wie ein Reitknecht zu begleiten. Er sah zu seinen Befugnissen der Aufsicht über den jungen Edelmann, pünktlich, doch nahm er sich es nie heraus, Unterwürfigkeit und Ehrerbietung im Mindesten zu umgehen. Die Folge war, daß Vigo ihm mit aller Herzlichkeit zugethan blieb. Nächst Miguel hatte dessen Ehefrau Susanne sein meistes Vertrauen, und befand sich auch fleißig um den jungen Kavalier.

Donna Eusebia starb, und noch viel einsamer ging es nun in Vigo's elterlichem Hause zu. Vater und Sohn betrauerten die Entschlafene mit gleich wehmüthigem Antheil, und ihre guten Eigenschaften durch Gespräche darüber in die Erinnerung zu rufen, wurde ihr liebstes Geschäft, wie es ihnen auch das einzige trostbringende war. Fremde sah man fast gar nicht mehr, lehnte Besuche selbst durch Vorgeben von Kränklichkeit ab. Bei freundlicher Witterung

führte Vigo den Vater in den Garten, leitete ihn in den Steigen umher, oder las ihm in einer Laube vor, sonst blieb man im Zimmer. Der wirthlichen Verwaltung unterzog sich Vigo genau nach dem Willen der Mutter. Miguel that Vorschläge, hob Einkünfte, Vigo durchsah die Rechnungen, und legte endlich dem Vater von allem Bescheid ab, der jede genommene Maasregel zu billigen pflegte. Das gesparte Kapital mehrte sich, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt zum Besten der Armen reichlicher davon gespendet wurde, als in den Lebzeiten der Mutter. Hiergegen fand Miguel nichts einzuwenden, mahnte aber doch an, in der Freigebigkeit nicht zu weit zu gehn.

Nach einem Jahre sagte Don Gußman: Nicht länger kann ich's dulden, lieber Sohn, daß Du neben mir Deinen Lebensfrühling so hintrauerst. Du mußt die Welt sehen, doch Einiges von ihren Vergnügungen schmecken. Umsonst wandte der Jüngling ein, was seine Kindesliebe nur zur Sprache zu bringen vermochte, umsonst schwur er, seine höchste Ergötzlichkeit

nur in dem Beistande zu finden, den er seinem Vater leistete. Dieser entgegnete: Auch mein bestes Vergnügen ist, dahin zu sehen, daß nicht Deine Jugend ohne Freuden entfliehe, und Deine Bildung mehr gedeiht, als es auf dem einsamen Landsitze möglich ist. Reise wenigstens auf etliche Monate nach Madrit. Besuche dort meine alten Freunde, erwirb Dir neue. Sieh den Hof, das mannigfache Gewühl des großstädtischen Lebens, woraus Du manche nützliche Erfahrungslehre wirst schöpfen können. Der unbewachten Jugend drohen freilich im Weltstrudel Gefahren, aber der kluge Miguel wird Dich begleiten, und Dir sagen, welche Gesellschaften Du besuchen magst, und welche nicht. Mit Vertrauen kann ich dabei auf Deine eigene Verständigkeit, und Deine, für Deine Jahre schon löblich befestigten, Grundsätze zählen. Fahre nur ja fort, wie es Dir auch die verstorbene Mutter geboten, Miguels Rath zu hören. Betrachte ihn nicht wie einen Diener, sondern wie einen erfahrnen Freund. Dann wird alles gut gehen, und Du von Deiner Reise keinen Nachtheil,

wohl aber eine gute Beute von nützlichen Kenntnissen heimbringen, wie sie Dir anderweitig manches Vergnügen, das man der Jugend zu gönnen hat, bereiten kann.

Vigo widersetzte sich umsonst länger, er mußte sich zur Reise in die Hauptstadt anschikken. Miguel besorgte ihm stattliche Kleider. Diamanteuringe, Uhren und andere Gegenstände, wodurch ein junger Kavalier mit Glanz auftreten konnte, waren vorhanden, und es mangelte noch weniger an Summen, um dergleichen, nach dem Zeitgeschmack, in Madrit einzukaufen. Mit Wechseln und Empfehlungen wohl versehen, und von einer ansehnlichen Bedienung umgeben, machte sich also der Sohn auf den Weg. Ohne Miguel begleitete ihn auch Susanne.

Man langte in Madrit an, miethete für zwei Monate eine geräumige, und vornehm eingerichtete, Wohnung. Vigo stattete Besuche ab, und wurde viel eingeladen. Er sah Schauspiele und Stiergefechte, fand sich in Musäen und Büchersäälen ein. Daß er zeither nur auf dem

Lande gelebt hatte, bemerkte man wenig an seinem Betragen, ja bald war alles daraus gewichen, was etwa an Fremdheit mit dem feinsten Ton des Hochlebens hätte erinnern mögen. Deshalb legte sich der junge Edelmann keineswegs eine Darstellungsmanier zu, wie sie etwa leichtsinnige Höflinge zeigten. Er war anständig beredt, gewandt, verbindlich, doch aber so bescheiden als zurückhaltend. Die Warnungen Miguels, mit jungen Männern, deren Unterhaltung sich um nichts als Ergötzlichkeiten drehte, sich nicht einzulassen, nahm er pünktlich zur Vorschrift, floh ihre Gespräche und hielt sich zu Damen, oder älteren ernsten Männern. Dies zog ihm bei Jenen, worunter Einige schon Plane geschmiedet hatten, wie sie den Neuling in ihre Kreise ziehn, sich an seiner befremdenden Unbekanntschaft mit vielen Genüssen, belustigen, ihm Unterricht in Sittenverderb ertheilen, oder den reichen Erben im Spiele rupfen wollten, manche spöttische Nachrede zu. Vigo blieb seinem Systeme treu, und die, welche ihn zu einem Gegenstand ihrer Verführungen hat-

ten machen wollen, sahen sich genöthigt, das Vorhaben aufzugeben.

Den Damen hingegen waren seine Aufwartungen ungemein willkommen. Mütter, die mit Töchtern versehen waren, Töchter selbst, die einem reichen Bräutigam heimlich entgegen seufzten, bewiesen ihm überall Aufmerksamkeit, und gaben ihren Unterhaltungen mit ihm, schmeichelhafte Wendungen. Wenn ihn schon jedes, mittelbar oder unmittelbar zugetheilte, Lob erröthen machte, so gefiel ihm dennoch die zuvorkommende Art, womit ihn die Damen behandelten, gar sehr. Er nahte sich ihnen mit wachsendem Vertrauen, fragte nach vielen Dingen, die ihm noch unbekannt waren, und sah sich immer gefällig belehrt. In diesem Umgang nahm die Feinheit seines Betragens zu, wie seine Gespräche witziger und geistvoller wurden. So entflohen die zwei Monate. Er hatte allerdings viel gesehen, viel gelernt, viel an Verfeinerung gewonnen, doch an dem alten unschuldigen Sinn nicht das mindeste verloren. Manche Gegenstände hatten ihm lebhafte Freude verursacht, unter

andern gute Schauspiele, doch hing er auch nicht so sehr daran, um nicht Madrit, ohne Unmuth über die Abreise, verlassen zu können. Ja die Sehnsucht, zu dem blinden Vater heimzukehren, regte sich so lebendig, daß er, als ein Brief desselben, ihm ein längeres Bleiben zugestand, von der Verwilligung keinen Gebrauch machte.

Auf seiner Heimreise besuchte er aber noch einen Verwandten, den Don Joseph de San Lucar, weil das auch sein Vater gewünscht hatte, und die Güter desselben von Vigo's Geburtsort nicht weit entfernt lagen. Hier war es ihm vorbehalten, zum Erstenmale zu empfinden, was seiner Brust noch immer fremd geblieben war.

Er hatte daheim seinem Vater, neben Geschichtswerken, auch Dichtungen und — obwohl seltener — Romane vorgelesen. Doch auch Donna Eusebia hatte von je an vorsichtige Sorge getragen, daß sich keiner darunter befände, dessen Styl und Inhalt nicht die reinste Anständigkeit athmete. So war ihm die Liebe aus Beschreibungen bekannt geworden, doch immer nur hatte er sie da, in einem so edlen als geheimnißvollen

Lichte, gesehn. So urtheilte er auch darüber, und wenn leise natürliche Regungen, die jede Jugend im Gefolge bringt, auch in seinem Busen erwachten, so waren sie doch in eine Dunkelheit gehüllt geblieben, die er nie zu durchdringen vermochte. Nie aber hatte ihm wirklich eine weibliche Schönheit angesprochen, und auch neulich in Madrit, war es immer nur ein Zug des freundschaftlichen Wohlgefallens, der ihn zu seinen Annäherungen bei den Damen bewog.

Nun sollte es anders seyn. In dem Hause des Don Joseph angelangt, sah er sich mit freudigen Bewillkommungen überhäuft, alles war froh, endlich einen Vetter, den man immer zu sehen gewünscht, von dem der Ruf so viel Gutes gesagt hatte, kennen zu lernen. Besonders konnte die geschwätzige Donna Emanuele ihrer Freudenbezeugungen kein Ende finden, wie dem Bestreben, den unverhofften Gast ja, zu seiner vollkommensten Zufriedenheit, zu empfangen und zu bewirthen. Don Joseph war nicht minder freundlich, obschon nicht so wortreich, weil er

sich meistens still zu verhalten pflegte. Sein Sohn, Don Pedro, sagte artige Höflichkeiten genug, doch mit Frost und einer großstädtischen angenommenen Nachläßigkeit. Denn er wollte zeigen, daß er einen Theil seiner Erziehung in Madrit genossen hatte. Kein Wort dagegen, sagte zu ihrer Begrüßungsneigung die Nichte vom Hause, Donna Cajetania. Sie schien überhaupt tiefsinnig und schwermüthip. So nahm man auch an der Abendtafel Platz, und hatte dort wohl eine Stunde gesessen, als Don Vigo von seiner jungen weitläuftigen Verwandtin noch nicht ein Wort gehört hatte.

Demungeachtet machte diese stumme Schönheit, von dem Augenblicke seines Eintretens an, eine Wirkung auf sein Gemüth, wie er zuvor sie nimmer empfunden hatte. Ihm war, als ob in den geheimsten Tiefen desselben, alles blühe und glühe, als ob eine neugeschaffene innere Welt in ihm entstände. Ueber seine ganze Vergangenheit schien ihm sich eine Nacht zu breiten, die Gegenwart erst ein Licht anzuzünden, und damit in seine Zukunft zu leuchten. Un-

willkührlich mußte er die Blicke immer nach Donna Cajetania hinlenken, dann schien es ihm in einer Minute, diese Gestalt habe bereits lange in einem ahnenden Gebilde vor seiner Seele geschwebt, und in der anderen, dies sey eine Erscheinung aus einer fremden Welt, nicht habe ihm das Leben, nie die Hoffnung etwas, dieser Göttlichen ähnliches, gezeigt.

Bald war er in sich versunken, und gab den übrigen Tischgenossen, wenn sie das Gespräch zu ihm wandten, verwirrten Bescheid, bald fürchtete er, seine peinliche Unruhe könne bemerkt werden, fing redselige Unterhaltung an, die eben so schlecht zusammenhing, als zuvor seine gedankenlosen Antworten. Es traf sich häufig, wenn er nach Donna Cajetania hinuntersah, daß auch sie zu ihm herblickte, dann fühlte er plötzlich Flammen an den Wangen, ja es schien ihm einmal, als ob auch Cajetania die vorher bleichere Farbe, mit einer höheren wechselte. Er deutete sich das sehr schlimm, als ob sie sein öfteres Gaffen mißbilligend wahrgenommen habe, und aus Unmuth über das Nicht-

ziemende erröthet sey. Fortan wagte er kaum noch, wozu ihn eine heiße Sehnsucht nach dem Entzücken der Anschauung trieb, oder suchte es doch mit der behutsamsten Verstohlenheit zu vollbringen.

Einmal fing Don Joseph scherzend an: Nun, Vetter, da Sie in Madrit waren, haben Sie dort nicht eine schöne reiche Braut sich ausgesucht? Dies Wort traf Vigo's Gefühl wie ein Blitzstrahl. Ohne es zu wollen, mußte sein Auge schnell wieder auf Cajetania fallen, welche diesmal, von diesem Blick, in eine sichtbar dringende Verlegenheit gerieth, ob sie ihn übrigens scharf genug, und eben so unwillkührlich, wiederleuchtete. Die Antwort auf jene Frage blieb Vigo schuldig, und würde noch mehr außer sich gewesen seyn, wenn nicht die geschwätzige Hauswirthin sich gleich in die Unterredung gemengt hätte. Nein, fing sie an, wenn der Vetter heirathen will, werbe ich ihm eine Braut. Ich reise selbst nach Madrit, und denke schon so zu wählen, daß er zufrieden seyn soll.

Bei dem Anfang dieser Rede hatte der

Gast

Gast freudig zu Donna Emanuele aufgesehen, hernach aber den Blick düster vor sich hingesenkt.

Don Pedro, der seiner Mutter mit geringem Anstande begegnete, weil sie ihn, in ausschweifend blinder Liebe, verzogen hatte, tadelte ihr Anerbieten spottend. Der Vetter wird Ihrer dazu nicht bedürfen, liebe Mutter, sagte er, darin haben wir Männer einen feineren Takt. Ich wenigstens bitte, daß Sie ja sich meinetwillen nicht bemühn.

Vigo, der gegen seine Eltern sich von je an der zartesten Ehrerbietung befleißigt hatte, fand Don Pedro's Bemerkung sehr unziemend, ob er ihm schon heimlich Recht gab, daß man einen Gegenstand der Liebe selbst erkiesen müsse. Die Mutter war inzwischen weit entfernt, den Ausfall des unmanierlichen Sohnes zu ahnden, sie lachte vielmehr darüber, wie bei anderen ähnlichen Gelegenheiten. Aber Vigo fing im Ernst an, Don Pedro zu hassen, als er Donna Cajetania Bitterkeiten sagte. Dies geschah in einem Augenblick, wo sie nicht gleich wahrnahm,

daß er ihr einen umgehenden Teller reichte, und in ihrer Verwirrung das Tischtuch ein wenig begoß. Da sagte Don Pedro: er könne nicht begreifen, welche Nebengedanken sie abhielten, sittlich zu verfahren, und des armen Mädchens Antlitz glich einem Scharlachtuch. Gern hätte Vigo ihren Verdruß blutig rächen mögen.

Nun sagte Don Joseph: Aber die Nichte ist Heute ungewöhnlich still. Rede doch, Mädchen, hast ja sonst manches zu erzählen. Donna Cajetania entschuldigte sich mit einem Kopfweh, das sie zu empfinden vorgab. Es waren die ersten Laute, die Vigo aus ihrem Munde hörte, und wie unbedeutend sie auch seyn mochten, entzückte ihr Klang den Fremden. Don Pedro aber meisterte jetzt den Vater. Man lasse sie, sprach er, entzieht sie uns ihre Unterhaltung, verlieren wir wenigstens nicht viel daran.

Vigo konnte nicht umhin, einen zornigen Blick auf den Mann zu richten, der sich unterstand, ein Mädchen wie Donna Cajetania, zu beleidigen. Das blieb jedoch unbemerkt, und die Wirthin drängte das Gespräch durch viele breite

Alltäglichkeiten, die von ihren Lippen strömten, vorüber.

Endlich begann der Wirth, Gesundheiten auszubringen. Vigo's Vater mußte zuerst hoch leben, dann kamen andere Verwandte an die Reihe. Donna Emanuele begehrte nun schäkernd, ihr Gatte sollte auf das Wohl der künftigen Braut des Vetters trinken, und ermahnte, alles solle die Gläser nehmen. Das Wort traf unsern Jüngling wieder bis in jede Tiefe der Brust, und als Cajetania bebend ihr Glas herüber langte, stieß Vigo so ungeschickt an, daß sie es fallen ließ, und von dem unfreundlichen Pedro neue Verweise zu hören bekam. Um Vergebung, mein Herr! rief Vigo, ich hatte Schuld, nicht die Dame. Donna Emanuele tischte gutmüthig, daß sich kein Streit entzündete.

Herr Vetter, nahm Pedro das Wort, mir erzeigten Sie übrigens keine kleine Gunst, wenn Sie nicht heiratheten.

Auch nur in einem Falle wird es geschehn, fuhr Vigo heraus.

Don Pedro setzte hinzu: Denn, wenn der Lehnsvetter Rodrigo de Mantinona, der ohnehin nicht mehr jung und ohne Leibeserben ist, sterben sollte, und Sie wären unvermählt, fiele Ihr Lehn einst an die San Lucar. Ueberlebte ich Sie nicht, könnte es meinen Söhnen doch zu Gute kommen, deren ich mir nächstens zu verschaffen denke, denn ich will nun vollen Ernstes zu einer Heirath sehn.

Vigo antwortete nicht, dachte aber heimlich: würde ich es sonst schon nicht thun wollen, jetzt doch, damit ich dem Widrigen nicht zur Gunst lebte. Donna Emanuele zeigte sich nach dieser Anmerkung ihres Sohnes noch weit freundlicher gegen Vigo, Don Joseph sagte aber: Ich hoffe, der Vetter hat, was mein Sohn sprach, als Scherz aufgenommen.

Dann nahm er das Glas wieder, und trank es Cajetania mit den Worten zu: Deine Aebtissin mag leben.

Die Nichte wurde plötzlich bleich, und nicht anders ging es Vigo. Don Joseph benachrichtigte ihn: sie werde nach drei Tagen zu den

Cölestinerinnen als Novize gehn. Donna Emanuele fiel traurig ein: O Gott! ich verliere so ungern sie, liebe sie mit wahrhaftem Muttergefühl, aber sie lebte von Kindheit an, in frommen andächtigen Träumereien, entzog sich aller heiteren Fröhlichkeit, blieb meistens auf ihrem Zimmer, und betete. Das ist nun doch ein sichtlich innerer Beruf zum heiligen Gewand, dem soll man nicht widerstreben. Auch freut sie sich innig auf die schöne Zeit, wo sie sich, von allem Unheil der Welt abgeschieden, nur mit ihrem Seelenheil beschäftigen wird.

Vigo saß wie versteinert bei dieser Nachricht. Der widerwärtige Pedro gab auch sein Wort darein, und sagte: Wenn es noch keine Nonnenabteien gäbe, müsse eine eigne für Cajetania erbaut werden. Denn sonst zieme sie weder in gebildete Zirkel, noch in den Ehestand, weil ihr alle feine Weiblichkeit so mangle.

Der Vater verwies ihm die unbescheidene Rede diesmal, obgleich Donna Emanuele ihn vertrat. Jener sagte zu seiner Gattin: Ist Cajetania finster geworden, so hat eine Erziehung,

gegen die ich umsonst so manches einwandte, Schuld. Allen heitern Gesellschaften wurde sie entzogen, nicht entfernte sie sich aus freiem Antriebe daraus. Von dem inneren Beruf zum Schleier glaube ich nichts, und vermuthe, das Probejahr wird ihn ihr schon leid machen. Meinetwillen trete sie dann immer wieder ab, nichts habe ich dagegen, werde sogar den Entschluß billigen.

Mutter und Sohn erhoben nun gegen seine Meinung einen lebhaften Streit, er schwieg endlich mit Unwillen, und hob die Tafel auf.

Vigo begab sich in das ihm angewiesene Schlafzimmer. Nie hatten so ungestüme Empfindungen seine Brust bestürmt. Er mußte sich eingestehn, daß er liebe, zum Erstenmale liebe, und begriff nun die hohe wundergleiche Gewalt dieser Leidenschaft vollkommen. Donna Cajetania schien ihm eine Göttin, aus himmlischen Gefilden herabgestiegen, ihr Besitz ein Gut, eine Glückseligkeit, die zu träumen, ihm schon verwegen galt. Dennoch zielten alle, jung und neuerwachte, Hochgefühle in seinem Busen, nach

diesem beseligenden Wunsche hin. Auf der anderen Seite thürmten sich endlose Schwierigkeiten vor ihm auf. Er zählte etwas über einundzwanzig Jahre, vor dem Antritt des fünfundzwanzigsten war es ihm, zufolge des, seiner Mutter abgelegten Eides, nicht zugegeben, sich zu vermählen. Freilich, wenn er sich eine Heirath mit Cajetania dachte, mit all' dem Entzücken, welche diese kühnsüße Vorstellung im Gefolge hatte, fand er das Erwarten, noch lange Jahre hindurch, nicht schwer, ja eher wohlthätig. Ihm schien, zu so einem gekrönten Schicksal hätte sich das Herz erst lange lange weihend vorzubereiten. Allein er hatte auch, mit namenlosem Schrecken erfahren, das herrliche Mädchen würde den Nonnenschleier wählen. Donna Emanuele hatte behauptet, eine innere heilige Neigung begründe den Entschluß, Don Joseph aber war von einer abweichenden Ansicht gewesen. Welche von beiden Meinungen mochte die richtige seyn? Ihm deutete sich die erste als eine solche, weil Cajetania die ganze Tafelzeit hindurch eine trübsinnige Wehmuth beobachtet hatte.

In diesem Fall stand also nichts, nichts für seine Liebe zu hoffen. Er hatte nur wünschen gelernt, um ewig zu entbehren, um die fürchterlichen Qualen des Entbehrens kennen zu lernen. Und war dem nicht also, ging Cajetania nur auf fremde Einwirkung ins Kloster, öffnete sich dann für ihn eine freudige Aussicht? Durfte er, der jetzt den eignen Werth in einen niedrigern Anschlag brachte, als je zuvor, durfte er daran glauben, des entzückenden Mädchens Gegenliebe je zu verdienen, zu erringen? Nur trübe Zweifel erhoben sich da vor seiner Seele. Auch auf den Widerstand der Pflegemutter, schien es, ließ sich in einem solchen Falle zählen. So war denn der ganze Himmel der Liebe getrübt, und sein Herz fühlte sich gestört, zerrissen. Was konnte er thun? Schweigen oder Handeln? Bei dem Einen fürchtete er unterzugehn, zu dem andern fehlte ihm aller Muth, es blieb ihm unmöglich, sich zu irgend einem Entschluß zu ermannen.

Er brachte eine schlaflose Nacht hin. Viele Anschläge wurden gemacht und wieder verwor-

sen. Er wollte Miguel um Rath fragen, ein Schaamgefühl, das ihn hätte zermalmen mögen, mahnte ihn wieder von dem Vorhaben ab. Er dachte sich Susannen zu vertrauen, die ihm stets freundlich, hold und ergeben war. Doch von ihr, wie von ihrem Manne, sah er Vorwürfen entgegen, daß er auch nur einen Gedanken an Vermählung ergreifen könne, ehe der von seiner Mutter am Todtenbette anberaumte Zeitpunkt abgelaufen sey. Er beschloß, alles bis zu seiner Heimkunft aufzuschieben, sich dem Vater dann zu Füßen zu werfen, und ihm seine Liebe offen zu bekennen. Allein er fürchtete wieder, der Alte würde zürnen und trauern, daß er ihm nun den, so oft zugesagten, erheiternden Beistand, in seiner kläglichen Umnachtung, entrücken wolle. Genug, Vigo ängstete sich in fürchterlichen Schmerzen der Liebe, ohne einen Ausweg zu erblicken.

Den andern Tag hatte man viele Gäste eingeladen, er floh in Zerstreuungen hin. Vigo nahm zwar den fremdesten Antheil, wenn ihm gleich zu Ehren, die Festlichkeit angeordnet wor-

den, suchte nur Cajetania zu sehn, die Heute noch mehr zurückgesetzt, vernachläßigt wurde, allein der Pfeil der Liebe grub sich mit jedem Anblick, mit jedem Bedauern ihres Schicksals, tiefer ein.

Am nächsten Morgen reis'te er ab, ohne Cajetania noch einmal gesprochen zu haben, denn sie fand bei seinem Abschiede sich nicht ein, und er konnte die Frage nach ihr nicht über die Lippen bringen.

Desto trauriger, desto ärmer an Hoffnungen, trat er seinen Weg an. Sowohl Miguel als Susanne, beobachteten die mit ihrem jüngeren Herrn vorgegangene Veränderung, und unterließen auch nicht, gutmüthig um den Grund seiner Betrübniß und seltnen Anwesenheit der Seele, zu forschen. Er wich ihnen aber durch Erdichtungen grauenvoller Träume, welche in den letzten Nächten seinen Schlaf gestört hätten, und ihm Unglück zu weissagen schienen, aus, und so, daß ihnen die Wahrheit dennoch ein Geheimniß blieb, und sie ihm das Gemüth vielmehr durch Vorstellungen über die Nichtigkeit von Traumgesichten, aufzuhellen suchten.

Er langte wieder bei seinem Vater an, den er, durch Erzählung des in Madrit Gesehenen, unterhalten mußte. Die Veränderungen in dem blassen Gesicht des Jünglings, konnte der Blinde nicht wahrnehmen, und fehlte seinen Berichten, aus Mangel an Seelenruhe, bisweilen Zusammenhang, so meinte Jener, der Unerfahrne habe unvollkommen beobachtet. So ahnte also auch der Alte nicht, was mit Vigo vorgegangen war, und nach einiger Zeit bekam sich dieser auch mehr in eigne Gewalt, und hehlte den inneren Zustand Jedermann.

Demungeachtet blieb sein erster Gedanke am Morgen, seine letzte Sehnsucht am Abend, Cajetania. Ja, fast unaufhörlich beschäftigte seine Einbildung sich mit ihr. Wenn er fortan dem Alten vorlas, nahm er am liebsten Romane zur Hand, die voll verliebter Abentheuer waren. Mit rothglühenden Wangen theilte er ihren Inhalt dem horchenden Vater mit, die Phantasie stets die erzählte Handlung theilend, und die liebenden Mädchen, von denen erzählt wur-

de, sich unter dem Bilde der eignen Geliebten vorstellend.

Bei aller Wachsamkeit Miguels, fertigte Vigo doch einen heimlichen Boten, nach dem Kloster der Cölestinerinnen ab, und ließ Erkundigung einziehen, ob Cajetania wirklich dort als Novize angelangt sey. Er hörte, es sey geschehen, und nun sollte sein Späher um jeden Preis auszumitteln suchen, wie es dem Fräulein in der Abtei gefiele, ob eine Neigung zum Schleier in der That bei ihr vorhanden wäre, oder das Gegentheil vermuthet werden könne. Hier war die Auskunft schwieriger, und der Bote brachte eine nur unvollko[illegible] Meldung zurück. Er hatte die Nachricht einziehen können, daß Cajetania ihre andächtigen Pflichten pünktlich vollziehe, doch keine andere. Auch eine tiefe Schwermuth sollte zwar an der Novize beobachtet worden seyn, allein diese ließ mehrere Deutungen zu, und die empfangene Kunde blieb also für Vigo sehr unbefriedigend.

Er that nun, was er vermochte, sich mit standhafter Geduld zu waffnen. Alles schien

ihm auf das Ende des Probejahrs anzukommen. Er sagte sich: Nimmt Cajetania dann auf Lebenslang den Schleier? o Gott, so ist ihr heiliger Beruf klar, wie ihre Abneigung gegen Welt, Liebe und Ehe! Dann muß ich sie dem Himmel, der sie gebietend fordert, lassen, und jammernd das Leben hinweinen. Sollte dagegen, wie Don Joseph es vermuthete, die klösterliche Abgeschiedenheit ihr leid geworden seyn, denn kann ich es wagen, ein Licht der Hoffnung in meinem trauernden Busen anzuzünden. Ein Jahr stehe ich auch dem Zeitpunkt näher, wo ich mich vermählen darf. Zu lieben hat die sterbende Mutter doch mir nicht untersagt, nicht ich selbst, kein Gott könnte auch in meinem Herzen die Flammen austilgen. Streben, Ringen um Gegenliebe zu verdienen, bis ich das fünfundzwanzigste Jahr angetreten habe, dies kann neben meinem Eid gar wohl bestehn. Ich kann auch dem Vater mich entdekken, ihm doppelte Pflege zusagen, wenn sie mein wird, und sie einst halten. Ja bis zu Ende des Probejahrs muß ich alles in tiefer

Brust verhehlen, dann wird das Geschick den Stab über mich brechen.

Einige Tage vor Ablauf dieser Zeit, bat Vigo seinen Vater, ihm zu erlauben, daß er bei Don Joseph de San Lukar einen Besuch abstatten dürfe. Gern willigte der Alte ein, da er oft von seinem Sohn verlangte, er möchte sich außer dem Hause eine Zerstreuung bereiten. Von Miguel gefolgt, machte dieser sich auf den Weg.

Er wollte dort nur hören, was man von Cajetania's Entschluß wisse. Danach zu fragen, hatte er freilich nicht unbefangene Vorstellung genug, allein Donna Emanuele kam ihm schon mit der zermalmenden Nachricht entgegen: ihre Nichte werde Uebermorgen als Braut des Heilandes für immer eingekleidet. Vigo hatte Mühe, aufrecht stehn zu bleiben.

Donna Emanuele fügte hinzu: sie würde selbst nach der Abtei reisen, um der heiligen Ceremonie beizuwohnen. Ja, sie lud Don Vigo de Mantinona ein, sie dahin zu begleiten, um auch die Feierlichkeit mit anzusehn. Er sagte es

in der Betäubung zu, ob es ihn gleich hernach wieder gereute.

Eine schreckliche Nacht folgte. Hatte er sich gleich auf den möglichen harten Schlag vorzubereiten gesucht, so war er jetzt demungeachtet, einem Donner ähnlich, auf ihn gefallen. Alle seine Kräfte waren abgespannt, die Zukunft schien wie Grabesnacht vor ihm zu liegen. Er badete sich in Thränen, und kämpfte lange mit dem Vorhaben, die Abtei zu besuchen, oder nicht. Endlich entschloß er sich dazu: ich will noch einmal sie sehn, rief er, und dann verzweifeln.

Der folgende Tag floh unter schrecklichen inneren Martern hin, und je ängstlicher er sie hehlte, je mehr nagten sie an seinen Kräften. So glich er denn, in bleicher Entstellung, fast einem wandelnden Leichnam, als er endlich mit Donna Emanuele in der Kirche anlangte, und auf die feierliche Handlung betäubt hinstarrte.

Was in dieser Kirche geschah, ist Oben bereits erzählt worden.

Drittes Kapitel.

Was Donna Cajetania unter den Cölestinerinnen weiter erfuhr.

Wir haben gesehn, was über Donna Cajetania verhängt war. Donna Emanuele wollte um jeden Preis ein hartes Mutterrecht üben, wobei sie demungeachtet, einmal über das andere, von ihrer Liebe zu dem Pflegekinde sprach, und diese Empfindung, in Schmeichelworten und Umarmungen, zu beweisen suchte. Nicht weniger schrieb sie von jetzt an, täglich an Cajetania Briefe, welche dieser auch, unter den waltenden Umständen, eingehändigt wurden. Der Inhalt bestand immer aus den wiederholten Ermahnungen und Beschwörungen, sich in das ihr gefallene Loos mit Andacht und Ergebung zu finden, unterstützt von vielen Gründen de[illegible]eligion und mannigfachen, alltäglichen Vernünfteleien, welche ihr das Leben außer der Kirche, in abschreckenden Gemälden zeichneten, und bestimmt waren, es ihr zu ver-

verleiden. Das Ende eines jeden Schreibens wies immer auf die unvermeidliche Nothwendigkeit hin, zu wollen, was sie müsse. Denn nie, betheuerte die Pflegemutter, werde sie durch irgend ein Flehen sich bewegen lassen, das einmal dem Himmel zugesicherte Gelübd', ihm ihre nächste Verwandtin zur Dienerin zu weihen, zu brechen.

Alle diese Briefe entsprachen der gehofften Wirkung nicht im Geringsten. Donna Cajetania bestand darauf, sie werde den Schleier nicht nehmen, und jedesmal, wenn man sie wieder zum Altar schleppte, dort, vor Gott und der versammelten Gemeine, ihr Nein aussprechen.

Die Aebtissin begab sich oft auf ihre Zelle, und unterließ nichts, was, ihrer Erwartung nach, Donna Cajetania bewegen konnte, das ungestüme Widerstreben zu enden. Doch alle fromme Beredsamkeit drang nicht ein. Mochten ihr noch so viel himmlische Palmen, und leuchtende Glorien unter den heiligen Märtirern, zugesagt werden, sie stemmte ihre Ueberzeugung dagegen: ewiger Lohn sey auch durch Tugend in

den Kreisen des Lebens zu gewinnen, sie berief sich auf viele Aussprüche in den Kirchenvätern, welche den klösterlichen Stand ohne freien Willen verwarfen, ja sie begehrte, man solle ihr nur eine Stelle in der heiligen Schrift zeigen, wo das Nonnenleben geboten wäre. Sie vertheidigte ihre Ansicht mit kräftiger geistlicher Gelehrsamkeit, es schien, sie habe das Probejahr hindurch nur darum so viel in den Klosterschriften gelesen, um selbst die Anwaldin ihrer Sache seyn, und sie auf triftige Gründe der Religion stützen zu können.

Auf diesem Wege kam die Aebtissin nicht mit Donna Cajetania aus, manche Controverse brachte sie vielmehr zum Schweigen. Demungeachtet aber wollte die Pflegemutter, welche täglich Nachrichten von dem Betragen ihrer Nichte empfing, keineswegs den alten Sinn ändern, und die Aebtissin suchte eine Art von frommer Ehre darin, gegen eine so seltene Hartnäkkigkeit, das, was sie die Rechte des Himmels nannte, durchzusetzen. Ob es nicht vielmehr die irdischen Vortheile der Ihrigen waren, die sie

entschlossen handeln ließen, mag dahin stehn, sie spornte jedoch sich selbst durch fromme Rücksichten an. Die Zusage jener Dame mußte nicht gebrochen werden, und der feste unerschütterliche Sinn derselben, konnte ein Wink von Oben seyn. Bei dem Allen ließ sich einem Auftritt in der Kirche, wie der vorige, nicht ohne viele Unruhe entgegen sehn. Die Gemeine hatte man zu achten, ihre Mißbilligung, die schon letzthin deutlich genug sich angekündigt hatte, schadete dem Ruf der Abtei, entzog ihr vielleicht manche Vortheile. Gelangte die Sache vor das geistliche Oberhaupt der Provinz, so konnte man den Befehl erwarten, die Novize frei zu geben. Sollte also Donna Emanuele ihre Absicht erreicht sehn, und die Aebtissin den Ruhm davon tragen, die entschiedenste Widersetzlichkeit gegen das klösterliche Leben, durch andächtiges Entgegenwirken beseitigt zu haben, so mußte die Ceremonie der Einkleidung so von Statten gehn, daß nicht allein Donna Cajetania mit ihrem Jawort zustimmte, und hierdurch die Weihe herkömmlich bekräftigte, sondern es mußte auch

vor aller Welt scheinen, sie habe diese Einwilligung mit Freiheit ausgesprochen. Dies war der Punkt, worauf alles ankam.

In sofern also weder andächtige Vorstellungen, noch freundliche Schmeicheleien ihr Ziel erreichten, schien es nöthig, auf andere Maasregeln zu sinnen. Die Nahrungsmittel, welche in dieser Abtei den Gottgeweihten zukamen, waren an sich schon einfach, und kräftigten den Leib nur so eben, daß er hingehalten, und die frommen Pflichten zu vollziehen tauglich blieb. Weil jedoch die Aebtissin, Donna Cajetania, in ihrer hohen Gestalt, ihrer blutreichen Frischheit, welche durch allen Gram hervorsah, betrachtete, so meinte sie: es könne nichts anders seyn, als natürliches Uebermaaß von Sinnlichkeit, das sie mit solchem Widerwillen gegen Entsagung begäbe. Dies Uebermaaß, vielleicht selbst vom Teufel hergezaubert, müßte zu vertilgen gesucht werden, die Nerven entspannt, die Lebenssäfte gemindert, die üppige Muskelnfülle verjagt, dann könnte die Seele, nicht mehr von Wallungen bestürmt, zu dem ruhigen Gleichge-

wicht gelangen, das frommen Kontemplationen so zuträglich ist. Es ließ sich hoffen, das Leben würde von allem Reiz entkleidet seyn, wenn Sehnsucht und Verlangen gewissermaaßen gestorben wären. Und in einem solchen Zustande pflegt der Geist den Fittig desto reger nach Oben hin zu schwingen. Es sind die Fasten, welche zuerst wachend Traumgesichte erschauen, selbst an Gemeinschaft mit Geistern glauben. Dann wird Cajetania anfangen, für das klösterliche Brautgewand zu schwärmen, sie wird auch, nur wenige Monate hindurch, der Gestalt eines Todtengerippes künstlich angenähert, nicht mehr den Muth aufbringen, ihr feierliches Ja zu versagen.

So urtheilte die andächtige Vorsteherin der Abtei, und säumte nicht, den klugersonnenen Plan in Ausführung zu bringen. Donna Cajetania wurde also auf eine Diät gesetzt, gegen welche eine Karthäusertafel hätte Schlemmerei genannt werden mögen. Dies behagte dem vollsäftigen, kernhaften Mädchen eben nicht. Sie war immer gewohnt, mit tapferem Appetit zu speisen, hatte dieserhalb auch manche unartige

Bemerkung des ihr nie freundlichen Pedro hören müssen, gleichwohl Donna Emanuele sie bei ihrer gesunden Eßlust in mütterlichen Schutz genommen, und ihr noch heimlich, wonach sie verlangte, zugesteckt. Schon das Novizenjahr konnte in diesem Betracht keineswegs gefallen, um so mehr empörte sie die gegenwärtige Behandlung. Sie stellte deshalb die Aebtissin muthig zu Rede. Ewig, sagte sie, werde ich es unbegreiflich finden, daß meine nahe Verwandtin, meine Pflegemutter, die sonst mir gütig und zärtlich begegnete, sich in den grausamen Wahn verirrt hat, mich lebendig in einen heiligen Kerker zu begraben. Doch auch mich dort dem Hunger übergeben zu sehn, ist gewiß nicht ihre Absicht; so kann sie bei allem abergläubischen Vorurtheil, das ihren unglücklichen Entschluß gegen mich erwachen ließ, ihr mitfühlendes Herz unmöglich verläugnen. Diese Tirannei fügen Sie hinzu, sie ist Ihre feindselige Erfindung. Ich bestehe darauf, daß sich das andere, hoffen Sie überhaupt nicht, mich in diesen Mauern zu behalten.

Die Aebtissin keifte lebhaft, weil die Sprache, welche das junge Ding gegen das Oberhaupt anzunehmen wagte, nicht gefallen konnte. Sie warf Donna Cajetania abermal vor, wie sehr ihr Herz dem Irdischen zugewendet sey, diese aber bezeigte noch immer keine Lust, es davon loszuketten. Es kam zu Gesprächen, deren letzte Wendung sich oft ins Ungestüme verlief. Donna Emanuele ward um neue Weisungen angegangen. Sie schrieb die besorgtesten Klagen zurück, stellte es jedoch ihrer gottseligen Freundin vollkommen anheim, was ihr zum endlich abzureichenden Seelenheil der Pflegetochter Noth zu thun schiene.

Allein es entflohen Monate, die Gewalthaberin setzte das Hungersystem standhaft durch, erreichte aber demungeachtet nicht, worauf es ankam; ja Donna Cajetania wurde nicht einmal schwächer, magerte nicht ab. Dagegen waren ein Hohn, ein Trotz in ihr Gemüth gezogen, welche die Peinigerin vor Unwillen außer sich setzten. Zuletzt gedieh es sogar dahin, daß

die vielgequälte, und bei dem allen sich stets gleichbleibende Novize, entfliehen wollte.

Die hiezu vorgekehrten Anstalten konnten aber, bei den geringen Mitteln, welche ihr zu Gebot standen, nicht von Belang seyn, auch nicht unentdeckt bleiben. Bei so einem Frevel glaubte nun die Aebtissin, der Zeitpunkt sey gekommen, wo sie, den starren Sinn zu beugen, wenn auch nur auf einige Zeit, sich strengerer Zwangmaasregeln bedienen dürfe. Fortan ging es der armen Cajetania kläglich, wovon Unten weitere Meldung erfolgen soll.

Viertes Kapitel.

Was Don Vigo inzwischen that.

Der Zustand des liebenden Jünglings bei jener entweihten Feier, ist zu Anfang des Büchleins beschrieben worden. Es liegt am Tage,

daß, nach so einem Auftritt, seine Leidenschaft doppelt entflammt werden mußte. Er hatte so weit in das Herz der angebeteten Schönheit blicken können, daß ihr Widerwille gegen alles Nonnenthum entschieden sey. Welches Mitleid für die Gequälte regte sich nun in seiner Brust, wie bewunderte er daneben den seltenen Muth der Stattlichen. Eine junge Heldin erschien sie ihm, die edle Kühnheit verherrlichte sie doppelt in seinen Augen. Und das Entgegenstreben röthete zugleich seine Hoffnungen, ja es dünkte ihm, Cajetania habe einen Blick auf ihn geworfen, der, wenn er sich selbst mehr zu schmeicheln gewagt hätte, auch deutend genug sprach, um ihn zu der glückseligsten aller Ueberzeugungen zu führen.

Er begleitete Donna Emanuele auf ihrer Heimkehr, theilte denselben Wagen mit ihr. Ihre ganze Unterhaltung bestand in lauten Beschwerden, über das was die Nichte sich herausgenommen hatte. Sie zeigte daneben eine peinliche Aengstlichkeit, welchen Ausgang noch die Sache nehmen dürfte, kam jedoch immer auf

das unwiderrufliche Urtheil zurück, Cajetania müsse, es möge auch kosten was es wolle, das einmal über sie Verhängte vollbringen.

Im Anfang schwieg Vigo, dann aber er- mannte er sich zu Einwendungen und eingeleg- ten Fürbitten. Und wie er das schüchterne Stocken überwunden, seine Rede erst Fluß ge- wonnen hatte, riß auch sein Faden kaum wie- der ab. Er verstellte sich zu einem Mitleid im Allgemeinen, das er bei der Lage des jungen Mädchens zu empfinden vorgab. Er hatte nun tausend Gründe gegen unfreiwilliges Nonnen- leben aufzustellen, wußte Beispiel über Bei- spiel zu nennen, wo ein Gewaltverfahren ge- gen die widerstrebende Natur, zu einem tragi- schen Ende geführt hatte. Donna Emanuele zeigte sich dabei erschüttert, die Rührung nö- thigte ihr manche Thräne ab, sie betheuerte, noch mehr Mitleid als Vigo gegen Cajetania zu fühlen, unterbrach dann aber sein Gespräch immer mit vielen Bitten, nichts mehr anzu- führen, was ihr das ohnehin gequälte Herz noch schwerer mache.

Vigo dagegen konnte das Räthsel nicht lösen, wie die Dame, bei aller sichtbaren und eingestandenen Rührung, dennoch auf dem alten Willen bestehen könne. Er hehlte seine Verwunderung nicht, und fügte die schmeichelhaftesten dringendsten Bitten hinzu: Donna Cajetania frei zu geben. Es erfolgten demungeachtet nur wortreiche Gegenbitten, mit einem Flehn, dem sie nimmer zu begegnen vermöchte, ihrer zu schonen. Stets hieß es wieder: Ich habe mein Gelübd' ausgesprochen und darf es nicht brechen. Entgegnete dann Vigo: man dürfe, könne in der Seele einer andern Person nichts zusagen, so wollte der Vernunftsatz in das unzugängliche Herz nicht eindringen, das außerdem sich fühlbar und gutthätig bewies. Vigo faßte die so befremdliche Widersprüchlichkeit nicht, und ging daneben fast unter in heimlich nagendem Kummer.

Auf dem Gute des Don Joseph de San Lucar angelangt, rief die Dame schon aus dem Wagen ihrem Gemahl und ihrem Sohne entgegen, was geschehen sey. Don Joseph merkte

an, er habe es ziemlich erwartet, und gebe seiner Nichte Recht, Don Pedro hingegen rief: so bleibe sie denn Novize oder Kostgängerin, wenn sie nicht Profeß thun will. Nur nicht wieder in die Freiheit. —

Dieser Ausspruch kann Ihr Ernst nicht seyn, unterbrach ihn Vigo heftig. Man begab sich in's Tafelzimmer, und eine neue weitläuftige Unterhandlung über den Gegenstand, begann. Don Joseph zeigte, wie in manchen anderen Fällen, Einsicht und Verständigkeit, doch zum Handeln, wohin ihn der Vetter zu bewegen versuchte, gelangte er Einmal aus Trägheit nicht, und auch darum, weil ihn die Gattin leicht mit Worten überflutete, und eine Art Obergewalt dadurch sich errungen hatte, daß er aus Verdrossenheit, und gemachten Erfahrungen, alles klare Beweisen verfehle hier sein Ziel, bald aufhörte, sich gegen ihr Wollen anzustemmen, mochte es auch vernunftlos seyn. Und es giebt ohne Zweifel sehr viele Gatten auf Erden, welche darum Mannes Würde im Ehestande schlecht behaupten, weil sie ihre Ohren gern mit Ruhe scho-

nen. Genug, Donna Emanuele pflegte ihr Vorhaben meistens durchzusetzen, ausgenommen, wo ihr Sohn eine andere Meinung hegte. Denn da kam die Reihe des Nachgebens an sie. Daß er inzwischen diesmal seiner Mutter beigetreten war, hörten wir schon, und desto geringere Hoffnung für Donna Cajetania.

Alles Einreden, alles Flehn blieb umsonst, Vigo reis'te noch den nämlichen Tag wieder ab, und eilte zu seinem Vater zu kommen.

Das Herz überschwänglich voll, die Augen in Thränen gebadet, warf er sich diesem zu Füßen. Die ganze Lage seines Gemüths wurde offen eingestanden, und der Alte so schmeichelnd als dringend angegangen, seiner heftigen, durch billiges Mitleid noch mehr entflammten Liebe, keine Hindernisse in den Weg zu legen. Die verstorbene Mutter wollte, rief er, daß ich vor Antritt meines fünfundzwanzigsten Jahres keine Heirath vollzöge. Wohlan, das zweiundzwanzigste ist eben zurückgelegt, gar wohl kann ich den verlangten Zeitraum abwarten, wenn man nur meine Geliebte aus ihrem Kerker befreit.

Auf ihre Abneigung dagegen gründe ich mein Hoffen auf Gegenliebe, die ich während der zweijährigen Frist zu verdienen ringen kann. Fürchten Sie deshalb nicht, mein theurer Vater, eine geringere Pflege. Ich würde den Rath wagen, Donna Cajetania, deren Aufenthalt in dem Hause der San Lucar wenig erfreulich seyn mag, zu sich in's Haus zu nehmen, so hätten Sie noch einen zärtlichen Beistand mehr. Aus glühender Dankbarkeit würde sie in dem Eifer, Ihnen zu gefallen, nicht Maas oder Ziel kennen, dafür sehe ich sie an. Ich übersehe nicht, was gegen meine Heirath die Klugheit einreden könnte. Donna Cajetania besitzt eine sehr kärgliche Mitgift, ihr Vater hatte auch ein Lehn, das nämliche, das auf Don Joseph übergegangen ist, und einst Don Pedro anheim fallen wird. Mir haben Bekannte oft gesagt, ich würde leicht ein Mädchen, das mir baaren Reichthum zubrächte, finden, allein, da die Mutter ohnehin so für mich sorgte, da meine Bedürfnisse beschränkt sind, glaube ich einen Zuwachs an Vermögen leicht entbehren zu kön-

nen, und das Glück der Liebe gilt meinen Wünschen unendlich mehr, wie alle Schätze von Mexico und Peru. Ich flehe, mein edler Vater, versagen Sie dieser Liebe Ihre Billigung, Ihren Beistand nicht!

Auch ohne so viele Worte, versetzte der Blinde, hättest Du mich für Deine Liebe gewinnen können. Was dürfte mir willkommener seyn, als Dein Glück. Ich frohlocke, daß Dein Herz endlich gewählt hat, es war lange mein heimlicher Wunsch. Auch ist mir eine unvermögende Schwiegertochter die liebste, weil von ihr sich Neigung zur häuslichen Eingezogenheit mehr hoffen läßt, als wenn sie dem Manne Reichthum zubrächte. Ohne Zweifel wird der eigentliche Grund, weshalb Donna Cajetania das Kloster beziehen soll, Geiz seyn. Man will sich ihrer Erhaltung entübrigt sehen, obschon dies engherzig genug ist, da man von ihrem Vater so bedeutend erbte. Eben so tadle ich schaudernd die Härte, wozu auch nicht einmal irgend eine Ursache vorhanden ist, Cajetania gerade in die Abtei der Cölestinerinnen ge-

bracht zu haben, wo eine unerhört strenge Ordensregel waltet. Diese Abtei sollte nur beziehen, was schwere Gewissensbürden auf sich lud, und durch Entsagungen und Kasteiungen ohne Beispiel, sie dort endlich wegzuwälzen hofft. Die Unschuld dort einzusperren, ist eine ganz zwecklose Grausamkeit. Doch, in sofern Geiz im Spiele ist, erwarte ich, die San Lucar bald von ihrem Vorhaben zu trennen. Ich werde ihnen e[illegible]aren, daß sie auch nicht einen Piaster für Donna Cajetania ferner entrichten dürfen, und daß ihre künftige Erhaltung und Ausstattung, allein unsre Angelegenheit seyn soll. Da werden sie leicht sich fügen, denn jeder Grund, aus dem sie noch widerstreben könnten, ist ja hinweggeräumt.

Don Vigo benetzte des Vaters Hände mit Thränen der Freude, verschwieg ihm aber auch seine übrigen Besorgnisse, wegen Donna Emanuele nicht. Ein Gelübde, rief er, ist es leider, woran ihr unbezwinglicher Eigensinn sich steift.

Der Alte versetzte: Ich werde die San Lu-

car

car hieher einladen. Sie können ihrem blinden Verwandten den erbetenen Besuch nicht abschlagen. Ein verständiger Pfarrer soll zugleich erscheinen, und der abergläubigen Dame, ihren Irrthum, die Nichtigkeit eines Gelübd's in fremder Seele, ja seine Verletzung wahrer Gottseligkeit, an's Herz legen.

Freudig dankte ihm der Sohn, und ein Bote mußte gleich mit einem, von Vigo, im Namen des Vaters aufgesetzten, Schreiben, zu Don Joseph eilen.

Hatte Vigo sonst nicht leicht irgend etwas von Belang gethan, ohne Miguel dabei um Rath zu fragen, so umging er diesmal jene der Mutter geleistete Zusage. Er offenbarte ihm sein Herz nicht. Ihm war, als könne er gerade in dieser Angelegenheit kein Vertrauen zu dem Manne fassen. Er ahnte den Vorwurf, nicht strenge genug, dem Willen der Verstorbenen nachzuleben, und eine Deutung, welche nicht blos eine vor jenem Termin vollzogene Heirath, sondern auch den vorläufigen Entschluß, als widerrechtlich tadelte. Ja, Miguel

war, wenn die Rede auf eine Ehe kam, meistens so weit gegangen, dem jungen Kavalier solche für immer zu widerrathen, und hatte sich dabei auch auf die Ansicht der Mutter am Todtenbette gestützt. Deshalb sagte ihm auch Vigo kein Wort von dem, was jetzt zwischen ihm und seinem Vater vorgegangen war, eben so wenig benachrichtigte er Miguel von der geschehenen Einladung, brachte es vielmehr dahin, daß er mit Susannen eine kleine Reise zu einem Verwandtenbesuch, die er schon lange einmal vorgehabt hatte, jetzt eben antrat. So sah er sich von einem Zeugen befreit, dessen Mißbilligungen zu erwarten standen. Und wenn es dahin gedieh, daß Cajetania in das väterliche Haus aufgenommen wurde, hatte Vigo vor, ihm dennoch so viel als möglich, aus dem eigentlichen Grund dieser Erscheinung, ein Geheimniß zu machen.

Die San Lucar fanden sich wirklich ein. Donna Emanuele überhäufte den blinden Gußman mit Freundschaftsbezeugungen, und vergoß manche Thräne der Rührung über sein Schick-

sal. Don Joseph zeigte eine nicht geringere Theilnahme, und selbst Don Pedro legte, einem Ehrfurcht gebietendem Unglücklichen gegen über, vieles von seinem störrischen Wesen ab.

Als nun Don Gußman beweglich über Cajetania zu reden anfing, um ihre Erlösung aus dem Klosterleben bat, auch hinzufügte, daß neben manchen anderen Gründen, die Zuneigung seines Sohnes ihn vermöge, auf den Gegenstand seines Wunsches anzutragen, da fiel ihm Don Joseph gleich mit großer Wärme bei. Er sprach auch diesmal nachdrücklicher und männlicher, als es lange wohl nicht geschehen war, gegen seine Gemahlin. Immer bin ich ein Feind des über die Nichte geworfenen Looses gewesen, fing er an, doch nun, da ich von der Liebe unsers Vetters unterrichtet bin, erkläre ich, wie ich es nie zugeben werde, daß Cajetania in der Abtei bleibt. Es hieße grausam gegen zwei edle jugendliche Wesen zugleich verfahren, und demnächst alle Achtung vor dem ehrwürdigen Don Gußman aus den Augen setzen.

Don Pedro schwieg, versank aber in Nachdenken.

Seine Mutter schien durch den Vortrag des Blinden aufs Aeußerste überrascht. Sie zitterte sichtbar, dicke Schweißtropfen zeigten sich an ihrer Stirn, Todtenbleiche hatte ihre Wangen entfärbt. Demungeachtet gab sie auf die Erklärung ihres Mannes, wie fest sie auch gethan seyn mochte, nichts, bat dagegen den Blinden unter vielen Thränen, er möchte ihr es nicht übel deuten, wenn sie nothwendig gezwungen sey, gerade diesem Verlangen auszuweichen. Jedes andere hingegen dürfe er nur aussprechen, und wie einen väterlichen Befehl, stehe sie bereit, es zu heiligen. Donna Emanuele ging so weit, sich dem blinden Edelmann zu Füßen zu werfen, und, seine Knie umwindend, ihn anzuflehn, daß er nicht von ihr begehren wolle, was sie mit ihrem Gewissen auf ewig entzweie.

Nun trat der anwesende Pfarrer, zuvor bereits von allem unterrichtet, zu der weinenden Dame hin. Es war ein so verständiger,

als beredter Mann. Im ächten Geist der Religion setzte er ihr Unrecht auseinander, berief sich auf die Kirchengesetze, und mahnte sie an, sich selbst an den Bischof des Sprengels zu wenden, der gewiß das nämliche Urtheil über den Vorgang fällen würde.

Donna Emanuele mußte verstummen. Denn in seiner langen, herzig eindringenden, und vom Licht der Vernunft erhellten Rede, hatte der Geistliche schon zuvor alles entkräftet, was sie zum Vortheil ihrer Würdigung des Gegenstandes aufbringen konnte. Die Dame war außer sich, konnte aber dennoch nicht zum Widerruf ihrer Absichten, zur Stelle vermocht werden. Allein sie ließ Hoffnungen einer Aenderung ihres Sinnes durchschimmern.

Damit war es aber Don Gußman genug. Nicht gleich, sagte er, kann sich der Mensch von dem, was er Jahre hindurch wahr hielt, losreißen. Man lasse der Dame Zeit, und sie wird die alten und neuen Ueberzeugungen ausgleichen.

Vielleicht, doch sage ich es als gewiß nicht

zu, rief Donna Emanuele, die Stimme fast von Thränen erstickt. Alles zeigte Mitleid, eines, die Vernunft so mächtig bestrickenden Fanatismus willen, hoffte demungeachtet das Beste, Don Pedro ausgenommen, der heimlich sowohl vermuthete, nichts würde den lange gehegten Willen seiner Mutter erschüttern, als dabei sich vornahm, seinen Einfluß kräftig aufzubieten, daß es beim Alten sein Bewenden habe.

Nachdem die Fremden sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, legte Don Joseph sich bald zur Ruhe, Don Pedro ging aber noch zu seiner Mutter, ihr allerhand Vorstellungen zu machen. Ich hoffe, sagte er, das Pfaffengeschwätz soll Sie so wenig irre führen, als Sie den unbefugten Bitten der Mantinona Ihre Charakterfestigkeit hinopfern werden. Sterben sie aus, fällt ihr Lehn an unser Geschlecht, da Rodrigo kinderlos ist. Wir können freilich den Vigo nicht hindern, sich zu vermählen, allein ihm selbst eine Frau zuzuführen, wäre doch wohl eine lächerliche Thorheit. Er ist ein Schwächling, dazu hat ihn die Leidenschaft romanhaft einge-

nommen. Unkräftige Seelen, wenn sie den Gegenstand ihrer Flammen nicht besitzen können, gerathen leicht auf ausschweifende Entschlüsse. So könnte dieser Vigo leicht, im Wahn der nicht gebüßten Leidenschaft, einen Eid ablegen, jetzt nimmer ein Weib zu nehmen. So ging früher oder später das Haus Mantinona unter, und die San Lucar bemächtigten sich der reichen Habe.

Donna Emanuele blieb weit entfernt, ihrem Sohn das geringste einzuwenden. Sie äußerte ihm vielmehr ihre lebhafte Freude, daß ihn weder die Bitten von mehreren Seiten, noch die Rede des Geistlichen wankend gemacht hätten. Sie setzte aber hinzu: Wir dürfen schon kein bestimmtes Nein aussprechen, müssen dem weiteren dringenden Ungestüm ihrer Zumuthungen uns erwehren. Lassen wir sie einige Hoffnung von ferne sehn. Nichtsdestoweniger soll sie getäuscht bleiben. Sind wir nur erst wieder daheim angelangt, kenne ich Auswege. Ich werde Don Gußman schreiben: daß ich meine Ansprüche auf die Bestimmung des Schicksals

der Nichte, einzustellen erbötig sey. In so=
fern aber Cajetania selbst ihren Willen ändere,
und selbst den Schleier verlange, müsse ich
auch mit dem Ansinnen verschont bleiben, selbst
dann gegen ihren Willen zu verfahren. Man
solle der Novize zu einer reiflichen, nochmali=
gen Ueberlegung, ein Vierteljahr gönnen, und
sie nach dieser Zeit abermal feierlich um den Aus=
spruch des eigenen Herzens fragen, und dieser
dann entscheidend seyn. Einer so billig schei=
nenden, und ihre Erwartung nährenden For=
derung, können sie sich nicht versagen. Die Aeb=
tissin hingegen schreibt mir: sie würde unfehl=
bare Mittel anzuwenden wissen, daß Cajetania
selbst auf das Nonnengewand bestände. Ich
zweifle nicht, daß sie ungesäumt daran gehn,
und standhaft fortfahren werde, da sie selbst
und ihr Kloster dabei auf manche Weise inte=
ressirt sind. Von meiner Seite soll sie auch dazu
mit aller Befugniß, mit den ausgedehntesten
Vollmachten, versehen werden. Mögen die Mit=
tel, welche sie zu brauchen denkt, hart seyn,
das Herz blutet mir freilich, weil ich Cajetania

so heiß liebe, allein es geht einmal nicht anders an. Und erst mit der heiligen Wonne eines abgeschiedenen, der Andacht geweihten Lebens vertraut, wird sie einst sich glücklicher fühlen, als im freudenarmen Weltgewirr.

Don Pedro zeigte solche Zufriedenheit, daß er die Mutter freudig umarmte. Man beschloß, genau in dem Geist ihrer Plane zu handeln, und auch gegen Don Joseph sich mit halber Willfährigkeit zu verstellen.

Vigo fand sich den andern Morgen bei dem jungen Vetter ein, ob es ihm schon Ueberwindung gekostet hatte, sich zum Vertrauen gegen einen Mann zu entschließen, der ihm stets widerwärtig, und als ein heimlicher Feind der Novize erschienen war. Innig und offen bat er ihn um seinen Beistand. Vielleicht, guter Vetter, sagte Vigo, kennen Sie schon die Gewalt der Liebe, und tragen folglich einen Begriff von den Leiden in Ihrem Herzen, die man fühlt, wenn man den Gegenstand flammender Wünsche, sich entrissen, und ihn selbst obenein mit einem furchtbaren Schicksal bedroht sieht.

Ich liebe wahr, und beim Himmel, zum Erstenmal! Urtheilen Sie also von meinem Kummer.

Don Pedro entgegnete: Mit dem größten Vergnügen stehe ich, so weit ich hier nur einwirken kann, zu Ihrem Dienst. Bauen Sie auf meine Theilnahme, auf meinen treuen Eifer, mich für Sie zu verwenden, Vetter. Die Sache scheint auch weiter keine Noth zu haben, meine Mutter liegt nur mit ihrem gewohnten Fanatismus noch in einigem Kampf, allein es besteht auch nicht der mindeste Zweifel, daß der Sieg jener triftigen Gegengründe des Pfarrers wird vollendet seyn. Denn auf die Länge kann sie, bei einem weiteren Nachsinnen darüber, ihrer so einleuchtenden Wahrheit unmöglich noch widerstehn. Schon diesen Morgen empfand sie anders darüber als gestern, wo sie zu sehr von Ueberraschung ergriffen war, um gleich hell um sich sehen zu können. Jetzt neigt sie mehr schon sich dahin, und nach wenigen Tagen trit sie unfehlbar Ihren Wünschen noch mehr entgegen. Lassen Sie sie nur daheim die Sache in eine ruhigere Betrachtung ziehn, und hoffen

Sie von dieser alles. Demungeachtet, Vetter, kann ich Ihnen aber nicht ganz verhehlen, wie Ihre Liebe mich wahrlich befremdet. Zürnen Sie deshalb nicht auf mich, ich gestehe Ihnen offen, daß ich die Vorzüge, wodurch Cajetania Sie entflammte, nicht zu entdecken vermag, ungeachtet ich das Mädchen länger kenne, als mein guter Vetter. Sie ist eine stämmige, kernhafte Dirne, aber doch in der That keine anziehende Schönheit. Jene feinen milden Züge, wodurch sonst die Mädchen fesseln, mangeln ihr. Einen hohen edlen Wuchs gestehe ich ihr zu, aber seine Länge reicht schon über das Gewöhnliche hinaus, und da Sie Don Vigo, klein von Person sind, werden Sie beide, den Anblick eines ziemlich seltsamen Paares gewähren. Das schwarze, feurige Auge der Cajetania ist zu loben, auch die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtlinien, dabei aber ihre Haut nichts weniger als zart. Und betrachten Sie ihre Hand, ihren Fuß genau, Sie werden dann zugestehen müssen, wie beiden das Verhältniß, in dem man sie an der weiblichen Schönheit bedingt, abgeht. Was soll ich von

ihrem Herzen, ihrem Geiste sagen? Fern sey der Argwohn, jenes sey bösgeartet, und hier die unrichtige Behauptung mangelnder Aufgewecktheit. Allein, es ist die Sanftmuth, die weibliche Herzen adelt und ziert, Cajetania kennt in jedem Verlangen nur Ungestüm und wilde Hitze. Ihr Geist ist zu lebhaft, zu vorschnell im Urtheilen, zu kühn zu Wagnissen aller Art aufgelegt, um nicht die Schranken, die man billig aller Weiblichkeit zieht, zu überfliegen. Deshalb läugne ich auch nicht, bisher dafür gehalten zu haben, das Kloster würde bei einem solchen, wenig angemessenen Temperament, eine wohlthätige Hemmung abgeben. Und wenn ich allen Rückhalt meiden soll, bekenne ich aufrichtig, sie dürfte nichts weniger als eine zu Ihrem stilleren Charakter ziemende Gattin, vielmehr von dieser Ehe kein glücklicher Erfolg zu weissagen seyn.

Don Vigo war blutroth vor Zorn geworden, seine Geliebte durch so viel frechen Tadel herabgesetzt zu sehn. Er verstummte im heißen inneren Unwillen, brütete hingegen den Ent-

schluß, dem Vetter in den heftigsten Beleidigungen zu antworten, möchte es auch zu einem Duell auf Leben und Tod führen. Nur die Rücksicht, wenn er es mit Don Pedro verdürbe, möchte der Nachtheil auf Cajetania fallen, hielt seinen aufgewallten Unmuth noch in Schranken, und es hinderte seine Ausbrüche endlich, als Jener fortfuhr:

Doch was ist über den Geschmack zu streiten? Jeder hat den seinigen, und ist berechtigt, darauf zu halten. Fände man auch die Liebe eines Freundes, den man achtet, blind, wie diese Leidenschaft ohnehin es meistens seyn soll, so bleibt doch nichts übrig, als sie zu ehren, zu unterstützen. Ich habe Ihnen meinen Beistand zugesagt, und betheure aufs Neue, so weit ich es immer vermag, das Versprechen zu halten.

Vigo schwieg, ob er schon der Zusage nicht recht trauen konnte.

Als auch Donna Emanuele beim Abschiede noch mehr Hoffnung als zuvor schimmern ließ, behielt er demungeachtet gegen ihre eigentliche

Meinung Verdacht im Herzen. Doch Joseph reichte ihm noch die Hand aus dem Wagen, und sagte ganz bestimmt: die Nichte wird Ihre Braut, Vetter. Doch auch das konnte ihn nicht ganz beruhigen. Denn scharfsichtig hatte er bemerkt, wie es bei den San Lucar stände, wo gerade auf die Versicherungen des Hausvaters das wenigste Gewicht zu legen war, indem Gattin und Sohn ein leichtes Spiel damit trieben.

Vigo äußerte dem Vater seine Bekümmerniß. Dieser hingegen meinte, es würde sich alles nach seinen Wünschen fügen und sprach dem Sohne Trost zu.

Nach einigen Wochen langte ein Schreiben von Donna Emanuele an. Es enthielt das Versprechen, von ihrem Entschlusse abzustehn, wenn Cajetania den nämlichen Willen nach einem, noch zu ihrer genaueren Selbstprüfung ihr anberaumten, Vierteljahre zeige.

Nun das ist genug von der Pflegemutter, sagte Don Gußman, und was Cajetania sagen wird, läßt sich nach jener so bestimmten Verweigerung in öffentlicher Kirche, mit Gewiß-

heit voraussehn. Um so ehe kannst Du bis dahin Dich mit Geduld waffnen, mein Sohn, als Du einmal Deinen Wünschen mit Ueberzeugung entgegenblicken darfst, und ferner ja auch, vor Antritt Deines fünfundzwanzigsten Jahres, keine Vermählung vollziehen willst.

O Gott, versetzte Vigo, ich fürchte nur zu sehr, man wird Donna Cajetania so lange mit Qualen verfolgen, bis sie selbst zu einer Einwilligung sich entschließen muß. Nicht kann ich sehen, was im Innern der Abtei vorgehen mag. Nur zu oft hat man von grausamen Zwangmitteln gehört, welche in heiligen Mauern geübt wurden. Und je minder ich dahin gelange, von Donna Emanuele im Ernst veränderte Grundsätze zu hoffen, desto banger fürchte ich für Cajetania das Schlimmste.

Don Gußman behauptete dagegen: die Pflegemutter sehe das Bessere ein, und da würde ihr eignes Gewissen nun alles zum Guten hinlenken. Uebrigens sey auch dann nicht abzusehn, welchen Grund sie noch haben könne, neue Hindernisse zu bereiten.

Vigo fuhr demungeachtet auf: Willigen Sie ein, mein Vater, so suche ich Donna Cajetania zu entführen!

Diesen gewaltthätigen Plan mißrieth der Alte nach allen Kräften. Nur schlimmer könne die Sache dadurch gemacht werden, behauptete er mit Recht. Ehe, setzte er hinzu, könne man sich, wenn man befugt sey, eine grausame Behandlung der Novize zu vermuthen, an den Bischof des Sprengels wenden. Weil dies jedoch zugleich eine offenbare Anfeindung der San Lucar wäre, zu welcher sie noch keine hinreichende Gelegenheit gegeben, dürfe man nicht anders, als sehr behutsam zu Werke gehn.

Vigo mußte einige Tage darauf wieder in Don Gußmans Namen der Pflegemutter schreiben, und sie bitten, es Donna Cajetania bekannt zu machen, daß Vigo um ihre Hand geworben habe. Denn es sey billig, daß sie auch diesen Umstand, indem sie einen neuen Entschluß bildete, mit in Erwägung nähme.

Donna Emanuele antwortete: sie würde dies Verlangen sogleich erfüllen.

Vigo

Vigo glaubte dem Briefe nicht, und fertigte dagegen selbst einen Boten nach dem Kloster ab. Ihm war ein kleines Schreiben an Donna Cajetania eingehändigt worden, das die Erklärung seiner Liebe und seiner Wünsche enthielt. Es sollte der Pförtnerin übergeben werden, mit dringend flehender Bitte, es ohne irgend ein anderes Vorwissen, Donna Cajetania zuzustellen.

Die Pförtnerin sagte die Bitte zu, empfing das Schreiben, eilte aber sogleich, es in die Hände der Aebtissin zu geben.

Fünftes Kapitel.

Blutige Unruhen.

Alles das hatte sich gegen die Zeit ereignet, wo Spanien den Schauplatz von Unruhen, Kämpfen, und dem Wüthen eines Partheigeistes dar-

stellen sollte, die vielleicht jene Schrecknisse der französischen Staatsumwälzung, noch um eine gute Strecke hinter sich ließen. Gräuel auf Gräuel sollten das schöne Land heimsuchen, und die Mehrzahl seiner Bürger so stellen, daß weder Tugend noch Klugheit sie gegen die androhenden Entsetzen eines blutigen politischen Ungewitters, zu schirmen vermochten.

Schon jene Verschwörung, von welcher Carl der Vierte behauptete, daß sie gegen sein Leben gerichtet gewesen sey, hatte alle Gemüther in Bewegung gesetzt. Die Erklärungen des Königs darüber, die Verhaftung des Prinzen von Asturien, die über sein Betragen verhängte Untersuchung, welche ihn von allem gehässigen Verdacht gegen das Leben seines Vaters, frei sprach, und nur zeigte, daß er den Don Emanuel Godoi, wo nicht habe stürzen, doch in seiner zu weit ausgedehnten Gewalt habe beschränken wollen, machten, daß sogleich zwei Partheien entstanden, wovon die eine sich für Carl den Vierten, die andere, und größere hingegen, (weil der Friedensfürst, welchem der König ein

Vertrauen schenkte, das sie zu weit getrieben achteten, nicht sehr beliebt war,) sich für den Infanten erklärte.

Die Vorfälle in Aranjuez, wo Don Emanuel Godoi in Lebensgefahr kam, endlich Carl der Vierte auf den Thron verzichtete, und ihn seinem Erstgebornen abtrat, vermehrten die allgemeine Spannung, machten, daß man auf den neuen König große Hoffnungen setzte.

Er aber sowohl, als Carl der Vierte, reis'ten nach Bayonne ab, der Vater erklärte seine Entsagung für gezwungen, von französischen Truppen war die Hauptstadt umlagert, und sonst manche Provinz von ihnen überschwemmt, alle diese räthselhaften Dinge machten, daß die Gemüther noch mehr aufgährten.

Als man endlich eine Staatsjunta nach Bayonne berufen sah, und Spanien eine dem neuen Zeitgeiste angemessenere Verfassung empfangen sollte, da brach es in blutige Kämpfe dagegen aus.

Ruhige Zeiten hören das Wort Vaterlandsliebe selten, Kriege, vor allem innerliche, rufen

es in's Leben. Von jeder Seite hört man da es tönen. Gleichwohl ist es ein Wort, ein Begriff, den bei Weitem Mehrere dunkel empfinden, als sich klar machen wollen. Liebe zum Gemeinbesten wäre wohl seine nächste Erklärung, doch Liebe zur bestehenden Verfassung, wie sehr diese auch einer vortheilhaften Umwandlung bedürfen möge, gilt Tausenden auch als Vaterlandsliebe. Und da wo Priester, deren Vortheil ohnehin an den alten Einrichtungen hängt, die meiste Wirkung auf die Menge üben, steht am wenigsten zu hoffen, diese Menge werde sich von dem, was des Vaterlandes eigentliches Beste genannt werden kann, eine von Wahn und Vorurtheil nicht umhüllte Ansicht verschaffen.

Weil es jedoch dem Urheber eines Romans bedenklich seyn muß, über politische Angelegenheiten mit Freiheit zu urtheilen, so wollen wir hier nur geschichtlich anziehen, was mit den Begebenheiten des Don Vigo und der Cajetania, in sofern zusammenhängt, als es über ihr Folgeleben den Ausschlag gab. Es mag aus einem Buche geschöpft werden, das ein geist-

voller, in dem Staate, wo dies Buch verlegt wird, sehr geschätzter Schriftsteller ans Licht brachte, das zudem bereits durch die Censur gegangen und allenthalben gelesen ist. Nämlich aus der Staatsgeschichte Europa's im fünften Jahrgang.

Hier heißt es, S. 200, nachdem erzählt worden, was in Bayonne vorgegangen war, als die Staatsjunta sich versammelt, und dem, auf den spanischen Thron berufenen, König von Sizilien, die Treue huldigend geschworen und die neuentworfene Constitution einmüthig angenommen hatte, wie folgt:

„Was die Junta so eben als eine unschätzbare Wohlthat anerkannt hatte, erschien der spanischen Nation in einem ganz anderen Lichte. Wahrlich, läge nicht in jedem Zweifel an die menschliche Vernunft der unbestreitbarste Beweis von dem Daseyn derselben, so müßte man, bei so vielen Ereignissen des menschlichen Lebens, den trostlosen Gedanken hegen, daß die Handlungen der Menschen nur das Produkt ihrer Leidenschaften, und eines nicht zu bändi-

genden Instinktes seyen. Die Spanier, in Masse genommen, folgten nur den Eingebungen des Augenblicks und den Antrieben einer Ordensgeistlichkeit, die, wenn sie ihren Untergang vor Augen sah, die ganze Nation in ihr Verderben verwickeln wollte. Wer jene deshalb anklagen wollte, würde vor allen Dingen die Macht der Gewohnheit verkennen müssen. Gleich den Gefährten des Ulysses, die, durch Circe's Zauberkunst in Thiere verwandelt, nicht wieder Menschen werden wollten, verschmähten auch die Spanier irgend etwas anders zu werden, als was sie zeither gewesen waren. Ohne Carl den Vierten jemals geachtet zu haben, ohne irgend ein gegründetes Vertrauen in die Tugend und Einsicht des Prinzen von Asturien zu setzen, ohne sich der Wahrheit versagen zu können, daß, wenn die Nation nicht von Stufe zu Stufe, zu einem politischen Nichts herabsinken sollte, die Regierung kraftvolleren Händen anvertraut werden müsse, mißbilligte im Innern des Königreichs die große Menge mit aller Heftigkeit der Empfindung, was in Bayonne geschah, und

erblickte in den daselbst versammelten Deputirten eben so viele Verräther des Vaterlandes. Armuth, als natürliche Folge des vernachläßigten Ackerbaues, und der Industrielosigkeit überhaupt; Stolz, wie er besonders in denjenigen Nationen angetroffen wird, die nur noch in der Erinnerung ehemaliger Größe leben; Aberglaube, genährt durch Priestergaukeleien; eingewurzelter Haß gegen den französischen Namen; dies alles vereinigte sich in den Gemüthern der reizbaren Spanier, um sie in eine Art von Wahnsinn zu stürzen, bei welchem sie ihren Untergang vor Augen sahen, ohne vor demselben zu erschrecken. Die Proklamationen des französischen Kaisers und seines Bruders verhallten, wie Stimmen in der Wüste. Mit ihnen verhallten alle die Reden der Einsichtsvollen, welche die alte Regierung entweder aus Sorglosigkeit vernachläßigt, oder, aus Absicht, zurückgesetzt hatte. Vergeblich schilderten diese den Vorfall des Vaterlandes in den grellsten Farben; vergeblich nannten sie Spanien einen Staat ohne Constitution, ohne Codex, ohne Marine, ohne Schatz,

ohne Hülfsquellen; einen Staat, in welchem das Volk geschwächt und verarmt sey, der Ackerbau verachtet werde, der Handel danieder liege, die Manufakturen sich einem gänzlichen Stillstande näherten; die nützlichsten, und unter den aufgeklärtesten Nationen geheiligtesten Anstalten, verkümmerten; einen Staat endlich, in welchem die Wissenschaft Verachtung und der verdienstvolle Mann Vernachläßigung gefunden hätten; vergeblich zeigten sie, wie wenig gegen eine solche Vergangenheit und Gegenwart in der Zukunft gewagt werde, und wie Spanien nur die Aussicht habe, zu seiner ehemaligen Wohlhabenheit und Würde zurückzukehren: es gab einen Umstand, der über alle diese Betrachtungen den Ausschlag gab, die Consolidation der sogenannten vales reales durch Einziehung von Klostergütern, und durch allmählige Vernichtung der zahlreichen Ordensgeistlichkeit, welche früheren Jahrhunderten angehörte, aber das Recht haben wollte, im neunzehnten fortzudauern. Weil Spanien nur auf diesem Wege gerettet werden konnte, so wollte es nicht gerettet seyn.

Was den 2. Mai in Madrit geschehen war, (wo zwischen den Truppen des damaligen Groß⸗herzogs von Berg und den Einwohnern blutige Kämpfe statt gefunden hatten,) war nur ein Vorspiel von dem, was sich im ganzen Um⸗fange des Königreichs ereignen sollte. Die Un⸗ruhen brachen fast zu gleicher Zeit in den süd⸗lichen Provinzen und in denen des Norden und Westen von Spanien aus.

In Valencia wollte sich der Staatsrath und General⸗Capitain den Insurgenten widersetzen, sogleich erklärte sich die Volkswuth gegen ihn. Sein Leben zu retten, flüchtete er nach Reque⸗na, doch die Insurgenten, die seinen Aufent⸗halt erfuhren, holten ihn von Requena ab, führten ihn im Triumph nach Valencia zurück, ermordeten ihn vor dem Hause des Grafen Cer⸗bellon, trugen den abgeschlagenen Kopf erst auf einer Pike durch die Straßen, und steckten ihn dann auf eine Pyramide des San Domingo⸗Platzes. Dasselbe Schicksal stand dem Mar⸗quis von Arvenz bevor, er entkam aber den Aufrührern durch eine glückliche Flucht. Voll

Ungestüm verlangten diese, daß alle im Königreich Valencia angesessene Franzosen nach der Citadelle gebracht, und ihre Güter zum Besten der Landesvertheidigung confiscirt werden sollten, und es gab kein Mittel, ihrer Forderung zu widerstehen. Einige Tage darauf schleppten sie die Mannschaft eines französischen Schiffes, das, von einer englischen Fregatte verfolgt, sich auf die spanische Küste geflüchtet hatte, in's Gefängniß, wo sie den 14. Jun., auf Antrieb eines Priesters, Namens Baltasar Calbo, ermordet wurde. Zu Cuenza wurden der Corregidor und der Intendant in Ketten gelegt, und von denselben Bauern, die ihre Häuser geplündert, und ihre Familien gemißhandelt hatten, fortgeführt. Zu Carthagena brachte das Volk den Gouverneur um, der lange das allgemeine Zutrauen genossen hatte. In Granada wurde der General Trupillo, Gouverneur von Mallaga, ermordet, weil er sich den Forderungen des Volks widersetzte, sein Körper, erst in den Straßen herumgeschleppt, wurde zuletzt in Stücken gehauen und verbrannt. Zu Algesiras schleppte

man den französischen Consul ins Gefängniß, und mit Mühe verhinderte der besser gesinnte Theil der Einwohner seine Ermordung. Auch Sevilla erhob die Fahne der Empörung, und forderte eine Insurrektions-Junta. Ein beträchtlicher Theil von den Soldaten, die im Lager von St. Roch standen, vereinigte sich mit den Insurgenten, und zum ersten Beweise ihrer patriotischen Gesinnung massakrirten sie den Grafen von Aquila, einen der angesehensten Männer in Sevilla. Ein Contrebandier-Capitain wurde zum Chef ernannt, und von ihm geführt, brachen die Insurgenten bewaffnet auf, um den Eingang von Cordova zu vertheidigen. Zu Cadix empörte sich den 27. und 28. Mai das Volk gegen den Generallieutenant Solano, der General-Capitain der Provinz und Gouverneur der Stadt war. Sonst geachtet, war er den Insurgenten verdächtig durch seinen freundschaftlichen Umgang mit dem französischen Admiral Rosilly, Commandanten der im Hafen von Cadix stationirten französischen Escadre. Von einigen spanischen Offizieren und ge-

winnsüchtigen Kaufleuten angeführt, versammelte sich das Volk um den Pallast des Gouverneurs, und verlangte Waffen und Munition, um die französischen Schiffe angreifen zu können. Vergebens bemühte sich Solano, die Wüthenden zu überzeugen, daß sie durch Gewaltthätigkeiten ihr eignes Verderben bewirken würden, das Volk fuhr fort, Waffen und Munition zu fordern, und da Solano nicht nachgeben wollte, so suchte es den Eingang in seinen Pallast zu erzwingen. Unter diesen Umständen erlaubte der Gouverneur, daß zwei Abgeordnete an ihn abgeschickt werden durften. Ihre Sprache war die des Uebermuths, und da Solano, von Natur heftig, einsah, daß ihm kein anderes Mittel blieb, als entweder nachzugeben, oder zu sterben, so jagte er, um seine bisherige Autorität zu retten, dem einen der beiden Abgeordneten eine Kugel durch den Kopf, und ließ den andern durch seine Leute vom Balkon herabwerfen. Hierdurch in Wuth gesetzt, stürmte das Volk den Pallast. Die Thüren wurden gesprengt, Wachen und Bediente nie-

dergemacht, und Solano selbst ergriffen und auf den Marktplatz zum Tode geführt. Auch in diesem entscheidenden Augenblicke verläugnete sich die Stärke seines Charakters nicht, denn er erklärte, daß er bereit sey, für seine Grundsätze zu sterben. In demselben Augenblick zerschmetterte ein Kolbenschlag seinen Schädel. Sein Leichnam ward zerstückelt, sein Herz, auf eine Pike gesteckt, in den Straßen von Cadix herumgetragen, sein Andenken entehrt. General Morla, vom Volke gewählt, trat an seine Stelle. Die Wünsche der Insurgenten zu erfüllen, griff er die französische Escadre, fünf Linienschiffe und eine Fregatte stark, mit den Kanonier- und Mörser-Böten, die ihm zu Gebote standen, und mit den auf der Insel Leon und nahe beim Fort Louis errichteten Batterien, an. Admiral Rosilly, der nur zwischen einer Uebergabe an die auf der Höhe von Cadix kreuzenden Engländer, und zwischen einer Uebergabe an die Spanier, zu wählen hatte, zog, nach einer kräftigen Gegenwehr, die letzte vor, und so gerieth seine Escadre in die Hände der

Insurgenten. Zu la Carolina wurde der Corregidor enthauptet, weil er sich den Rebellen widersetzt hatte.

Derselbe Geist herrschte in den Provinzen Navarra, Aragonien und Catalonien. Zu Saragoza erschossen die Bauern den spanischen Obersten des Regiments König, und drei und dreißig Offiziere, in welche sie Mißtrauen setzten, wurden von ihnen ergriffen, und auf das schrecklichste umgebracht. Die Anwesenheit oder Nähe des französischen Militärs verhinderte hier manche Gräuelthat dadurch, daß es alle Ungewißheit verbannte, doch fehlte es nicht an Auftritten, die durch Partheiwuth eben so blutig als grausam waren.

In den beiden Castillen und in der Provinz Estremadura ras'te der Pöbel, von Priestern gestachelt, gegen jede Art von Autorität und gegen alle Staatsbeamten, von welchen er glauben konnte, daß sie seine Wuth nicht begünstigten. Zu Valladolid wurde am 5. Jun. der General Don Miguel Ceballos, Commandant des Ingenieurwesens zu Segovia, auf ei-

nen Befehl des Generals Cuesta in den Kerker von Carborero geworfen; die Insurgenten aber entführten ihn, hieben ihn in Gegenwart seiner Gemahlin in Stücken, trugen seinen Kopf auf einer Pike herum, und theilten seine zerstückelten Glieder unter sich. Zu Talavera wollte der Corregidor die Meuterer zur Ordnung bringen; sie verlangten dafür seinen Kopf, nur mit Mühe entkam er dem Tode durch den Beistand einiger Entschlossenen. Zu Badajoz brach der Aufstand schon den 1. Mai aus. Der Pallast des Gouverneurs, Grafen de la Torre del Fermo, ward angegriffen, weil der Graf sich weigerte, die Aufrührer zu enrolliren, und ihnen Waffen zu geben. Er erschien auf dem Balkon, um sie zur Ordnung zu ermahnen, und ihm zur Seite stand der Bischof. Doch die Wüthenden verschmäheten jede Gegenvorstellung, und da sie wußten, daß der Graf nach Bayonne berufen war, so sprengten sie die Thüren seines Pallastes, drangen in seine Zimmer, schleppten ihn mit sich fort, und ermordeten ihn, allen Bitten des Bischofs zum Trotz, durch Ken-

lenschläge und Messerstiche. Um zu vollenden, trugen sie seinen Leichnam zu seiner Gattin, und steckten seinen Pallast in Brand.

Und ähnliche Mord- und Blutscenen befleckten die Provinzen Gallizien, Leon und Asturien. Zu Corunna wollte der General Filangieri am 29. Mai die zusammengerotteten Bauern durch Ueberredung zur Ordnung zurückführen; aber er gerieth in Gefahr, von ihnen erschossen zu werden, und mußte am folgenden Tage seinen Pallast Preis geben, der geplündert wurde. Zu Ferrol wurde den 22. Jun. das Haus des Marine-Generals Obregon geplündert; und als man den General selbst in den Fabriken von Jsquiendo fand, ward er in's Gefängniß von St. Anton geworfen. Im Königreiche Leon ließen die Bauern in verschiedenen Städten, Flecken und Dörfern, die Köpfe der vornehmsten Einwohner springen, und der Gouverneur von Corunna, der Corregidor von Leon und der Graf von Castro Fuerta, wurden dem General Cuesta überliefert, um durch die Hand des Nachrichters zu sterben.

Von

Von allen Seiten büßten Männer, die durch Würde, Rang, Tugenden und Vermögen bisher im Besitz der öffentlichen Achtung gestanden hatten, mit ihren Köpfen für den muthigen Widerstand, den sie den Insurgenten leisteten. Insurrektions-Ausschüsse bemächtigten sich der Kassen, organisirten sich, und setzten den friedlichen Bürger in Schrecken. Zugleich dachte man auf Mittel, sich mit England zu verbünden, dem diese Opposition gegen einen besseren Gesellschafts-Zustand in Spanien, aus allen nur möglichen Gründen, willkommen seyn mußte, und das eben deshalb, zur Unterstützung derselben, willig die Hand bot. Sehr viel Unglück hätte durch eine allgemeine Entwaffnung verhindert werden können; doch um diese zu bewirken, hätte die französische Armee in Spanien noch einmal so zahlreich seyn müssen, als sie es wirklich war. Was vom Juni an, zur Unterdrückung der Unruhen geschah, diente nur dazu, die Erbitterung aufs Höchste zu treiben. Und so entspann sich ein Krieg, von dem die Nachwelt sagen wird, er sey unumgänglich nö-

thig gewesen, wenn Spaniens Regeneration beschleunigt werden sollte."

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung.

So weit das Geschichtsfragment, von einem der besten Geschichtschreiber, welche unsere Zeit hat, niedergeschrieben. Auch denen, die es früherhin schon lasen, kann seine Wiederholung immer angenehm seyn, denn merkwürdig ist doch so ein Beleg über menschliche Verirrungen, und dem Gedächtniß derjenigen, die Völkerkunde für keine entbehrliche Wissenschaft halten, kaum tief genug einzuprägen. Wer es noch nicht kannte, und jene Nachrichten zerstreut und unvollkommen in den Zeitungen fand, sie halb wieder vergaß, ist mit dem Citat vielleicht desto zufriedener.

Jetzt nach unseren Bekanntschaften zurück.

Eine Zeit, wie die, welche jetzt über Spanien hereinbrach, kann Liebenden wohl selten willkommen seyn, da so leicht sie den männlichen Theil mit in ihre Strudel fortbewegt, und peinliche Trennungen veranlaßt. Hin und wieder macht wohl ein liebender Jüngling, durch seine gespannte Empfindung mit einer desto höheren Thatkraft gestählt, in den Kriegsstürmen Glück, reißt aus Schiffbrüchen Beute an sich, sieht mit Ehre das Haupt gekrönt, und legt stolz seine Trophäen vor der Gepriesenen nieder. Doch selten sind diese Fälle, am häufigsten beweinen junge Gattinnen oder Bräute gefallene Opfer der Gesetzlosigkeit.

Wer Volksaufstand und Partheiwuth je beobachtet hat — wozu viele Deutsche in den nachbarlichen polnischen Gegenden Gelegenheit fanden — weiß, wie es dabey herzugehen pflegt. Man spricht in der Ferne von einem ganzen Volk, das dabei sich thätig verhalten soll, oder wenigstens einen und denselben Sinn hegen, einen und denselben Zweck beabsichtigen, und alles

daran zu setzen bereit seyn. Daran fehlt jedoch immer viel. Es ist freilich eine Verbindung da, die für ihr Interesse aufsteht, wagt, anregt, doch ist sie gemeiniglich nur klein, und der Anhang, den sie durch Kunstmittel sich verschafft, wird oft wieder durch ein anderes gelenkt, das man ihm zu zeigen, oder einzubilden verstand. Was gewöhnlich das Volk heißen kann, in der Menge nämlich, begreift am wenigsten von dem, weshalb eigentlich gekämpft wird.

Bei weitem die Mehrzahl aller Stände, mit Ausnahme der bevorrechteten, die unter andern Umständen zu verlieren fürchten, will partheilos bleiben, keinen Antheil nehmen. Die ruhig gestimmten Gemüther, die Alten, und viele Andere, sehnen sich nach Friedlichkeit, und rathen dazu, so lange sie es nur dürfen.

Auch unter den bevorrechteten Ständen, die ihren Vortheil auf eine oder die andere Weise bedroht sehn, giebt es viele Einzelne, die höchst gern von zweien Uebeln das kleinste wählen, und lieber einiges gewiß verlieren, als das Ganze auf ein gefährliches Spiel setzen möchten. Je

weniger eine Leidenschaft sie blendet, je richti-
ger wägen sie ab, was das kleinere Uebel ist.
Können sie den Ausbruch der Ungewitter nicht
hindern, suchen sie, in wiefern es nur möglich
wird, sich, nach beiden Seiten hin, zu sichern,
damit, wer auch obsiegt, mit ihnen zufrieden
seyn könne. So machten es polnische Magna-
ten und spanische Granden und Bischöfe. Auch
viele französische Ausgewanderte zogen einst nur
über die Gränze, weil sie eine Entfernung von
ihrem Eigenthum, die, wie sie daneben hofften,
nicht lange währen sollte, für das geringere Un-
heil ansahen.

Aber oft werden sie gewaltsam aus ihrer
Friedlichkeit weggezogen, ihre kalten Vernunft-
ansichten heißen schlechter Patriotismus, und
werden nicht selten hart gebüßt.

Alle Städtebewohner, die Häuser besitzen,
oder Handel und Handwerk treiben, sind jeder
Unruhe abhold, nicht weniger die, welchen baare
Summen gehören, von deren Ertrag sie leben.
Alle diese fürchten jedes Wanken des gesellschaft-
lichen Zustandes. Es ist ihnen am Ende ziem-

lich gleich, was sich in der Verfassung ändern mag, wenn sie ihre Habe bewahren, ihren Nahrungsstand fortsetzen können. Fängt es an bunt zu gehn, wünscht jeder um so mehr partheilos das Ende der Fehden abzuwarten, als er sich wohl bewußt ist, nicht eben der mannhafteste Kämpfer zu seyn. Dies gilt am meisten von den Verheiratheten, denen Frau und Kind, wenn auch eine Art von Heroismus in ihnen aufleben wollte, ihn bald von dannen wimmern.

Alle Landleute mit eignem Grund und Boden, stehen noch weit mehr in dieser Kathegorie. Sie haben, in ihrer Lage, von Feind und Freund nicht viel Gutes zu erwarten, die Kriegsübel fallen zunächst und unmittelbar auf sie, durch Lieferungen, Fuhren, Quartierlasten, am wenigsten sind sie vor Gewaltthat sicher. Sie müßten alle Eigenliebe, allen gesunden Verstand ableugnen, wenn sie etwas anderes, als die Fortdauer der Ruhe wünschen könnten.

Alle Beamte in öffentlichen oder Privatdienst, stehen auch in einem ähnlichen Falle. Die mit ihrem Beruf verbundenen Einkünfte

zu behalten, die allenfalls zu hoffende Verbesserung nicht schwinden zu sehn, das ist ihrer Wünsche nächstes Augenmerk, und will man da auf den Grund des Menschenherzens blicken, ergiebt sich bald, daß alles, was sie von Anhänglichkeit an Personen und Einrichtungen schwatzen, meistens eine höfliche, ziemlich gehaltleere Konsequenz ist, und daß sie übrigens bereit sind, jeder Verfassung diejenige Treue zu widmen, die ihnen das Auskommen erhalten mag. Die Klugheit empfiehlt ihnen aber, ihr Inneres nicht ehe zu offenbaren, bis es mit Sicherheit geschehen kann. So schildert uns der scharfsichtige Tacitus das Menschenverhalten, während der römischen Partheiunruhen, zu den Zeiten eines Nero, Galba, Otto, Vitellius u. s. w., der Erfinder des Sprüchwortes: Vivat, wer Recht behält, hat auch nichts gethan, als die Wahrheit platt eingestanden.

Die Faktion aber, von mit Verlust bedrohten, und auf Abwendung und Rache sinnenden Mächtigen, trifft im Volke zu ihrem Dienste bereit:

Erstens, den Ehrgeiz, absonderlich den jugendlichen unter den Kriegern. Mag er seine Stimme anfangs auch nur von wenigen Lippen erheben, so wird die Besorgniß um das schon erlangte Besitzthum von Ehre, viele Ruhiggesinnte einer kleinen Zahl von Brauseköpfen folgen lassen.

Zweitens, die Habsucht, in sofern sie von der gewaltsam auftretenden Faktion, auf eine oder die andere Art, zu gewinnen hofft. Und die Faktion läßt es darum auch, ihres Nutzens willen, an Vorspiegelungen, mögen sie zu erfüllen stehen oder nicht, keinesweges mangeln.

Drittens, den Leichtsinn, nämlich in der noch nicht angesiedelten, unverehligten, der Gefahr wenig kundigen, durch Hoffnungen leicht trunken gemachten, Jugend. Auf sie wirken sinnliche Zeichen, sie ist leicht entzündlich für Lieder, Kriegsmusiken, der Kameradensinn reißt sie bequem fort, sie stolzirt gern im bunten Soldatengewand, eine Kokarde, eine Fahne, ein öffentlicher Aufzug berauschen sie, die Neuheitliebe der Jugend überhaupt, und die winkende

vermeintliche Freiheit, die sie in einem ungebundneren zügellosen Treiben zu umarmen hofft, vollendet ihre Zustimmung.

Endlich die Brotlosigkeit, die nichts mehr zu verlieren, alles aber zu gewinnen hat. In diese ziehen Haß und Rache dann besonders, wenn die Verfassung, die man abwehren will, Schuld an ihrem Mangel, oder an einer Bedrohung damit, ist. Wahr ist es auch, daß sie mit dem Muth der Verzweiflung zu kämpfen pflegt, wenn sonst keine Aussicht mehr sich zeigen will, dem Hunger zu entrinnen.

Proklamationen, Reden, Predigten u. s. w. fanatisiren wohl, doch nicht so sehr, als man in der Entfernung denkt. Ihre elektrischen Kräfte zeigen sich nur da thätig, wo schon eine frühere, das eigensüchtige Interesse, Haufen sammelte. Die größere Mehrzahl bleibt unberührt, und heuchelt nur Antheil, wenn sie erst in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, zu müssen.

Von den Wirkungen der Religion spricht man in der Ferne mehr, als sie der Wahrheit nach leisten. Die christlichen Glaubenslehren,

wie vieler Auslegungen sie fähig sind, rufen doch jedem Herzen auch mächtig zu: daß friedliche Menschlichkeit durch sie vor allen Dingen geboten sey, die innere Stimme kann nicht ganz verstummen, auch selbst wenn Priester blutige Gewaltthat empfehlen. Es sind andere Dinge, welche es zum Aeußersten bringen. Man darf wohl annehmen, daß einst die Bauern in Polen nicht minder abergläubig waren, eine nicht geringere Knechthaftigkeit Priestern gegenüber zeigten, als die Spanier, der letzten Volksklassen. Auch verstand Kosziusko die Religion in seine Plane zu verweben, meisterhaft; jene durch Gewalt zusammengetriebenen, mit Sensen bewaffneten Bauern empfingen statt der Fahnen, Kruzifixe, von Mönchen voran in den Kampf getragen. Demungeachtet flohen sie gern zur Heimath, als sie nur durften, und man hat in Polen eben von keinem religiösen Märtirersinn, an die Politik gebunden, gehört, ob er gleichwohl, nach den gangbaren Voraussetzungen, dort hätte erscheinen müssen.

Den größten Anhang wirbt jedoch die Fak-

tion immer in der Furcht an, nimmt zu, durch schreckende Strafbeispiele, welche sie giebt. Mag nur ein kleiner Haufe, von entschlossenen, Lärmen erhebenden, mit fanatisirenden Worten um sich werfenden, Brauseköpfen, in eine gern ruhige Stadt ziehen, mit Tod bedrohen, was nicht — nach Maasgabe der Tendenz — patriotisch, religiös u. s. w. ist, so giebt sich die Stadt leicht ihm hin, und viele Fortgezogene glauben dann auch an die Tugend und Ehre der Unternehmung.

Mächtige Bundesverwandte erhöhen den Muth, verbreiten ihn allgemeiner, vor allen Dingen wo Muth zu fassen, als das kleinere Uebel angesehen wird. Das meerumwogte Spanien, dem England so wichtigen Vorschub leisten konnte, hatte freilich mehr Selbstvertrauen zu schöpfen, als einst das von allem Beistand abgeschnittene Polen.

Nirgend konnte auch eine Faktion mehr solche Menschen antreffen, die nichts zu verlieren, und alles zu gewinnen hatten, als in Spanien. Wie viele Bürger der Art muß es da

geben, wo der Kunstfleiß zu Boden liegt, wie viele Landleute, wo es um den Ackerbau so elend steht. Eben so sahen auch viele Tausende ihren Unterhalt, der mit dem Wohlstande der Geistlichkeit zusammenhing, bedroht. Selbst die Liebe zur Trägheit mußte zum vorübergehenden thätigen Handeln entflammen. Auch wer nicht Lust zum Arbeiten fühlte, sich an ein kärgliches, durch Betteln um einige Speise an den Klöstern, unter dem milden Himmel, leicht zu fristendes, Leben gewöhnt hatte, erschrack vor dem Gedanken, bei einer Veränderung der Dinge, seine Kräfte anstrengend aufbieten zu müssen. Daß Menschen der letzten Arten, ohnehin rohen Gemüths, sehr aufgelegt sind, sich und Andere zu gräuelhaften Ausschweifungen zu verleiten, begreift sich wohl. Leicht aber hätte man solche Auftritte im ehemaligen Polen mehr vermuthen können, als in Spanien, wohin schon, als es eine römische Provinz war, zeitige Kultur verpflanzt wurde, das sich späterhin poetischer und wissenschaftlicher Jahrhunderte rühmte. Und welche Barbarei auch die nachfolgende

absichtliche Verfinsterung, seit den Zeiten der Isabelle und des Ferdinand, über dies Land brachte, wer würde nicht demungeachtet die Masse in Polen noch an sittlicher Empfindung weit hinter die in Spanien haben stellen müssen. Gleichwohl widersprachen die Erfolge. Bei den polnischen Insurrektionen, obgleich das Volk nicht wenig angereizt war, z. B. durch die Aussicht unter eine ketzerische Obergewalt zu kommen, die Behandlung der Kosaken u. s. w. ging es — einige Ausnahmen stoßen die Gemeinregel nicht um — bei weitem menschlicher zu, als in Spanien. Das gereicht den Polen zwar zur Ehre, doch kann dabei auch nicht übersehen werden, daß sie auf ihre eigne Kraft wenig zu bauen vermochten. Hätten sie einer solchen fremden Hülfe entgegen gesehn, wie Spanien, daneben solcher Waffenvorräthe, Häfen, Festungen, durchschnittenen, zum Partheigängerkrieg bequemen, Gegenden sich erfreut, dürfte es vielleicht auch um das schonende Betragen anders gestanden haben.

Genug, die Flamme des inneren Krieges

war entzündet, jeder Stand, jede Familie, jeder Einzelne, mehr oder weniger mit tobenden Unruhen in Berührung. Der politische Zustand im Vaterlande, die Ausbrüche der rücksichtlosen Partheiwuth, lieferten den Hauptstoff aller Gespräche, Einige hofften, Viele fürchteten, und sowohl lügenhafte, als die Wahrheit zum Theil entstellende, bald die Schrecken, bald die frohen Aussichten übertreibende, Gerüchte kamen, wie bei solchen Gelegenheiten stets, in Umlauf.

Grade um die Zeit, wo in Madrit die erste Bewegung Statt gefunden hatte, die zu einem Angriffe auf die Truppen des Großherzogs von Berg überging, und mit einer Niederlage endete, welche der General Grouchi, den sich heimlich bewaffneten Volksschaaren, auf der Piazza Major, am Sonnenthor und in der großen Straße Alcala beibrachte, hatte Vigo seinen Brief in die Abtei gesandt. Schon als die San Lucar bei dem Vater waren, hatte man viel über die bevorstehenden Dinge geredet, und üble Sorgen, der Zukunft willen, genährt. Die Urtheile hatten sich weder in der nämli-

chen Meinung begegnet, noch sich ausgleichen können. Don Joseph gab dem Prinzen von Asturien Schuld an allem Unheil. Lebten wir nicht unter Carl dem Vierten so ruhig, wußte seine kluge Politik nicht immer das Land vor Einfällen zu sichern, rief er, nur die Spannung zwischen Vater und Sohn, wodurch Frankreich nicht allein aufmerksam gemacht, sondern auch mit einem Bruch der zeitherigen Freundschaft sich bedroht sah, weil Ferdinands Gesinnungen eben kein Geheimniß blieben, zog uns die fremden Truppen ins Land. Don Gußman hingegen gab Ferdinand dem Siebenten Recht, und war von den Zwecken, welche er zu beabsichtigen geschienen hatte, entzückt. Soll Spanien je wieder zu der alten Bedeutung, zu dem alten Ruhm emporsteigen, sagte er, wozu sein milder Himmel, seine Lage zwischen zwei Meeren, seine Kolonien es berechtigen, so muß freilich die Regierung kräftiger auftreten, und Ferdinand der Siebente scheint dazu der Mann. Vigo sagte nichts, meinte aber, nach alle dem, was er von Napoleon gelesen und gehört hatte:

nur die Vermittelung dieses großen Mannes könne über Spanien einen neuen Morgen aufgehen lassen, um nach und nach die Priesterschaft in engere Schranken zurückweisen. Er war ihr, da er viel gelesen hatte, schon lange nicht eben zugethan gewesen, und seitdem eine Geliebte ihm in heiligen Kerkermauern schmachtete, mußte seine Abneigung dagegen sich noch erhöhen. Don Pedro legte nur einen stolzen Haß gegen alles was französisch genannt wurde, an den Tag, und von den Lippen seiner Mutter hörte man allein wimmernde Besorgnisse. Ihr war das Alte wie das Neue Recht, wenn für die ihrigen und die Habe der Familie nur nichts zu fürchten stände.

Da aber späterhin die Nachricht angelangt war, die spanischen Bourbons sollten des Thrones verlustig gehn, und fortan die Dynastie Bonaparte herrschen, klagte und jammerte der blinde Gußman viel. Denn, indem er auf Ferdinand den Siebenten so fest gebaut, ihn so geliebt hatte, bedauerte er nichts schmerzlicher als ihn, und würde, wenn er noch des Augenlichts

lichts mächtig gewesen wäre, zur Stelle sich bereit gezeigt haben, mit dem Degen in der Hand, unter seine Rächer zu treten. Don Rodrigo de Mantinona, ehemals Offizier, kam um diese Zeit auf einen Besuch zu Don Gußman. Es fehlte ihm Geld, der Alte sollte ihm mit einem Darlehn helfen, dann wollte er Insurgenten sammeln, und an ihre Spitze treten. Wie ist es mit Ihnen, Vetter, wandte er sich an den Sohn, kein Edelmann aus Castilien vermag bei der großen Sache des Vaterlandes gleichgültig zu bleiben. Sie treten doch auch unter die Waffen?

Vigo hatte zu keiner Beschäftigung weniger Lust, als zu einer kriegerischen. Das sanfte Gemüth widerstrebte in ihm. Er entschuldigte sich also mit seinem Verhältniß zu dem blinden Vater, der ohnehin damals erkrankt war, und sich den Kummer um Ferdinand schwerer zu Herzen nahm. Niemand, sagte er, kann von mir verlangen, daß ich in stürmischen Zeiten diesen ehrwürdigen Unglücklichen meide. Allein ich besitze Vermögen, das nicht zum Lehn

gehört. Hierüber gebiete, wer glaubt, dem Vaterlande auf dem Wege der Gewalt Heil bereiten zu können. Ganz hehle ich die Meinung nicht, daß es ein bedenklicher Schritt seyn mag. Doch soll man mich nicht anklagen, daß ich die Noth des Gemeinwesens herzlos angeblickt hätte. Ich stehe also mit Summen zu Dienst, und bitte Sie, Vetter, Tausend Dublonen, vor der Hand, zu Ihren Werbungen anzunehmen.

Don Rodrigo antwortete mit einem düstern Blick, und Vigo's Vater tadelte die unzeitige Kindesliebe. Gern will ich einsam bleiben, es finden sich alte Diener, welche nicht mit in den Streit ziehn können, zu meiner Pflege, rief er. Und Deine Liebe zu Donna Cajetania, die vielleicht Einfluß auf Deinen Mangel an Kampflust haben mag, schweige. Es ist bei der hereinbrechenden allgemeinen Noth keineswegs Zeit, daß der Einzelne nur für seine Wünsche sorge. Denke vielmehr, einst vom Sieg gekrönt, vor Dein Mädchen zu treten.

Dieser Meinung pflichte ich auch bei, fiel Rodrigo ein. Und jedes wackere Mädchen in Spa-

nien müßte dem jungen Ritter auch Liebe und Hand versagen, der sich jetzt weigerte, sein Schwert zu ziehn.

Wohlan, sagte Vigo empfindlich, da es der Vater selbst will, so werde ich auch nicht fehlen, wenn der Staat ruft. Doch bei der jetzigen Verwirrung ist noch nicht zu unterscheiden, wessen die Stimme seyn mag.

Rodrigo empfing Summen und reis'te ab. Es ward nun immer unruhiger in der umliegenden Gegend. Es verlautete aus allen Provinzen her, wie man gegen die fremden Truppen aufgestanden sey, da hieß es, Castilien dürfe auch nicht die Hände in den Schoos legen. Einige Bedächtige warnten und zeigten auf die üble Wendung der Sachen in Madrit hin. Dann schalten die Streitlustigen den geringen Ernst, welchen die Hauptstadt habe blicken lassen, und wollten, daß man ihr zu Hülfe komme, ihr zeige, wie ächte Spanier fechten müßten. Wo das Feuer noch unter der Asche glimmte, bliesen die Mönche fleißig es an.

Zu Don Joseph kam auch eine Anzahl von

neuen Insurgenten. Sie verlangten Geld, Pferde, Mannschaft, und erwarteten zugleich, der Edelmann werde sammt seinem Sohn an ihre Spitze treten, wo sie ihren Befehlen denn Gehorsam zusagten.

Donna Emanuele traf jede mögliche Anstalt zur Bewirthung der ungeladenen Gäste. Was ihre Vorrathskammern, ihr Weinkeller nur vermochten, wurde ihnen dargebracht, auch Geldspenden blieben nicht aus, doch bat sie mit Thränen, ihren Gemahl wie den Sohn aus dem Spiele zu lassen, weil sie, eine betagte Frau, beider Beistand so nöthig hätte.

Dieser Haufe ließ sich befriedigen und zog ab, breitete aber nichts destoweniger aus, Don Joseph habe sich als ein schlechter Patriot bewiesen.

Der Edelmann selbst war über den neulichen Besuch hoch entrüstet. Ist das zu ertragen, rief er, elendes Gesindel kömmt, mir vorzuschreiben, was ich thun soll. Tagelöhner, Bettler, setzen die Ehrfurcht gegen einen alten spanischen Edelmann aus den Augen, bieten ihm

Trotz, erpressten Forderungen. Da sehen wir, was Ferdinand angerichtet hat. Er buhlte um die Gunst des Pöbels, ließ ihn heimlich aufwiegeln. O leicht ist zwar ein Aufstand in's Werk gerichtet, aber schwer wird es, das vielköpfige Ungeheuer wieder zu bändigen, die alte Ordnung zurück zu rufen.

Donna Emanuele bestätigte seine Klagen, ihr Geiz weinte auch über das, womit sie die Ruhe hatte erkaufen müssen. Doch, fügte sie hinzu, mag es darum seyn, wenn man uns nur künftig nicht wieder heimsucht.

Nicht lange danach wurde aber eine schriftliche Ladung von einigen, zur Parthei der Insurgenten getretenen, Großen übermacht. Im Namen des Vaterlandes begehrte man wichtige Lieferungen, daneben sollte auch Einer von den beiden Edelleuten, Vater oder Sohn, sich mit zwanzig wohlgewaffneten und berittenen Leuten stellen.

Don Joseph schlug die Hände über den Kopf zusammen. Ich, bei meinem ergrauten Kopf, in meiner Hinfälligkeit, vom Gichtübel

häufig mitgenommen, ich sollte in den Krieg ziehen? Und was kann es denn nun helfen, wenn ich mich tödten, wenn ich meine, ohnehin von Rheumatismus mürben, Knochen zerschmettern lasse? Ihr hättet zu den Waffen eilen sollen, ehe noch der Feind durch die Pyrenäen kam, ihm da, wo Wenige Viele bequem abhalten, den Eingang wehren sollen. Damals, wie noch der König und der Prinz von Asturien sich in Aranjuez befanden, und man wußte, für wen man auftrat, hätte ich mich gern in Eure Reihen gestellt, und wie ein Löwe gefochten. O, meine Vorfahren waren tapfere Männer. Sie haben's den Mauren bewiesen. Einer hat gegen Vendome und Bervik gefochten, Einer ist bei St. Quintin geblieben, Einer hat bei Montiel zwei sarazenische Fahnen erobert. —

Ei, fiel Don Pedro verdrießlich ein, bei Montiel gab es keine Sarazenen, Peter der Grausame schlug sich da mit Heinrich von Transtamare herum. Wozu frommt jetzt aber, was die Ahnen übten, Sie thäten doch gut, der Aufforderung zu gehorchen.

Aber, rief Don Joseph, wenn uns der Feind nun schlägt! —

Das wird nicht geschehn, versetzte der Sohn, er soll die spanischen Arme fühlen. Eilen Sie, lieber Vater, brechen Sie schöne Lorbeeren.

Ei so geh' Du, entgegnete Don Joseph, wenn die Lorbeeren so schön sind.

Es ziemt nicht, daß der Sohn dem Vater die Ehre streitig mache. —

„Ich überlasse sie Dir."

Die Mutter bedarf eines Beistandes. Ich will treu dazu sehn.

Donna Emanuele nahm das Wort: Ja, wenn denn Einer von Beiden sich stellen muß, ist es besser, der Vater ziehe hin, als der Sohn. Wird Don Joseph erschossen, mag er bedenken, daß sein Leben ohnehin nicht lange mehr hätte währen können. Des Sohnes junges Blut hingegen aufzuopfern, das geht nicht an, das gebe ich nicht zu. Er ist Lehnserbe, soll heirathen, dem Stamm neue Zweige schaffen.

Sie drang so lange auf Don Joseph ein, bis er sich entschließen mußte. So viel Gewalt

hatte ihre Zunge über ihn. Da es jedoch vor der Hand noch beim Versprechen blieb, und seine, wie der Mannen Ausrüstung, schneckenhaft von Statten ging, vermerkte man das übel, ein Insurgentenhaufe erschien abermal, drohte mit Plünderung und Brandstiften, wenn dem vaterländischen Aufgebot nicht sogleich Folge geleistet würde. Nun machte Don Joseph aus Furcht Ernst, und bat nur um drei Tage noch, damit er alles in gehörige Bereitschaft setzen könne.

Sie wurden zugestanden, und nun Bauern von den Gütern gewaffnet und beritten gemacht, wie sich's eben thun ließ. Einstweilen schickte aber Don Joseph einen heimlichen Boten an einen französischen General, der unweit Madrit befehligte. Er schrieb diesem, wie er durch harten, mit Feuer und Schwert drohenden Zwang genöthigt worden sey, der unseligen Fehde, gegen seinen Willen und seine bessern Ueberzeugungen, beizutreten. Man möchte indessen hierauf billige Rücksicht nehmen, und den französischen Truppen befehlen, wenn sie nach seinen

Gütern kämen, diese wie die eines Freundes zu behandeln. Dafür wolle er auch, wie es nur anginge, sich mit den Seinigen gefangen geben.

Don Joseph fühlte eine leichte Brust, als dies Schreiben abgesendet war, und pries sich wegen seiner Klugheit. Er dachte: komme es nun wie es wolle, ich habe mich an beiden Seiten nothdürftig sicher gestellt. Ueberwinden die Feinde, müssen sie mich als einen ihrer Anhänger betrachten. Sehe ich, daß unsre Sache einen guten Fortgang nimmt, soll man meinen guten patriotischen Willen rühmen. Zu früh werde ich mich nicht in die Gefangenschaft liefern, vielmehr erst beobachten, wie die Sachen gehn.

Allein ihm widerfuhr ein schlimmes Unglück. Der Bote wurde von Insurgenten, nahe am französischen Lager, angehalten, und seines Absicht willen befragt. Weil er fürchtete, gehangen zu werden, händigte er das Schreiben aus.

Kaum war es gelesen, als sich auch eine Anzahl von Wüthrichen aufmachte, die Verrä-

therei zu ahnden. Racheschnaubend langten sie an, als eben Don Joseph wehmüthig mit seinen Bauern von Hause ziehen wollte. Nieder mit ihm, den Kopf herunter, das Herz auf eine Pike gesteckt! schrie alles. Donna Emanuele hatte noch eben des Gemahls Feldgeräthschaften ordnen helfen, wußte nicht was vorgegangen sey, und warf sich, um Erbarmen flehend, auf die Knie, als sie alles über Don Joseph herfallen sah. Nichts rettete ihn, sein Haupt war im Nu vom Rumpfe getrennt, eben so schnell die fürchterliche, anatomische Handlung vollzogen. Donna Emanuele lag ohnmächtig da.

Nun ging es an ein Plündern des Schlosses. Klug hatte inzwischen die Dame alle Kostbarkeiten und baaren Summen versteckt, so wurde nicht eben viel geraubt. Doch wollte man nun alles in Flammen setzen. Sie war zu sich gekommen, warf sich den Wilden in den Arm, beschwor sie so lange mit den ihr so geläufigen Bitten, und tausend Thränen, bis sie Anstand nahmen. Jetzt erst erfuhr sie, was ihrem Manne das fürchterliche Schicksal bereitet

hatte. Man zeigte ihr den Brief. Sie raufte das Haar aus. Um möglichst wieder gut zu machen, was Don Joseph gefrevelt hatte, mußte ihr Sohn, ob er sich gleich nicht darauf vorbereitet hatte, statt des Vaters, zu den Insurgenten stoßen. Räche ihn an den Feinden, schrie sie Don Pedro nach, und fiel gleich darauf in eine beinahe tödtliche Krankheit aus Schrecken.

So Furchtbares war also dem Hause San Lucar begegnet, und bald hörten die Mantinoña mit Schaudern davon. Don Gußman empfahl seinem Sohne, nicht erst eine Vorladung abzuwarten, sondern der Sache der Mißvergnügten sich ergebener zu zeigen, indem er ungefordert sich einfände. Miguel stellte zwar im Anfang vor, Don Vigo sey von zu schwächlicher Leibesbeschaffenheit, um die Beschwerden des Feldlebens tragen zu können, allein es gab zu berücksichtigen, daß wohl die Insurgenten eine solche Entschuldigung nicht annehmen dürften. Eile, mein Sohn, rief der blinde Alte, wähle Dir Mannschaft aus, die Gewohnheit

wird Dich bald abhärten, der frischen Jugend ist alles möglich.

Es war hohe Zeit. Don Rodrigo, eine Abtheilung von Mißvergnügten in dieser Gegend befehligend, schrieb einen mit verschiedenen Bitterkeiten gewürzten Brief, worin er sagte, es dürfte unmöglich seyn, die Mantinona gegen Mißhandlungen zu schirmen, wenn nicht bald Eifer für die gute Sache von ihrer Seite sich verkündigte.

Miguel, der Vigo immer begleitete, erklärte, auch jetzt nicht zurückbleiben zu wollen. Der Sohn verlangte dagegen, er möchte zum Beistand des Vaters seyn. Nein, rief Miguel, jetzt weniger als je, trenne ich mich von Ihnen. Susanne ist da, und noch andere Dienerschaft. Gußman bestand selbst darauf, Miguel sollte mit Vigo ziehn.

Siebentes Kapitel.

Don Vigo's Auftreten als Insurgen-tenhauptmann.

Die Güter waren weitläuftig, und viele Einwohner der nächsten Städte und Dörfer, als sie hörten, der junge Mantinona würde eine bewaffnete Streiterzahl aufstellen, fanden sich bei ihm ein, nicht weniger die Söhne einiger unbegüterten Edelleute.

Er brachte über Hundert Mann Fußvolk zusammen, wovon ein Theil mit Flinten hatte versehen werden können, der andere führte Piken und Säbel. Gegen funfzig Reuter, worunter viele ehemalige Soldaten der Linientruppen waren, hatte man auch bald so ziemlich mit allen Nothwendigkeiten versehn, denn keine Summen wurden gespart. Don Vigo stellte sich als Hauptmann dieser Bewaffneten dar, alle schwuren ihm Gehorsam und treue Ergebenheit, und dies mit allem guten Sinn, denn sein leut-

seliges Betragen hatte sie gewonnen. Die Edelleute wurden zu Offizieren bestellt, und Einer von ihnen, der auch einst unter den Linientruppen gedient, und Einsicht in das Kriegshandwerk erworben hatte, blieb um die Person des jungen Anführers, ihn mit Rath zu versehn, verrichtete gleichsam den Dienst eines Adjutanten.

Zärtlich nahm der Sohn von seinem Vetter Abschied, und zog mit den neugeworbenen Leuten nach der Gränze von Andalusien, wo sich ein kleines Heer von Mißvergnügten gesammelt hatte. Er wurde mit Jubel empfangen. Man wollte nach Madrit vordringen, wo der König Joseph Napoleon damals noch nicht angelangt war, um die französischen Truppen von dort zu vertreiben. Das kleine Heer drang über Ciudad Real vor, und hatte bald mit einzelnen Abtheilungen der Feinde hartnäckige Kämpfe zu bestehn.

Der Zufall machte aber, daß Vigo, nicht lange danach, eine auf seine Empfindungen seltsam und bewegend wirkende, Bestimmung empfing.

Der Weg führte nämlich bei jenem Flecken, zwischen Ciudad Real und Toledo hin, in dessen Nähe jene Cölestinerinnen-Abtei lag. Sein Herz mußte in jener Gegend ungestüm pochen. Er hatte in der letzten Zeit für seine Liebe nichts mehr thun können, als einigemal an Donna Emanuele zu schreiben, und sie zu bitten, den Wünschen seines Herzens Gewogenheit zu schenken. Erst war keine Antwort eingetroffen, zuletzt dagegen eine so zweideutige als niederschlagende.

Die Dame hatte ihm nämlich ihre Befremdung geäußert, daß er in diesen Zeiten der allgemeinen Noth verliebte Grillen hegen könne. Was mich anlangt, fügte sie hinzu, nachdem ich das Schreckniß erlebt habe, den eignen Gatten vor meinen Augen grausam hinmorden zu sehn, will ich den düstern Abend meines Lebens allein dem Gebete weihen, und was nur von mir abhängt, zu ähnlicher Andacht nöthigen.

Dies schien genug gesagt, und Vigo hätte verzweifeln mögen. Seine ohnehin geringe Lust zum Kriege mußte noch mehr abnehmen, wenn

er bedachte, daß es grade die jetzigen Ungewitter seyn könnten, die ihm die, ohnehin nicht beruhigend gewährte, Hoffnung auf Donna Cajetania, ganz entzögen. Demungeachtet zeigte er sich, da es einmal nothwendigen Kampf galt, bei jeder vorkommenden Gelegenheit tapfer, und fand so viel Lob als Achtung.

Doch jetzt in der Nähe jener Abtei, konnte er dem Versuch nicht widerstehen, Donna Cajetania, wo möglich, zu sprechen. Er nahm sich vor, alle Mittel, die sich darbieten könnten, zu dieser Absicht anzuwenden, und auch allenfalls, wenn die gewöhnlich übliche Klosterstrenge dabei etwas umgangen werden müßte, die Sache nach Kriegsmanier leicht zu nehmen. Unerkannt, das Gesicht verhüllt, wollte er der Pförtnerin sich nahen, und sie entweder mit Güte oder mit Drohungen bewegen, Donna Cajetania an's Sprachgitter zu rufen. Eine kurze Unterhaltung mit ihr, schien seiner Liebe um so nothwendiger, als der Ablauf des Vierteljahres nahe war. Auf seinen Brief an sie hatte er keine Antwort empfangen, er fürchtete, er dürfte

nicht

nicht abgegeben, dagegen wohl die Novize durch Zwangmittel bestimmt worden seyn, ihr Ja, wegen einer Einkleidung auf immer, nicht mehr vorzuenthalten. Die köstlichen Augenblicke sollten ihm dienen, sie leise von seiner treuen Liebe und den sonstigen Beziehungen zu unterrichten, daneben sie zu beschwören, auf jeden Fall, bis zu einer Entwickelung der jetzigen unruhigen Begebenheiten, standhaft zu bleiben.

Er machte also, da man ohnehin den Feind in der Nähe sah, eine Patrouille, und ließ sich nur von solchen Reutern begleiten, auf deren Ergebenheit vorzüglich gebaut werden konnte. Miguel hingegen wurde, aus guten Gründen, im Lager gelassen.

Auf dem Rückwege von jener Patrouille, mied er seinen Pfad, und sprengte dem Kloster zu.

Nicht gering aber war sein Staunen, als er dort keine einzige Nonne, vielmehr aber Soldaten in Menge antraf, die befestigende Schanzarbeiten vollzogen. Man hatte bei der Nähe des Feindes, die einsame Abtei, keiner argen Ueber-

fälle blosstellen wollen, und deshalb gestern alle Nonnen zu einer festen Stadt in Andalusien geflüchtet, wo sie ein anderes Kloster beziehen sollten. Selbst der männliche geistliche Vorsteher hatte die Maasregel angeordnet. Und weil nun die verlassene Abtei, mit ihrem dicken Gemäuer, in ihrer viereckigen Gestalt, sich zu einem, gegen den ersten Anlauf ziemlich sicheren Kriegsposten empfahl, hatte der Anführer der in dieser Gegend thätigen Mißvergnügten befohlen, sie durch Gräben und Verhaue noch mehr zu einer solchen Absicht in Stand zu setzen, demnächst sie auch mit Kanonen und Lebensvorräthen auf einige Zeit zu versehn. Ihm hatte eine solche Veranstaltung desto nöthiger geschienen, weil eben damal der französische General Dumont, mit Uebermacht, gegen Andalusien vorzudringen suchte. Die Insurgenten wollten sich, bis sie Verstärkungen an sich gezogen hätten, zurückziehn, doch in der befestigten Abtei eine Garnison lassen, die sich halten sollte, bis es ihnen würde gelungen seyn, wieder diesen Punkt zu erreichen.

Es blieb unserm Vigo also nichts übrig, als trauernd ins Lager zurückzukehren.

Dort angelangt, hatte man ihn bereits gesucht, und zum General beschieden. Er eilte dahin, wurde noch genau von allem, was man vorhatte, benachrichtigt, und hörte zugleich, daß ihm die Besatzung der Abtei, mit zweihundert Fußgängern und sechs Kanonen, anvertraut werden sollte. Er empfing den Befehl, noch Heute zu dieser Bestimmung abzugehn, denn man hatte schon vor der Avantgarde des Feindes weichen müssen.

Vigo vollzog, was ihm geboten worden, und man beschleunigte die Arbeiten an der Abtei aus allen Kräften Tag und Nacht. Doch kaum waren am andern Morgen die Dinge zu einer halben Vollendung gediehen, kaum die Nahrungsmittel für eine Woche, in die Kirche geschafft worden, als sich auch der Feind schon auf den nahen Bergen zeigte. Jetzt zog sich alles, was nicht zur Garnison des neuen Kasteels gehörte, eilig weg, und der junge Kommandant mußte seine Vertheidigung antreten.

Erfreulich war die Obliegenheit nicht. Von den Bergen konnte das feindliche Geschütz die Abtei erreichen. Nun verhießen zwar die dikken Mauern, welche noch ein schnell angefertigter Erdwall umlief, einen guten Widerstand, desto nachtheiliger war es aber, daß man nicht so viele Zeit gewinnen können, der Mannschaft einen Proviant auf mehr als eine Woche zuzuführen. Denn wenn dieser ausging, ohne daß die befreundeten Schaaren sich wieder einfanden, gerieth man doch in eine nur zu bedenkliche Lage.

Vigo ordnete deshalb an, daß seinen Leuten, von den bestehenden Vorräthen, nur täglich eine halbe Portion ausgetheilt wurde, so konnte er doch hoffen, wenigstens vierzehn Tage auszulangen. Er tröstete sie, daß dieser Mangel nur vorübergehend seyn würde, und fand sie auch sehr geneigt, sich demselben zu unterziehen. Weil überhaupt auch die Spanier mäßig sind, so ist in dieser Hinsicht bequem mit ihnen Krieg zu führen.

Der Feind ließ aber dem neuen Komman-

danten nicht viele Zeit zum Besinnen. Eine heftige Kanonade nahm sogleich ihren Anfang, und wurde so gut beantwortet, als die Vertheidigungsmittel es nur zugaben. Die Mauern litten an mancher Stelle, doch ließ ihr Einstürzen sich nicht besorgen. Es war kein eigentliches Belagerungsgeschütz, das dem Feinde zu Gebote stand, und geringe Kaliber richteten wider die gothischen Gewölbe nicht viel aus. Hie und da wurde auch ein Vertheidiger getroffen, es gab Todte und jämmerlich Verstümmelte, doch so eine, vom Kriege nie getrennte Erscheinung, durfte den Muth des Anführers nicht zum Wanken bringen.

Das feindliche Geschütz hielt nach einigen Stunden an, und ein Trompeter nahte. Er verlangte Ergebung, widrigenfalls alles über die Klinge springen sollte. Vigo beantwortete die Aufforderung, wie es einem ehrliebenden Offizier gebührte.

Nachdem der Trompeter zu den Seinigen zurückgekehrt war, langten die Kugeln in doppelter Zahl an. Der Feind wollte den Weg

durch's Gebirge frei sehn, es brachte ihn auf, daß eine, zu einem Kasteel umwandelte Abtei, seinen Absichten Hindernisse legte. Er dachte sie schneller hinwegzuräumen, wenn er einen Sturm geböte. Einige Grenadierkompagnien, wie ein leichtes Bataillon, wurden dazu befehligt. Sie rückten entschlossen an, räumten den Verhau, hieben die Pallisaden nieder, suchten die Brustwehr kühn zu ersteigen. Doch unterließ auch Vigo nicht, diesem Angriffe tapfer zu begegnen. Die Kartätschen behagelten den Feind, das Flintenfeuer wurde auf einen nahen Abstand gespart, und richtete da ein desto größeres Blutbad an. Seine Offiziere waren auf alle Punkte vertheilt, und jeder vollzog genau, was ihm der Kommandant vorgeschrieben. Auch Miguel, der kein unthätiger Zuschauer bleiben wollte, hatte in einem ausspringenden Winkel die Leitung der Gegenwehr übernommen, und sahe mit zum Geschütz. Als der Feind die Brustwehr hinanklimmen wollte, empfingen ihn die Bajonnette so unsanft, daß er endlich, trotz aller bewiesenen Tapferkeit, sich

genöthigt sah, nach großem Verlust, das Vorhaben aufzugeben.

Im Kasteele freute man sich dagegen hoher Triumphgefühle. Rühmlich war das Abschlagen einer so bedeutenden Ueberlegenheit, und die Vertheidiger konnten das mit edler Selbstachtung empfinden. Die letzten, dem Rückzuge des Feindes nachgesandten Schüsse, waren zugleich laute Siegestöne.

Zwar hatte man auch den glorreichen Tag mit dreißig Todten bezahlt, und viele Verwundete lagen im Blute. Vigo ging umher, für sie Sorge tragen zu lassen.

Doch als er nach dem ausspringenden Winkel kam, erwarteten ihn Schrecken und tiefer Schmerz. Miguel war von einer Flintenkugel in die Brust getroffen worden. Matt winkte er seinen Herrn zu sich, ein Papier in den erschlafften Händen haltend. Todtenfarbe schon im Gesicht, stammelte er, kaum vernehmlich: es ist der Brief Ihrer Mutter. Empfangen Sie ihn, ich glaube auch, daß Sie — unter den

gegenwärtigen Umständen — und weil ich sterbe — berechtigt sind — ihn jetzt zu erbrechen.

Er wollte noch mehr sagen, der Tod hinderte ihn aber daran.

Vigo warf sich auf den Leichnam. So hatte er den wohlgeprüften Diener, den treuen Hüter seiner unerfahrnen Jugend, dem ein frohes Alter zu bereiten, eins von seinen liebsten Dankgeschäften seyn sollte, also verloren. Wie einen andern Vater beweinte er ihn, und haßte den ganzen Krieg um desto mehr. Er ließ Miguel in der Kirche bestatten, und nahm sich vor, wenn Ruhezeiten kämen, der Treue daselbst ein schönes Ehrendenkmal zu stiften.

Was den Brief anlangte, so gab es einmal jetzt mehr zu thun, als Neugierde zu befriedigen, und dann meinte Vigo auch, gar keinen Drang der Nothwendigkeit vor sich zu sehn, das Gebot der sterbenden Mutter zu übertreten. Das Papier bezieht sich auf meine Heirath, sagte er sich, was habe ich da in dem gegenwärtigen Augenblicke Vorschriften aufzusuchen. Allenfalls, wenn ich tödtlich verwundet bin, will

ich die Siegel brechen, um die Züge der mütterlichen Hand noch einmal zu betrachten.

So steckte er den Brief als ein Heiligthum zu sich, das er unversehrt ehren müsse. Dann sah er zu seinen nächsten Geschäften, während die übrigen Offiziere die Todten beerdigen ließen.

Der Feind sandte neuerdings Kugeln in Menge, die seinen Verlust rächen sollten. Viele schlugen in die Kirche, wo die Tonnen mit Brot, Fleisch und Wasser standen, die zur Nahrung dienten. Denn auch einen Brunnen hatte man in der Abtei nicht. Einige Tonnen waren beschädigt, aus anderen das so nöthige, einzig vorräthige Getränk gelaufen. Vigo sahe wohl ein, daß man den Vorräthen eine mehr sichere Stelle zu suchen hätte. Er nahm also ein Licht, und stieg in den Keller des Klosters hinab, dort sie auszuwählen. Es war eben Zeit dazu, der Feind nicht nahe, und auch seine Geschosse schwiegen.

Unten im Keller schien es ihm, als vernähme er Stöhnen und Klagetöne. Er glaubte, ein Verwundeter möchte seine Zuflucht hie-

her genommen haben, was ihn aber doch sehr befremden mußte. Denn stark verschlossen war der Keller gewesen, zufällig hatte man in der ehemaligen Zelle der Aebtissin seine Schlüssel entdeckt. Gleichwohl suchte Vigo in der tiefen Nacht, welche in diesem Keller ihn umfing, nach der Stimme.

Plötzlich sah er eine weibliche Gestalt durch eine kleine Maueröffnung schimmern. Entsetzen kam über ihn. Sollte hier eine Nonne eingemauert schmachten, die man bei der eiligen Flucht vergessen hätte, oder deren Bestimmung Hungertod wäre? fragte er sich. Mit Schaudern trat er näher, und fing bebend an: Wer bist Du Unglückliche?

O Gott, das ist Vigo's Stimme! klang ihm aus der schauerlichen Kluft die Antwort zurück.

Der Offizier ließ vor Schrecken das Licht auf den Boden fallen, das auch gleich verlöschte. Nun befand er sich in voller Grabesnacht.

Kaum wagte er, den Namen Cajetania über die Lippen zu bringen, eine Minute entfloh, ehe

er wieder so viel Besonnenheit zu sammeln vermochte.

Es war Cajetania, welche er in der grauenvollen Höhle fand. Wer schildert seine Gefühle.

Nachdem beide Theile zu Worten gelangt waren, berichtete ihm die Eingemauerte, ihr sey wegen Vergehung gegen die Aebtissin dieser Aufenthalt so lange angewiesen worden, bis sie vollkommene Reue über die gegen ihr Oberhaupt gebrauchten, nicht hinlänglich ehrerbietigen Ausdrücke, demnächst über eine vorgehabte Flucht, würde bewiesen, auch geschworen haben, bei einer künftigen Einkleidungsfeierlichkeit, ihr Jawort ziemend zu geben.

Sie fügte hinzu: Immer noch habe ich Brot und Wasser empfangen, nun aber seit langer Zeit nicht mehr. Zwar konnte ich nicht wissen, ob Tag oder Nacht wäre, doch denke ich immer, es mögen schon drei bis vier Tage seyn, daß Niemond weiter nach mir sah. Alles Rufen um Hülfe und Erbarmen konnte nicht durch die Mauern hinauf dringen. Ich glaubte schon, man wolle mich hier sterben lassen,

und bereitete mich zum Tode, der mir auch naht, denn noch mehr als vor Hunger möchte ich in Durst verschmachten.

Vigo taumelte betäubt durch die Finsterniß, fand die Oeffnung, und schaffte einige Fleischbrühe und Wasser herbei. So konnte er die Geliebte vor allen Dingen erquicken, indem er zugleich rieth, bei dem ersten Genuß vorsichtig zu seyn.

Die Nahrungsmittel kräftigten sie in etwas, und nun erst gelangte Cajetania zu der Frage: Doch um aller Heiligen willen, wie ist die unbegreifliche Erscheinung möglich, daß ein Mann die Abtei, ja hier diesen Keller betritt? Und wie geht das wundervolle Ereigniß, das frohe Ereigniß zu, daß Sie eben, Sie Vigo es sind? Ich weiß überhaupt nicht, was ich seit einer guten Zeit schon denken soll. Mir war's, als geschehen Erdbeben über mir, als wankten alle Mauern, als hört' ich dumpfe und lautere Donner, ja wildes Geheul dünkt mich vernommen zu haben.

Vigo erklärte nun der Gefangenen alles,

was sie noch nicht wissen konnte, und sie in die höchste Verwunderung setzte. Ohne Zweifel, rief er, hat man Sie vergessen, oder auch die Aebtissin die geübte Tirannei zu offenbaren gefürchtet. Doch, wie ich auch in Gram über das, was Sie gelitten haben, untergehn möchte, nenne ich doch jenen Zufall, oder was es seyn mag, das höchste Glück meines Lebens.

Nun erklärte er, in dem fürchterlichen Grabdunkel, so wehmüthig als flammend, der Eingemauerten seine lange treue Liebe, und erfuhr mit Entzücken von ihren Lippen, daß auch sie, bei seinem ersten Anblick, von einer gleichen Neigung entzündet, und jenes in der Kirche gesprochene Nein, nichts als die Folge ihrer unbezwinglichen Leidenschaft gewesen sey. Sie fügte hinzu: Wie konnte ich dem Heilande ein Herz darbringen, das Ihnen, Vigo, gehörte!

Mannigfachere, und zum Theil widersprechendere Empfindungen, zogen wohl noch in keines Menschen Brust ein, als Vigo sie jetzt fühlen mußte. So viel Pein, so viel Trauer

und Besorgniß, und wieder so viel zärtliches Entzücken.

Es gab aber zu bedenken, was jetzt zu thun sey, und die Zeit war dem Befehlshaber des Kasteels karg zugemessen. Vor allen Dingen mußte die Unglückliche aus ihrem Kerker befreit werden, dann wollte er anderweitig berathen. Er eilte hinauf, zündete sein Licht wieder an, theilte Befehle aus, und sagte: man dürfe mit der Hinabschaffung jener Tonnen noch nicht eilen, weil der Feind jetzt schwiege, und er noch keine bequeme Stelle habe finden können. Dann nahm er eine Flinte, trug sie mit hinab, brach den Lauf aus, und mit diesem Werkzeug und dem Bajonett gelang es nach einiger Mühe, die Steine so weit wegzuschaffen, daß Cajetania, mit seiner Hülfe, ihrem Kerker zu entsteigen vermochte. Sie war inzwischen so abgemattet, daß es ihr kaum gelang, sich einige Schritte fortzubewegen, deshalb schaffte er unvermerkt etliche Mäntel in den Keller, und bereitete ihr ein Lager.

Die Nonne oben den Soldaten zu zeigen,

schien ihm bedenklich. Strenge Katholiken konnten vieles einwenden, wenn er sie als seine Geliebte ankündigte. Eifersucht, die Schönheit den Wilden nicht zeigen zu wollen, war auch im Spiele, wohin aber mit Cajetania? Die Verlegenheit war übel genug. Im Keller mußten die Leute bald erscheinen, welche die Tonnen dahin schaffen sollten. In den Zellen lagen die Verwundeten, oder allerhand Kriegsbedarf, der auch das Ab- und Zugehn der Besatzung nöthig machte. Aus der Kirche vertheidigte man sich. An gutem Rath war in der That Mangel.

Donna Cajetania fand ihn inzwischen zeitiger als der Geliebte. Kennen sich Ihre Leute untereinander genau? fragte sie. Das wohl nicht, gab er zur Antwort, sie wurden aus verschiedenen Haufen zusammengebracht. Wohlan, rief die Novize, können Sie mir nicht von irgend einem Todten Mannskleider geben? Ich fühle, daß ich mich bald mehr erholen werde. Dann trete ich unter Ihren Soldaten auf. Wer wird mich kennen?

Vigo wunderte sich über diesen Entschluß,

hielt ihn aber doch der Sache nicht ganz unangemessen. Es ging gegen die Nacht. Alle Todten hatten noch nicht begraben werden können. Unter diesen befand sich ein junger Offizier, von dem auch ein Mantelsack in einer nahen Zelle lag.

Vigo schaffte den Mantelsack herbei. Er enthielt seine Unterkleidung und einen Ueberrock. Cajetania, die sich noch mit einiger Nahrung gelabt hatte, und sich um ein Gutes besser befand, freute sich lebhaft dazu, und gab ihrem Geliebten auf, nur für ein Paar Stiefeln und einen Hut noch zu sorgen.

Dies war leicht, und Vigo sagte ihr: Bei Nacht können Sie wenigstens Oben freie Luft schöpfen, und man sieht Sie um so weniger. Am Tage werde ich Ihnen die Aufsicht über den in einer Zelle vorräthigen Kriegsbedarf geben, so sind Sie den Uebrigen nicht viel im Gesichte. Es mag noch heißen, Sie wären verwundet, ihr Arm in ein Tuch gehüllt seyn. Aber sobald der Feind seine Kanonen spielen läßt, oder gar einen Angriff mit blanker Waffe

er-

erneut, bitte ich, daß Sie sich gleich, in den sichern Keller verbergen.

Er ging, um das Nöthige zu holen, und Cajetania hatte unterdessen schon von den Mannskleidern Gebrauch gemacht, die ihr so gut anpaßten, als sie ihr artig standen.

Unterdessen hörte man wieder eine feindliche Trompete. Vigo mußte hinauf. Er trat an den Pallisadenschlagbaum, und sagte dem Feinde: Was müht sich Euer General doch unnütz mit seinen Aufforderungen? Ein für Allemal, ich vertheidige mich bis auf den letzten Mann.

Nein, entgegnete der Trompeter, ich bringe einen Brief, der Sie bittet, zwei alte Nonnen, von einem Mönch begleitet, in die Abtei zu lassen. Man ist bei den Vorposten deshalb übereingekommen, und wir haben, da es eine Kirchensache anlangt, den Nonnen sicheres Geleit hin und zurück bewilligt. Sie haben, wie sie sagen, eine kranke Schwester zurückgelassen, welche sie abzuholen denken.

Vigo erschrack nicht wenig bei dieser Nach-

richt. Es war den Nonnen der Eingang nicht zu versagen. Die Frömmigkeit konnte sich auflehnen, ihm ein Widerstand einst Ahndungen zuziehn. Was die Nonnen beabsichtigten, ließ sich gleichwohl merken, und da schwebte Cajetania in neuer Gefahr.

Er besann sich indessen, und sagte seinen Leuten: Nicht gleich darf ich das Thor öffnen, der Feind könnte eine Kriegslist brauchen wollen. Es soll erst einige Mannschaft hinaus, um die Gegend zu untersuchen, ob sich auch sonst etwas herangeschlichen haben mag.

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und während die Patrouillen sich entfernt hatten, eilte Vigo in den Keller zurück. Er meldete den Vorgang seiner Geliebten. Sie hatte gleich wieder einen guten Einfall. Ich bin verloren, rief sie, wenn die Nonnen hieher kommen, und mich ausgebrochen finden. Auch Ihnen wird man zu seiner Zeit eine inquisitionshafte Anklage bereiten, daß Sie mir in die Freiheit geholfen. Also geschwind einen todten Leichnam her, der jugendlich aussieht. Ich werfe

ihm mein Gewand über, zerkratze ihm das Gesicht, als sey es in der Todesangst geschehn. Sehr genau sieht man auch mit einem Lichte hier nicht, wahrscheinlich ist es immer, daß ich aus Gram und Hunger umgekommen bin.

Vigo fand den Rath klug, und eilte, den Leichnam des getödteten Offiziers hinabzubringen. Dunkelheit und zerstreute Beschäftigung der Soldaten entzogen der Aufmerksamkeit, was geschah. Cajetania säumte keinen Augenblick, dem Todten die täuschende Gestalt zu geben, und beide hoben ihn in die Mauerkluft. Die Steine wurden, so gut es anging, wieder aufgesetzt, und der Schutt beseitigt. Dann mußte Cajetania sich Oben in einer Zelle verbergen, und Vigo machte den Keller zu, brachte auch die Schlüssel wieder an den alten Ort.

Nach einer halben Stunde kehrten die Entsendeten zurück, berichtend, wie sie nichts vom Feinde gewahrt hätten. Vigo ließ jetzt den Mönch und die alten Nonnen ein. Sie verbaten alle Begleitung und begaben sich nach der Aebtissin Zelle. Von dort sahe man sie in den

Keller steigen, von wo sie nach einigen Minuten zurückkehrten. Sie sagten: ihr Geschäft sey beendet, entfernten sich, und trugen die Schlüssel mit fort.

Weil sie mit Niemanden außer Vigo gesprochen, auch sehr geeilt hatten, war es ihnen nicht bekannt geworden, daß schon Jemand von der Garnison sich im Keller befunden habe. Vigo urtheilte mit Recht, daß sie den Todten für Cajetania gehalten, und alles Aufsehn darüber vermieden hätten. Auch das Mitnehmen der Schlüssel deutete, und Vigo hütete sich, sie wieder zu begehren, damit ihnen ja kein Argwohn aufstiege, sondern ließ die Geschiedenen ihres Weges ziehn.

Gleich nachher fragte ihn ein Offizier, ob die Tonnen noch nicht zum Keller gebracht werden sollten? Er antwortete: Wollte mir doch der Mönch nicht wieder die Schlüssel aushändigen. Es hieß, einige Klosterreliquien lägen unten verwahrt, denen Niemand nahen dürfe. Mag es. Wir wollen unsere Vorräthe mit Er-

de gegen die Kugeln schirmen. Dies wurde denn auch gethan.

Einer schlimmen Gefahr war also Cajetania entgangen. Die Aebtissin hatte gleich am Tage ihrer Flucht an Cajetania gedacht, doch waren drei andere entflohen, ehe durch hin- und herschreiben man die Erlaubniß, durch seine Vorposten zu gehn, beim feindlichen General hatte vermitteln können.

Dieser ließ gegen Morgen die Kanonade wieder anheben. Immer platter wühlten seine Kugeln die Brustwehr, immer mehr davon sank in den Graben hinab. An den Mauern entstanden bedeutende Risse, die Steine regneten vom Dach, erschlugen oder lähmten Manchen, der noch zeither vom Eisenhagel geschont blieb. Vigo verlor indessen keinen Augenblick seine Besonnenheit, sondern traf mit heldenmüthig kaltem Blute diejenigen Vorkehrungen, welche sich nützlich empfahlen. Die zusammengeschüttete Brustwehr, gab er Befehl, wieder zu erhöhen, statt der weggeschossenen Pallisa-

den neue umpfangen, seinen Leuten zeigte er sich unbefangen, und munterte ihre Hoffnungen auf.

Dagegen hatte er einige Noth mit Cajetania. Sie sollte in einer ziemlich festen Zelle weilen, indem der Keller nicht mehr offen stand, doch schien ihr der Anblick des wilden Schauspiels Vergnügen zu machen, denn jeden Augenblick trat sie hervor, ja stieg wohl furchtlos auf die Erderhöhung, um die feindlichen Batterien recht genau betrachten zu können. Destomehr fürchtete Vigo dann, ja die Bangigkeit um das Leben der Geliebten setzte ihn außer sich. Er flehte dringend, einen so gefährlichen Vorwitz, der ihm daneben ziemlich unweiblich schien, einzustellen. Doch wenn sie im ersten Augenblick seinen Bitten schon Folge leistete, erschien sie, wenn der Offizier den Rücken wandte, dennoch wieder an einem bedrohten Standpunkt. Vigo hätte sie einschließen mögen, so bekümmerte ihn dies seltsame Verfahren, nur seine Achtung hielt ihn davon zurück.

Es gab einige heiße Tage, die Leichen und Trümmer häuften sich mehr und mehr, und

welche Vorsicht man auch in Bewahrung der Wassertonnen geübt hatte, so fügte es dennoch ein schlimmer Zufall, daß zu viele Kugeln nach der Stelle schlugen, so daß viel Getränk verloren ging. Es war aber im Junius, und die Sonne brannte ächt spanisch.

Der ungeduldige Feind beschloß einen zweiten Sturm, und hoffte von diesem mehr als vorhin, weil, trotz aller Gegenarbeiten, die Wallerhöhung an vielen Stellen dem Boden glich, und, da man nicht Pallisaden genug vorräthig gehabt hatte, viele Lücken in ihren Reihen unausgefüllt standen. Vigo sah die Anstalten dazu treffen, und bereitete sich auf eine tapfere Gegenwehr. Ueberhaupt hätte es Jeden befremden können, daß Vigo, der seit zarter Kindheit vor allen Kriegsbeschäftigungen nur Abscheu gezeigt hatte, dessen Herz für den Zweck, um welchen man eben focht, nicht erwärmt seyn konnte, weil sein Urtheil nicht eben Gutes davon hoffte, nichts desto weniger ein so entschlossener, und dabei höchst verständiger, Anführer auftrat. Allein es lag in seinem Gemüth eine edle Kraft,

die sich dem Nothwendigen hinzugeben wußte, und bei Uebeln, die nicht mehr zu vermeiden waren, voll standhaftem Sinn und Kühle blieb. Was in seiner jetzigen Lage zu thun war, wenn man den möglichen Tod einer gewissen Schande vorziehen wollte, das zeigte ihm sein guter natürlicher Verstand bald, wie er durch die Helle desselben auch zeitig so viel vom Kriegerhandwerk begrif, als sein gegenwärtiger Standpunkt ihm auflegte.

Daß er Donna Cajetania gefunden hatte, schlug seinen Muth keineswegs nieder, erhöhte ihn vielmehr. Denn es mochten ihn noch so drohende Gefahren umringen, konnte er doch stündlich die Geliebte sehn, welch' ein glückseliger Aufenthalt also in diesem Kasteele. Auch war sie weit davon entfernt, nach Frauenart Bangigkeit zu zeigen, oder gar, damit die Sicherheit nur bald wieder hergestellt würde, zu Beendung des Kampfes anzumahnen. Ganz im Gegentheil lobte sie Vigo's Tapferkeit mit Entzücken, feuerte ihn, durch Billigung und zärtliche Blicke, unaufhörlich an, damit fortzufah-

ren, es schien ihr Stolz, einen so heldenmüthigen Geliebten zu lieben, ihre Liebe mit jeder Minute höher zu entflammen. Und wie entfernt der junge Kommandant auch von allem Ehrgeiz seyn mochte, Ruhm von den schönen Lippen der Geliebten mußte seinen Ohren doch bezaubernd tönen. Wenn er beklagte, daß sie eine so gefahrenvolle Krise zu bestehen hätte, antwortete sie: Einmal habe ich noch keinen Augenblick Furcht empfunden, und dann würde ich die schlimmste Gefahr neben Vigo, der vollkommensten Sicherheit an einem anderen Orte vorziehn. Wenn er trostlos war, nicht besser für ihre Bequemlichkeit, für ihren Unterhalt sorgen zu können, wies sie auf ihre Einmauerung, aus der seine Liebe sie gerettet, hin, und bat ihn, einen Vergleich zwischen jenem und ihren jetzigen Zustand anzulegen.

Der neue Sturm begann. Es war mit Anbruch eines Morgens, wo die ziemlich nahe herangeschlichenen Feinde sich wüthend gegen die Brustwehr stürzten. Nie gestattete Vigo, bei Nacht, sich einigen Schlaf, hielt auch die größere

Zahl von seinen Leuten munter. Deshalb war man gefaßt. Die Kanonen standen so gerichtet, daß sie auch im Dunkeln ihr Ziel so leicht nicht fehlen konnten. Die Feinde wurden also, wie man das geringste von ihrer Ankunft witterte, mit Kartätschensaaten überstreut, wobei der Tod sich reiche Ernten mähte. In den kleinen Breschen der Pallisaden standen Schützen mit angelegten Kolben, erst ganz nahe mußte der Feind kommen, ehe sie den Abzug drückten, und so thürmten sie gleichsam eine neue Brustwehr von Todten vor sich auf, die ihnen nun ihr neues Laden und Feuern schirmte.

Inzwischen legte auch der Feind seine Hände nicht in den Schoos, er bildete vielmehr eine dichte Menschensäule, oder Kolonne, in welcher es den hinteren Reihen oblag, die Brüder an der Spitze vorwärts zu schieben. An ein Umkehren war also nicht zu denken, und mochte fallen, was da wollte, die Nacheilenden stiegen darüber weg. Es liegt am Tage, daß auch die fertigsten und kaltblütigsten Schützen, eine so

einbrechende gewaltige Masse, endlich aus dem Wege drängen muß.

Gleichwohl war hieran gedacht und den braven Männern eine Zuflucht hinter dem Erdwall bezeichnet worden. Nach diesem Orte sollten sie sich hinziehn, wenn sie zuvor eine sogenannte Fladdermine würden gesprengt haben.

Sie flog, manchen Feind trug ein feuriger Wagen zur Höhe, doch auch einige Freunde machten die Reise mit, weil sie nicht zeitig genug sich hatten retten können. Der Feind stutzte, in Erwartung mehrerer künstlichen Vulkane, auch zwang ihn die herabfallende Erde, in seinem Vordringen ein wenig zu säumen. Dadurch nahmen jene Schützen ihre Stelle mit Sicherheit ein, und schossen die Gegner, aufs Neue, hageldicht zu Boden. Doch bei ihrer großen Ueberlegenheit konnten diese auch immer wieder neue Kämpfer heransenden.

Der Kampfungestüm tobte entsetzlich, die Mehrzahl wollte diesmal dem verachteten Häuflein durchaus nicht weichen, und den eignen Verlust mit seiner gänzlichen Vertilgung rächen. Der

Feind sahe, daß keine Mine weiter sprang, desto hitziger arbeitete er sich gegen den Erdwall vor. Wie man ihm auch durch tödlichen Kugelregen und Bajonettstiche entgegenwirkte, er kam an zu vielen Orten herbeigestürzt, und schon sehr dünne zeigten sich die Reihen der Vertheidiger. Vigo gab also das Zeichen, man sollte zur Hälfte sich in die Kirche, zur Hälfte in den Kreutzgang des Klosters ziehen, um von dort aufs Neue die Gegenwehr zu beginnen. Diesen Entwurf hatte er im voraus, auf den schlimmen Fall der Vertreibung von der Erdlinie, gemacht. Auch hatte er Cajetania angewiesen, gleich beim Beginn des Kampfes, in die Kirche zu flüchten, wo unter dem Chor, hinter Tonnen, Steinen und Holz, ein vollkommen sicherer Schlupfwinkel zu finden war.

Als Vigo das verabredete Zeichen gegeben hatte, nahm er mit den Seinigen den Weg zur Kirchenthüre in guter Ordnung, und zugleich bei unaufgehaltenem Feuer. Der nächstfolgende Offizier, der Eine war außer ihm nur noch übrig, mußte die zweite Hälfte gegen den Kreutzgang

führen. Er versah es aber, der Feind kam ihm zuvor, schnitt ihn ab, und er wurde mit allen seinen Leuten niedergehauen.

Vigo's Hälfte dagegen erreichte die Thür. Er selbst blieb am längsten außerhalb, um den Rückzug des letzten Mannes noch mit eigner Hand zu decken, und, wenn er sodann gefolgt wäre, die Thür inwendig verrammeln zu lassen. Allein die angreifenden Grenadiere waren auch schon nahe, und es traf den Offizier der unglückliche Zufall, indem er rückwärts ging, über einen Stein zu stolpern und so zu Boden zu sinken. Ein Grenadier, dem zwei eben so verwegene Kameraden auf dem Fuße folgten, holte weit mit dem Bajonett aus, um Vigo's Herz zu durchbohren. Er hielt sich verloren, und sprach in einem Seufzen, das er für seinen Schwanengesang hielt, noch den Namen Cajetania. Allein eine Degenklinge, die über ihn dahinfuhr, durchstach in diesem Augenblicke den feindlichen Grenadier, ein Schuß, der unmittelbar danach folgte, erlegte dessen Kamera-

den, der im Hinsinken, den nächst Folgenden mit zu Boden riß.

Jetzt hatte man Zeit, noch in die Kirche zu gelangen. Mit starken Armen fühlte sich Vigo aufgehoben, und in die Kirche gebracht. Die Thüre flog zu, und dichte Steinhaufen wurden eilig davor gewälzt, während viele, an die Fenstererhöhungen getretene, Soldaten, durch ein mörderisches Feuer das weitere Nachdringen abhielten.

Wer ist der Tapfere, fragte Vigo, dem ich mein Leben danke, durch welchen die Mannschaft in der Kirche noch gesichert worden ist? Sein Begleiter wollte sich verbergen, er folgte ihm und erblickte zu seiner höchsten Befremdung Cajetania, mit einer Flinte und einem Degen gewaffnet. Sie hatte die kühne That geübt, übrigens auch, ohne sein Mitwissen, den ganzen Kampf in der Dunkelheit getheilt.

Als er entzückt danken wollte, sagte sie: Rettung um Rettung, doch Ihr Verdienst um mich, bleibt wohl viel größer, denn Hungertod und Heldentod sind gar sehr verschieden.

Der Feind nahm jetzt den Kreutzgang ein, beide Parthèien hatten sich in das Kloster getheilt. Vigo setzte aber mit den dreißig Spaniern, welche ihm noch übrig blieben, die Vertheidigung auf das hartnäckigste fort, ob man ihm gleich Quartier und ehrenvolle Gefangenschaft anbot. Cajetania lohnte ihm mit wiederholten, und an Feierlichkeit zunehmenden, Schwüren heißer Liebe.

Zwei Tage hindurch bot man hier noch dem Feind die Spitze, vereitelte alle seine Versuche, die Kirche einzusprengen. Nun aber war die Lage der Spanier trostlos geworden. Es gab keinen Tropfen Wasser mehr, die Erschöpften zu laben. Nur Einige hatten noch zwei oder drei Schüsse übrig, den Anderen waren Pulver und Blei völlig ausgegangen. An einen Entsatz ließ sich nicht mehr denken, man sah aus den Fenstern der Kirche, die ganze Gegend umher, von zahlreichen Feinden besetzt.

Demungeachtet würde der Offizier noch seine Gegenwehr fortgesetzt, und sich, nach dem Verbrauch alles Pulvers, auf die scharfe Waffe ein-

geschränkt haben, allein seine Leute gestanden ihm zu, daß ihre Kräfte sie, bei dem lange schon getragenen Mangel an Wasser, und einer glühenden Sonnenhitze, zu verlassen anfingen. Donna Cajetania meinte auch selbst, jetzt sey der Zeitpunkt gekommen, wo mit allen Ehren eine Kapitulation einzugehen wäre.

Die Feinde, ihre Gegner bewundernd, fragten jede Viertelstunde, ob man noch nicht gesonnen sey, zu unterhandeln? Endlich fragte Vigo dagegen, welchen Vertrag man ihm zuzugestehn denke?

Der feindliche Offizier ließ ihm sagen: Wohl hätte er sammt der übrigen Besatzung, einer Hartnäckigkeit willen, die, ohne einen Erfolg voraussehn zu können, ihm viele Leute getödtet, verdient, über die Klinge zu springen. Eine Ergebung auf Gnade und Ungnade bliebe ihm also nur.

Vigo ließ entgegnen: er antworte hierauf nicht.

Eine Stunde später wurde ihm hinterbracht: man wolle das tapfere Verdienst ehrend

scho-

schonen, den Spaniern sollte also das Leben zugesichert seyn, und sie nach Frankreich abgeführt werden.

Vigo versetzte: Nein, wir bedingen uns freien Abzug mit Gewehr und Spielklang.

Hierüber lachte der Feind, und bereitete Anstalten vor, die Kirche so lange mit Kanonen zu beschießen, bis alle Mauern über die Spanier zusammenfallen würden.

Vigo verhielt sich ruhig.

Der feindliche Offizier erschien selbst vor der Kirche: Wozu noch mehr Blutvergießen, fing er an? Sie mögen die Waffen strecken, und nach einem Schwur, nicht mehr gegen uns zu dienen, mit Ihren Leuten in die Heimath gehn.

Vigo antwortete: Lassen Sie uns handeln. Auf ein Jahr mag dieser Schwur abgelegt seyn, doch länger nicht.

Nach einigen Weigerungen vertrug man sich darum, und Vigo war ungemein froh, eine so vortheilhafte Bedingung durchgesetzt zu haben. Die Feinde staunten auch nicht wenig, als

das Häuflein auszog, sie die Waffen in Empfang nahmen und den Zustand der Kirche untersuchten. Denn sie hatten, bei dem geleisteten Troß, vermuthet, es möchten vielleicht noch Hunderte verborgen seyn, die sowohl mit Pulver und Blei, als mit Lebensnothwendigkeiten, auf lange Zeit versorgt wären. Von dem wahren Zustande unterrichtet, hätten sie wohl nie einen solchen Vertrag geschlossen. Indessen überhäuften sie die Abziehenden mit ~~einem~~ desto größerem Lobe.

Vigo beschenkte den Rest seiner Leute ansehnlich, und gab ihnen auf, nach ihren Wohnorten zu gehn. Was ihn anlangte, so machte er sich mit Donna Cajetania auf den Weg zu seinem Vater. Ein Diener begleitete beide, und hielt Cajetania für einen Offizier.

Als eine Pflicht des Zartgefühls sah es Vigo an, seiner Geliebten unterwegs mit allen den Rücksichten zu begegnen, die der Weiblichkeit ziemten. Nie theilte er in Gasthöfen mit ihr das nämliche Zimmer, betrug sich auf das ehrerbietigste. Doch sein Heirathsplan mit ihr,

nach Antritt seines fünfundzwanzigsten Jahres, war abgeredet, und von beiden Seiten durch einen Eid geheiligt. Uebrigens flossen die beiden glücklichen Wesen nicht weniger von gegenseitigem Dank, als von Zärtlichkeit über, wenn sie sich unbewacht sahen. Cajetania endete nicht, ihm ihre gerührte Erkenntlichkeit zu betheuern, daß er sie von Einmaurung und Nonnenleben befreit habe, er bekannte ihr, unter freudigen Thränen, daß sein Leben allein ihr Geschenk sey.

Inzwischen hielt er dafür, es möchte zuträglich seyn, daß sie vor der Hand noch fortführe, sich der männlichen Kleidung zu bedienen, und Cajetania war auch sehr geneigt dazu, weil sie darin sich gefiel. Vigo hatte manchen Grund, seiner Geliebten Geschlecht zu verbergen, was auch im väterlichen Hause wohl anging, da weder Don Gußmann, noch irgend Jemand dort sie gesehen hatte. Er fürchtete, von seinem Vater und auch von der Pflegerin Susanne, Vorwürfe, daß er, in den jetzigen Zeiten, seine Liebe zu einer dringenden Angelegenheit mache. Es war vielleicht möglich, daß sein

Vater, zumal da er seines Augenlichts beraubt war, den Aufenthalt eines jungen Mädchens in seinem Hause nicht ganz ziemend fand, es zugleich schicklicher, und der Ehrerbietung, welche man Donna Emanuele schuldig sey, angemessener hielt, Donna Cajetania in die Hände dieser Dame zu überliefern, bis die Heirath vollzogen würde. Und nicht Vigo, nicht seine Braut, setzten Vertrauen auf diese Dame. Man konnte endlich, der Aebtissin halber, nicht ohne alle Sorge bleiben. Denn wurde es laut, daß Cajetania nicht todt, vielmehr im Hause des Gußman sey, war es beinahe vorauszusehn, daß Vigo's Ermächtigung Einmal, und ferner der Betrug mit jenem Leichnam, als Eingriffe in kirchliches Recht, und Achtungslosigkeit dagegen, die schwere Ahndung der Inquisition verdienten, betrachtet wurden. Denn die Aebtissin konnte nun sagen: Vigo hätte, die vergessene Eingemauerte findend, zwar mit Lebensnothwendigkeiten ihr beispringen, doch ihre Befreiung und alles weitere Verfügen über ihre Person, einzig und allein der geistlichen Behörde

anheim stellen müssen. Es schien daher nöthig, vorerst abzuwarten, wie manche Dinge sich etwa in Spanien ändern dürften. Der König Joseph Napoleon war jetzt in Madrit angelangt. Zwar hieß der erste Artikel der neuen, in Bayonne, von der versammelten Junta angenommenen, Constitution: Die römisch-katholische Religion ist die des Staats, und keine andere erlaubt. Zwar hatte man dort über die Inquisition und die Ordensgeistlichkeit noch nichts festgestellt, allein es ließ sich voraus ahnen, was, unter den veränderten Umständen, schon der stille Fluß der Zeit nach und nach thun werde, und daß wenigstens alle priesterliche Tirannen ihrem Ende entgegen gingen. Es gab auch vielleicht Mittel, Donna Emanuele zu gewinnen, worauf jedoch mit reiflicher Vorsicht zu denken war. Genug, alle diese Betrachtungen rechtfertigten Vigo's Vorschlag vollkommen.

Er wurde also ausgeführt, Cajetania dem blinden Edelmann, als ein junger unbemittelter Offizier vorgestellt, der mit ihm in jenem Kasteel gefochten, und das nämliche Schicksal,

ein Jahr lang allem Waffendienst entsagen zu müssen, getheilt habe. Vigo bat, daß sein Freund, ohnehin durch eine Lebensrettung um ihn verdient, sich diese Zeit über bei ihm aufhalten dürfe, und der Alte willigte mit froher Herzlichkeit ein.

Cajetania bekam also eine Wohnung für sich im Schlosse, und hielt sich daselbst ziemlich eingezogen, um von Fremden so wenig als möglich gesehen zu werden. Dies fiel ihr nicht schwer, weil sie von Donna Emanuele sehr innegehalten, und vom gesellschaftlichen Leben getrennt, erzogen worden war. Demungeachtet kam sie zur Tafel, fand sich auch ein, wenn Vigo, was nun wieder seinen Anfang nahm, dem Vater vorzulesen pflegte. Vigo hielt es für eine anständige Pflicht, das verkleidete Fräulein, auf dem Wohnzimmer nie zu besuchen, beide sprachen einander nur ohne Zeugen, wenn sie bisweilen einen Spaziergang durch den Garten machten.

Nicht oft genug konnte der Sohn die erlebten Kriegsabentheuer seinem Vater erzählen. Bis zur Beschämung sah er sich dann von dem

Alten, seiner bewiesenen Standhaftigkeit willen, gelobt, und was Vigo, von seinem heldenmüthigen Verhalten, aus Bescheidenheit verschwieg, ergänzte Don Paterno — unter diesem Namen war Cajetania eingeführt worden — und jederzeit mit redseligem Enthusiasmus.

Die arme Susanne hingegen, Vigo's alte Pflegerin, traf, nach seiner Rückkunft, ein hartes Geschick. Er konnte ihr es nicht verhehlen, daß Miguel den Tod gefunden hatte, welchen neuen Schmerz er auch, diesen Bericht abstattend, empfand. Das arme Weib zog sich den Verlust so empfindlich zu Gemüth, daß ihre Geisteskräfte, von der Stunde an, in eine klägliche Zerrüttung sanken. Sie brütete still vor sich hin, nahm an nichts mehr Antheil, kannte Niemand mehr, und mußte unter die Aufsicht ihrer Kinder gestellt werden.

In Castilien wurde die Ruhe nach und nach ziemlich wieder hergestellt, obgleich im südlichen Navarra, in Arragonien und Catalonien, in Valencia und Andalusien, wie in anderen Provinzen, die Kriegsfackel wild geschwungen

wurde. Bei allen Begebenheiten der Zeit, welche auf dem Schlosse der Mantinona verlauteten, fiel der Antheil, welchen seine Bewohner nahmen, ziemlich verschieden aus. Don Gußman beklagte noch immer Ferdinand den Siebenten, nicht weniger aber auch die schreckenvollen Unruhen, welche sein Vaterland zerrütteten. Eine friedliche Ausgleichung, doch zum Vortheil des ehemaligen Prinzen von Asturien, wobei allenfalls dem Hause Bonaparte einige östliche Provinzen abgetreten würden, blieb immer der heißeste Gegenstand seiner Wünsche. Don Paterno pflegte diese Ansicht zu bestreiten. Er wünschte eine hitzige Fortdauer des Krieges, bis kein Franzose mehr sich auf Spaniens Boden befände. Vigo verschwieg seine wirkliche geheime Meinung, um nicht Beiden damit anstößig zu erscheinen. Sie war, daß Spaniens Wohlfahrt unter Joseph Napoleons Regierung am gedeihlichsten aufblühen könne, und daß also, wer diese Wohlfahrt liebe, auch den Waffen des neuen Königs einen siegreichen Fortgang wünschen müsse. Er billigte mithin das

Betragen eines Grafen von Campo Alanza, eines General O-Feril, eines Massaredo, eines Aganza, welche treu zu dem Könige hielten, als dieser, nach der Niederlage des General Dupont, sich von Madrit nach Burgos begab, wogegen Don Paterno die Herzoge von Infantado, von Hijar, von Medina Celi, von Ossuna, den Minister Don Pedro Cevallos erhob, weil sie ihre ehemaligen Gesinnungen verändert, und Joseph Napoleon nicht begleitet hatten. La Romana und Cuesta, waren Don Paterno's Götzen, Vigo hielt sie für Unglückbringer. Friede o Friede! seufzte Don Gußman, der Bund mit dem kaufmännischen Britten, kann mir auch nicht gefallen, denn er will seinen Vortheil auf Spaniens Unthätigkeit im Handel und Kunstfleiß gründen.

Achtes Kapitel.

Don Vigo an seinem Geburtsort.

Uebrigens blieb es eine Zeit des Trauerns und der Klagen. Die Gemälde von Verwüstungen da und dort, machten, daß man schaudern mußte. Viele Nachrichten liefen ein, welche den Tod dieses oder jenes Bekannten meldeten, wobei man nicht gleichgültig blieb. Auch Don Rodrigo de Mantinona hatte den seinigen, zuletzt unter Cuesta fechtend, zeitig gefunden. Vigo hatte an dem Verstorbenen immer etwas feindliches geargwohnt, das noch von den frühen Besorgnissen seiner Mutter herrührte, die auch wohl nicht ganz ungegründet seyn mochten, wenn Don Rodrigo schon nie gehandelt, sondern nur gewünscht hatte. Dennoch beweinte jetzt den nahen Verwandten, Vigo. Auch Don Gußman zeigte sich betrübt, setzte aber hinzu: Ich wünschte um so mehr jetzt ruhige Zeiten, weil Deine Heirath, wenn anders die Mantinona fortdau-

ern sollen, deren letzter Zweig Du nun bist, immer nothwendiger wird. Stürbest Du ohne Erben, fiele das große Lehn an die San Lucar, und so freundlich waren beide Häuser eben nicht gegen einander, daß ich das wünschen sollte.

Nun, sagte Vigo lächelnd, wenn ich Donna Cajetania de San Lucar heirathe, wird ja die Freundschaft beider Häuser eng verbunden.

O, daß ich noch nicht daran dachte! brach der Alte aus, doch wie viel übersieht man in dieser Zeit nicht, Du sagtest mir, die Nonnen wären aus jener Abtei geflüchtet. Cajetania ohne Zweifel also mit ihnen. Gelang es Dir nicht, weiter etwas von ihr zu erfahren?

Nein, mein Vater, antwortete der Sohn, nur daß sie noch nicht Profeß ablegte, weiß ich.

O, entgegnete Don Gußman, ich will aufs Neue an Donna Emanuele schreiben, sie bitten, endlich das Mädchen loszugeben, hieher zu senden, bis die Heirath vollzogen wird.

Don Paterno empfing Winke, ja durch keine Anmerkung sich zu verrathen, und Vigo setzte im Namen des Vaters den verlangten

Brief sogleich auf. Es war auch ihm viel daran gelegen, zu erfahren, in wiefern Donna Emanuele unterrichtet sey, oder nicht.

Die Antwort langte bald an. Höchst zerknirscht und von wiederholtem Kummer tief gebeugt, schrieb die Dame: Zu ihren alten schweren Leiden habe sich auch das neue noch gesellt, die Nachricht von ihrer Nichte Tod zu empfangen. Man solle ihr nicht zumuthen, nähere Umstände davon zu melden, nicht wisse sie selbst alles genau. Gram und heftig nagende Vorwürfe quälten auch zu sehr ihr Gemüth, als daß sie lange zu schreiben vermöge. Sie wolle statt der Feder einen Rosenkranz zur Hand nehmen.

Der Blinde schlug seine Hände über dem ergrauten Kopf zusammen, und wußte keine Trostworte für den unglücklichen Sohn zu finden, der seine Braut verloren habe, auch sich es aber nicht zu erklären, daß er von diesem keine verzweifelnde Klagen hörte.

Vigo konnte einen solchen Zustand nicht ansehn. Er sagte seinem Vater: Ohne Zweifel ist dieser Tod ein Irrthum. Donna Emanuele

schreibt, sie wisse nichts genau, und ich sage Ihnen, mein Vater, daß ich ahne, ja beinahe die Gewißheit habe, daß Cajetania lebt, und zwar gesichert vor dem grausamen Fanatismus ihrer Pflegemutter. In ruhigeren Zeiten wird sich alles aufhellen.

Don Gußman staunte. Sohn, fing er bange warnend an, verwickle Dich nicht etwa in Streit mit der Kirche, Du weißt, sie ist in Spanien schrecklich.

Vigo suchte ihn zu beruhigen, und es künftig nicht mehr dahin kommen zu lassen, daß des Alten Aufmerksamkeit diesen Gegenstand ergriff. Es ging um so eher an, als er täglich schwächer und hinfälliger wurde. Vorlesungen blieben, nach wie vor, sein liebstes Vergnügen. Und jetzt, wo sein Geist sich zu einer zweiten Kindlichkeit neigte, waren es Romane voll bunter Abentheuer, die er am liebsten hörte. Auch Cajetania hörte sie gern, weil sie ihre Einbildungskraft entflammten, und ihr neue Schwingen gaben.

Unter andern las Vigo das folgende Frag-

ment, von dem wir wünschen, es möge den Lesern dieses Buches eine willkommene Episode seyn:

Begebenheiten der Spanierin Donna Juana und eines Kavaliers aus Frankreich, genannt d'Aubrissel.

Der französische Seeoffizier Grandpierre, kam im Jahre 1711, also vor einem Jahrhundert, nach Mexiko, und erfuhr daselbst, was ihm hier nachberichtet werden soll. Möge er indessen allein das Wort nehmen.

Herr Grandpierre fängt an:
Das Glück führte mir des andern Tages, nach meiner Ankunft zu Mexiko, eine angenehme Bekanntschaft zu. Ich knüpfte diese mit einem klugen und ehrlichen Spanier, Namens Boscosa. Die Uebereinstimmung unserer Gemüther würzte den neuen Umgang. Eines Tages ging ich an seinem Hause vorüber, und da er im Fenster lag, winkte er freundlich, ich möchte ihm abermal einen Besuch abstatten. Ich folgte gern,

sahe aber, gegen meine Vermuthung, zwei Damen bei ihm. Die eine, Donna Juana, schien ohngefähr dreißig Jahre zu zählen. Sie leuchtete nicht mehr in den ersten Strahlen der Schönheit, die nur zu häufig Unheil anrichten, allein viele Annehmlichkeiten waren ihr aus einem bezaubernden Jugendlenz übrig geblieben. Dahin gehörten schwarze Augen voll Geist und Flamme, eine so heitere als majestätvolle Stirn, eine etwas geschweifte, sonst ungemein edel und wohlgestaltete Nase; auch zeigten ihre lächelnden, karmoisinfarbenen Lippen, bei jeder holden Oeffnung, zwei vortrefflich erhaltene, glänzende Zahnreihen. Sie hatte übrigens viel von dem, was die Vorstellung an Amazonen träumt. Eine hohe, ansehnliche, kräftige Gestalt, ein edles, freies Auftreten, sie erschien muthig, ohne aber den Zug bescheidener Weiblichkeit, der auch für sie gewann, im mindesten zu beeinträchtigen. Ihre Unterhaltung bewies so viel Geist als Frohsinn, ließ auch zugleich eine hohe Geburt bei dieser Dame ahnen. So die Erste. Die Zweite nannte sich Donna Theresia, und

ich hielt sie für die Tochter Jener, wie sie es auch in der That war. Sie stellte das lebendige verjüngte Abbild ihrer Mutter vor; nie habe ich so viele Lilien und Rosen auf einem Antlitz, wie diese einnehmenden Farben, so zart und in so lieblicher Mengung gesehn. Sie glichen einem durchscheinenden Gewebe an's Licht, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die gesammte Schönheit dieser blühenden Jugend würde den Neid ihres Geschlechts nicht wenig angefacht haben, wenn nicht holde Schaam, rührende Sanftmuth, reiner Edelsinn, und ein so freundliches als verständiges Betragen, sie wieder dagegen gewaffnet hätten. In der That, wer das liebliche Mädchen sah, die gediegene, frische, kerngesunde Frühlinghaftigkeit, meinte bisher eitel unvollkommene Reitze erblickt zu haben, und nun erst über die Gewalten der Anmuth eine Lehre zu empfangen. Einiges von den Wirkungen an diesem zarten lebendigen Prachtbau, schien der Betrachtung wohlbekannt, in dunkeln Umrissen wähnte sie, habe es der Einbildungskraft vorgeschwebt, und wieder

der mußte sie tausend Lieblichkeiten unempfunden, neu und überraschend herrlich nennen. So geht es uns, wenn wir in unfreundlichen Wintertagen, sehnsüchtig den Mai vorempfunden haben, und er endlich in Wahrheit einhertritt, in all' seiner Schöne, wir durch seine Blumengefilde, seine junggrünenden Haine wandeln. Viel davon schauten unsere Blicke in der Vergangenheit, doch eben so viel kündigt sich uns, als nie zuvor bemerkt, als nimmer bewundert, an, dieser Frühling scheint der ausgezeichnetste und herrlichste, die Natur hat ihn gekleidet in Glorien, welche noch keine Zeit sah, denn so unerschöpflich ist sie, daß kein Leben ausreicht, in allen den mannigfachen Ansichten zu schwelgen.

Genug, Donna Theresia war eine Schönheit, die Staunen, Bewunderung und den süßesten Verkehr inneren Wohlgefallens auflegte. An ihren Wangen und Lippen, an ihrem leis athmenden Busen und ihrer sanftgewölbten Stirn, schimmerte Liebe und wieder Liebe, unschuldige, furchtsame, zärtlich begeisterte Liebe, welche dem Herzen destomehr Gefahren

drohte, weil man, zum seligen Anschauen fortgezogen, sich nicht bewachend zu hüten vermochte. Bei dem Allen waren die Gluten in ihrem blauen, trefflich geschnittenen, Auge, noch mächtiger. Es schien, als wenn das Glück und die Beredtsamkeit sich dort vereint hätten, um jedes Empfinden siegend zu überreden: es wäre nichts süßer, nichts billiger, als Donna Theresia zu lieben.

Sich eine nähere Vorstellung von dieser Göttlichen zu entwerfen, möge man allen Reitz, hiebevor bei jeden andern Schönheiten einzeln wahrgenommen, jenem hellenischen Maler gleich, zusammendrängen. Und dennoch würde damit nicht auszulangen seyn, wenn nicht auch alle dort gefundene Mängel zu unterdrücken, und durch hohe Vollkommenheiten zu ergänzen stånden. Sie besaß nicht nur, im verjüngt gestalteten Konterfei, alle Schönheiten der Mutter, sie überflog sie noch in manchem Betracht. Ich lege das Geständniß ab, wie ihr Anblick mir alle Fassung nahm, wie ich in Entzücken und Rührung unterzugehen fürchtete. Ich hatte alle

Mühe anzuwenden, meine Verwirrung zu heh- len, nicht albern und bis zum Unsinn mich lä- cherlich zu zeigen, als Boscosa mich seiner Ge- sellschaft höflich vorstellte. Sehn Sie, meine Damen, fing der Spanier an, einen Franzosen, der zu Martinique gewesen ist, und an dem Kriege der Partheigänger Theil genommen hat. Er kann vielleicht einige Nachrichten von dem, was Sie so gern in Erfahrung brächten, mit- theilen. Dieserhalb bat ich ihn, auf Ihr Zim- mer zu treten. Ohne Zweifel ist er artig ge- nug, mein Ansinnen nicht zu verübeln.

Mit einer zärtlichen Lebhaftigkeit, und in- dem sich schnell eine Thräne hervordrängte, nahm Donna Juana das Wort. Ohne Umschweife kam sie gleich auf das, was ihr Herz am nächsten an- ging, und ließ sich über diese Angelegenheit so bewegend als redselig aus.

Ach mein Herr, sagte sie, was für Leute haben Sie unter den Partheigängern gesehn? Knüpften Sie mit Niemanden unter ihnen eine nähere Bekanntschaft an? Sollte nicht ein Ka- valier aus Frankreich, d'Aubrissel genannt,

Ihnen zu Gesicht gekommen seyn? Es ist ein Mann von etwa sechsunddreißig Jahren, von ansehnlicher Länge, mit großen schwarzen Augen und dunkeln, natürlich gelocktem Haar. Seine Haut ist mit einem lebendigen Roth umzogen, auch ein wenig von der Sonne gebrannt. Sonst macht ihn auch eine Narbe bei dem rechten Auge kenntlich. Tapferkeit und Geist sind des Mannes hervorstechende Eigenschaften, sonst aber zeigt er einigen Tiefsinn, einige sanfte Schwermuth. Gern zahlte ich eine Welt, die mir angehörte, für eine Nachricht von ihm, besonders wenn sie dienen könnte, ihn wieder zu finden. Denn, mein Herr, d'Aubrissel ist mein Gemahl, und zwar so liebenswürdig als geliebt! Erzeigen Sie mir die Gunst, meine Sehnsucht zu unterrichten, ob Sie diesen Mann irgendwo getroffen haben, oder ob Sie vielleicht nur von ihm hörten? Mir winkt dazu einige Hoffnung, weil er sich unter den Partheigängern befand, als das zornige Schicksal uns trennte, auch weil er mir — mögen Sie es Wahn nennen oder nicht — seit acht

Tagen, jede Nacht im Traume erscheint, und mit Lächeln verkündet: er sey nicht todt, wie ich und Viele glaubten, sondern er würde mich noch umarmen. Auch Herr Boscosa weissagt mir ein glückliches, ein nahes Wiedersehn, das ihm schon lange ahnet. Gott, wenn die süßen Hoffnungen einträfen, welche Glückseligkeit! Und stürbe ich vor Entzücken, fuhr Donna Juana fort, zu ihrer Tochter hingewendet, nicht würde ich glauben, das Wiedersehn theuer bezahlt zu haben.

Die Antwort, welche ich der edlen Frau gab, hieß: ich hätte unter den Partheigängern viele ansehnliche, mit Verdiensten reich geschmückte, Männer getroffen, allein ich könne nicht eigentlich sagen, ob ich den, von dem sie rede, gesehn. Was ich, ihre frohen Hoffnungen zu nähren, etwa melden könne, bestände darin: daß ich auf Martinique zu einem Freibeuterhaufen gehört, der zum Anführer einen sehr berühmten Mann gewählt hätte. Dieser habe den Entschluß ergriffen, in den westlichen Theil von Amerika einzubrechen und tief in die

Wohnplätze der freien Indianer vorzudringen. Dort wolle er eine fruchtbare, zum Aufenthalt bequeme, Gegend suchen, und, wenn die Ureinwohner entweder vertrieben, oder zum freundlichen Verein bewogen worden, daselbst einen neuen Staat gründen. Der kühne und sinnvolle Abentheurer hätte demnächst das Vorhaben, wie ein anderer Romulus seinen neuen Staat zu bevölkern, die Mittel zu seinem Zweck möchten beschaffen seyn, wie sie wollten, oder vielmehr, wie sie es, den Umständen nach, seyn könnten.

Dann fügte ich hinzu: Ich kann aber nicht sagen, in wie weit dieser Entwurf schon zur Wirklichkeit übergegangen seyn mag. Denn ich verließ, wenige Tage nachher, als ich davon hörte, Martinique, und segelte nach Frankreich.

Donna Juana versetzte nachsinnend: Eine solche Unternehmung entspricht den Eigenschaften meines Gemahls nicht wenig. Seine glühende Phantasie, seine Herzhaftigkeit, könnten wohl ein Vorhaben von so kühnem Umfang ergreifen. Auch hörte ich ihn oft sagen: daß, im

Fall er mich je verlöre, er sich entweder lebendig in irgend einem Kloster begraben, oder auch, alle Gefahren höhnend, jede Kraft aufbieten würde, ein neues Reich zu stiften, dessen Verfassung, so viel nur möglich, die Fehler und Gebrechen der bürgerlichen Vereine in Europa, ausschließen sollte. Allein betrüge ich mich nicht selbst? Sah ich nicht meinen Gemahl in seinem Blute schwimmen? Habe ich nicht das letzte Lebewohl von seinen sterbenden Lippen empfangen, als eine grausame Hand mich von seiner Seite riß? Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich meinem tiefen Schmerz, meinem nur zu gerechten Kummer, freien Lauf gebe. Ich will mich künftig dagegen zu betäuben suchen, damit ich Ihnen durch Klagen und Trauern nicht zu Last falle. Diesmal hoffe ich, Ihre Großmuth werde Nachsicht mit diesen Thränen üben.

Ich kann nichts thun, Madame, entgegnete ich, als Sie bewundern, und demnächst mit Ihnen weinen. Einen Gemahl verlieren, den man liebt, ist hart.

Nicht darf ich mich dieser Liebe rühmen,

nahm Donna Juana das Wort, sie wäre an sich schon Pflicht, aber bei einem d'Aubrissel, den so treffliche Vorzüge adeln, ist sie wahrlich das süßeste Glück der Seele. Keine Gattin, wenn sie nicht alle Fühlbarkeit und alles Urtheil abläugnete, dürfte ihn weniger innig verehren. Mögen Sie über meine Gefühle näher aussprechen, wenn Sie mir einige Zeit vergönnt haben, Ihnen die seltsamen Begebenheiten mitzutheilen, die unsere, eben so zärtliche als schmerzenvoll getrennte, Vereinigung stifteten.

Ich nahm nur zu vielen Antheil, alles spannte hier meine Aufmerksamkeit, meine Blicke ruhten bald auf der edlen Mutter, bald auf der unendlich schönen Tochter. Sehr natürlich mußte auch meine volle Neugier aufgeregt werden, als Donna Juana die Erzählung ihres Lebens ankündigte. Ich bat, ich flehte darum. Nach einigem verbindlichen Dank für mein bezeigtes Mitleid, und mehreren Entschuldigungen gegen Herrn Biscosa, daß sie etwas, das ihm schon bekannt sey, wiederhole, fing die Dame an:

Ich bin zu Cadix geboren, und die Tochter eines reichen Kaufmanns, Savilo genannt. Nie sah ich meine Mutter, sie starb, als sie mich eben zur Welt gebracht hatte. Mein Vater, der sie einst heftig liebte, und sonst keine Kinder zählte, beschloß, sich nicht wieder zu verheirathen, sondern alle Zärtlichkeit mir aufzusparen, und einer solchen Empfindung gemäß, für meine Erziehung bemüht zu seyn. Ach nur zu groß war jene Zärtlichkeit. Sie ist die Ursache meines Unglücks geworden. Ich schweige von den nähern Umständen meiner Bildung, welche vorsichtig gewählte Lehrer zu besorgen hatten.

Funfzehn Jahre zählte ich, mein Fleiß, durch welchen ich sowohl dem Gehorsam als der kindlichen Ehrfurcht zu begegnen suchte, vielleicht auch mit einigen Anlagen verbunden, hatte den Bemühungen des mir ertheilten Unterrichtes einigermaaßen entsprochen, man nannte mich eine vorzüglich gebildete junge Person. Daneben hatte es der Natur beliebt, mir eine Gestalt zu verleihen, die Viele — ich kann nicht

beurtheilen, ob mit Recht oder Unrecht — ausgezeichnet nennen wollten. Allein die mir, in der einen und anderen Betrachtung, erwiesenen Huldigungen, die Lobsprüche, welche nur zu freigebig von den Lippen der Männer strömten, im Verein mit der großen Liebe, die mein Vater zu mir trug, brachten bei diesem eine höchst seltsame Wirkung hervor. Sie war so angethan, daß seine Feinde, ja wohl nur kaltblütige partheilose Bekannte, den Argwohn schöpften, seine Vernunft möge gelitten haben.

Erfahren Sie denn, mein Herr, was sich mein Vater in den Kopf setzte. Er meinte, ich wäre zu gut, die Frau eines Privatmannes zu werden. Auch von dem Reichthum abgesehn, dessen Erbin ich einst würde, eigene mein seltenes Verdienst mich schon, die Gemahlin eines Prinzen zu seyn.

Es währte nicht lange, so theilte er mir seine Gedanken hierüber ganz offen mit, und setzte hinzu: er würde alles aufbieten, das glänzende Vorhaben einem gewünschten Ziele entgegen zu führen. Einige Anträge, die meinen

Beziehungen gemäß, und auch sonst gar nicht unvortheilhaft waren, lehnte er deshalb auch sogleich ab.

Dagegen führte er mich immer in Gesellschaften, wo ich die Blicke der vornehmsten Personen auf mich zu lenken vermochte. Auf alle Weise suchte er mir einen Geschmack an Rang und Hoheit einzuflößen, und meine Sehnsucht, zu einem seltnen Gipfel des Ansehens emporzusteigen, rege zu machen. Ich mußte Schriften lesen, worin von solchen Frauen, die Schönheit und Klugheit erhoben, und mit nie gehofftem Glück gekrönt, die Rede war. Er fragte dann oft, was ich in Hinsicht solcher Begebenheiten fühlte, und kam meinen Antworten schon mit der Ermahnung zuvor: ich thäte wohl, an so edlem Ehrgeiz, Muth und Geist, ein löbliches Beispiel zu nehmen. Oft auch führte er mir eine Athenais, eine Esther, eine Maintenon an. Doch schonte er mein Zartgefühl so weit, daß er sie für tugendhafte Schönheiten ausgab. Seine wahre Meinung aber mochte wohl seyn, allenfalls auch auf die Tugend nicht strenge zu

wachen, wenn sich übrigens nur fügen wollte, was er einmal zu einem so heißen Gegenstand seiner Wünsche gemacht hatte. Mit einem Worte, ich sollte um jeden Preis mich erhoben sehn. Es ist kein Ziel, sagte er, daß nicht zu umfangen wäre, dafern ein mächtiger Wille, kein Hinderniß achtend, ihm entgegen eilt. Meine Liebe hat Dich in den Stand gesetzt, mit glücklichem Fortgang eine solche Bahn zu betreten. Und noch mehr als meine Sorge um Deine Bildung, hat die Natur zu Deinem Vortheil gethan. Schönheit und Geist, welche Wunder vermögen sie! Sie können selbst die Herzen großer Könige gewinnen, ihre Kronen theilen!

In solchen Irrthum befing sich ein Mann, dessen guten Verstand man sonst allgemein lobte, und der übrigens die Redlichkeit selbst war. Eine ehrgeizige Vorstellung hatte sich seiner bemächtigt, und er nahm keinen Anstand, die thörichtsten Entwürfe darauf zu bauen.

Was mich hingegen anlangte, welche Ehrfurcht vor den Vater mich auch durchdringen mochte, seinen Planen zu folgen, war ich kei-

neswegs gesonnen. Ich begriff zeitig das Gefährliche solcher Anschläge, sah nur zu wohl, und mit tiefer Wehmuth, ein, wie so unbedachter Ehrgeiz, vor allen, wenn ihn Widerstand noch mehr entflammt, gar leicht dem Laster in die Arme führen könne. Ich wagte es im Anfang nicht, meinen abweichenden Gesinnungen Worte zu leihen, oder den Vater mit Bitten zu behelligen: ein Vorhaben, das mir bedenklich schien, aufzugeben. Doch allmählig ward ich kühner, und auch die Geschicke leisteten mir ungehoffte Hülfe. In jedem Fall bin ich dem Himmel zu danken verpflichtet, daß meine Unschuld allen Gefahren, die ihr von einer zu verblendeten und ausschweifenden Vaterliebe vielleicht hätten bereitet werden können, entgangen ist.

D'Aubrissel traf um diese Zeit in Cadix ein. Sein Mißgeschick hatte ihn nach dieser Stadt geführt. Es war, ohne Muth und Ehrgefühl mit Verdacht zu beflecken, ihm unmöglich gewesen, einem Zweikampf auszuweichen. Er hatte seinen Gegner getödtet, nun entfliehen

müssen; ein Unfall, worin sich oft die edelsten und klügsten Männer verstrickt sehn.

Von einem Wechsler in Paris, der mit unserm Hause in Geschäften stand, war d'Aubrissel meinem Vater empfohlen, auch ihm ein ansehnlicher Kredit geöffnet worden. Ja, der Handelsfreund gab den jungen Kavalier sogar für seinen Sohn aus.

Hiedurch geriethen wir miteinander in Bekanntschaft, auf diesem Wege leitete sich eine Verbindung ein, welche sowohl eine eben so zärtliche Neigung beglückte, als sie mit einem feindseligen Schicksale zu kämpfen hatte.

Wir fühlten beim ersten Anblick die nämliche Bewegung. Staunen, Rührung, Verlegenheit an beiden Seiten, wurden die unzweideutigen Dollmetscher eben aufglühender Flammen, die meldenden Vorboten einer Leidenschaft, die über unsere Zukunft den Ausschlag geben sollte.

Genug, ich liebte. Ungeachtet ich einige Mühe anwendete, mein Inneres nicht durch Zeichen zu verrathen, so hatte ich nicht hin-

längliche Macht über mich, demjenigen die volle Umwandlung meines Gemüthzustandes hehlen zu können, der eben ihn verursachte. Meine Blicke, mein Erröthen, mein Mangel an Fassung in seiner Gegenwart, plauderten aus. Inzwischen rechtfertigte wieder mein Urtheil das Herz. Nichts sahe ich an dem schönen Fremdling, das nicht edel und hochsinnig erschien. Ich urtheilte: jeder Weiblichkeit müsse er so eindringend ansprechen, kein Mädchen würde diesem Manne Bewunderung und Liebe vorenthalten können. Man müßte von seiner hohen Gestalt, seiner ritterlichen Gewandtheit, seiner bildlichen Haltung, seinem edelstolzen Gang, seinem zuvorkommenden, feinem verbindlichen Betragen, sich gewonnen sehn. Gleichwohl konnten diese äußeren Annehmlichkeiten nur als der geringere Theil von seinem Verdienst gelten. Er besaß neben ihnen Witz und Klugheit in hohem Grade, war offen, edelmüthig, unerschrocken. Wie konnte ich einem solchen Reichthum an Vorzügen widerstehn?

Bald fanden wir Gelegenheit, uns ohne

Zeugen zu sprechen. Die Lippen besiegelten nun, was in Flammenschrift schon Aug' an Auge gelesen hatte. D'Aubrissel redete sogleich mit einer Aufrichtigkeit, die einem edlen Herzen anständig war. Er gestand seinen erborgten Namen, unterrichtete mich über seine wahre Lage. Ich erfuhr, daß er von französischem Adel, und Hauptmann bei dem Regimente *** wäre. Seine Offenheit vergnügte mich, und da ich voraussah, es dürfte nicht oft uns vergönnt seyn, heimliche Unterredung zu pflegen, so gab ich bald Vertrauen um Vertrauen. Ich unterrichtete ihn, welche Entwürfe mein Vater hegte.

Sie betrübten meinen Geliebten tief. Er meinte, nun um so weniger der süßen Hoffnung Raum geben zu dürfen, meine Hand von ihm zu erflehn. Von seinem Vermögen konnte er ohnehin wenig aus Frankreich bringen, und ich war einst die Erbin einer Million.

Ich antwortete im Geist der Liebe, und suchte ihn sowohl über den Unterschied der Glücksgüter zu beruhigen, als ich ihm viel

Schmei-

Schmeichelhaftes, der Ehre willen, von so einem Kavalier mich geliebt zu sehn.

Wir begegneten uns in der Ansicht, es wäre vor der Hand alle Behutsamkeit nöthig, dann hätten wir jedoch auf alle Weise zu sinnen, wie mein Vater zu vermögen seyn dürfte, in eine Heirath zwischen uns zu willigen.

Ich schweige davon, mit welchen Anstrengungen die Liebe thätig war, den Fremdling bei meinem Vater zuerst in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, damit er ihn mit mehr als gewohnter Gastlichkeit anblicken, und sein Herz zu ihm hinneigen möchte. Einem so günstigen Gefühle, hoffte ich, könne dann auch eine Umwandlung der Entwürfe folgen, und es dürfe in einem solchen Falle zu wagen seyn, ihn um Bestätigung des Glückes, dem unsre Sehnsucht entgegen strebte, anzuflehn.

Die Bemühungen waren gleichwohl umsonst. Mein Vater argwohnte unser Vorhaben. Er empfing, von dem Augenblicke an, den Franzosen kalt und zurückstoßend, ja er säumte nicht, ihn höflich zu bitten, sein Haus

fortan nicht mehr zu besuchen. Als d'Aubrissel empfindlich fragte, womit er eine solche Behandlung verdient habe? versetzte mein Vater unumwunden: Zwar fürchte ich nicht, daß Sie thörichte Hoffnungen bei meiner Tochter nähren, indessen möchte, bei Ihren vielen Aufwartungen, die Welt darauf schließen, und ich will alles unnütze Gerede zeitig abschneiden.

D'Aubrissel unterrichtete mich, in einem heimlich übermachten Briefe, von dem, was ihm begegnet sey, und wie nunmehr ohne Zweifel wir einander nie wieder sehen dürften. Ich fühlte mich über diese Nachricht so bestürzt, daß ich in meiner Aufwallung sogleich zum Vater eilte, mich ihm zu Füßen warf, unter vielen Thränen meine Liebe bekannte, und ihn flehend anlag, sie zu billigen. Mein Vater schien anfänglich über den jammervollen Zustand, worin er mich sah, gerührt, allein bald danach umwandelte sich das Mitleid in einen heftigen Zorn, alle seine Vermahnungen so unfruchtbar geblieben zu sehn. In der vollen leidenschaftlichen Hitze eines ergrimmten Spaniers, belud

er mich mit schmähenden Vorwürfen, ja, ich fürchtete jeden Augenblick von seiner ungezügelten Wuth tragische Auftritte. Doch endlich besänftigten ihn meine neuen Thränen ein wenig. Er sagte mir Verzeihung zu, jedoch mit dem alleinigen Beding, daß ich alle Beziehungen mit d'Aubrissel aufhöbe, sein Andenken vollkommen aus meinem Herzen tilgte, und künftig nur den Mann liebte, den seine Vatersorge für mich erkiesen würde.

Dann verließ er mich, und traf sogleich Anstalten zu einer Reise nach Madrit. Einmal hielt er sie nöthig, eine Liebe, die ihm so mißfällig war, um desto sicherer zu verbannen, dann aber war diese Reise auch schon lange beschlossen gewesen. Ich sollte in Madrit die Vergnügungen, den Glanz der Hauptstadt und des Hoflebens, kennen und achten lernen, daneben mich dort Spaniens Granden sehn lassen, wo denn mein Vater eitel genug war, zu hoffen, es würde sich mir bald eine fürstliche Hand darbieten. Beim Könige, dem Prinzen von Asturien, oder einem anderen Infanten, hätte er mich auch wohl

— weil an Ehe da nicht zu denken blieb — als Favorite gerne angestellt gesehn, der Ehrenbezeugungen, des Einflusses, der Macht willen, die ein solches Verhältniß begleiten.

Ich merkte sein Vorhaben, meldete es dem Geliebten, und gab ihm auf, mir überall verkleidet nachzufolgen. Zu jeder Kühnheit war ich für meine Liebe entschlossen.

Endlich traten wir unsern Weg nach Madrit an. Eine Begebenheit stieß uns auf, welche uns zur Rückkehr zwang. Unter den frühen Bewerbern, die ich in Cadix zählte, war ein gewisser Almeida, reich und von angesehenem Herkommen. Kaum einen Monat zuvor, ehe d'Aubrissel in Spanien anlangte, hatte er den Vater um meine Hand gebeten, doch wie Andere, eine abschlägige Antwort empfangen. Demungeachtet nährte er noch Hoffnungen, machte, bei allen Gelegenheiten, mir seine Aufwartung. Er fand inzwischen auch bei mir seine Rechnung nicht, auch ohne d'Aubrissel, würde ich ihm abgeneigt gewesen seyn. Denn ich beobachtete an Almeida eine gewisse Keck-

heit, einen gewissen ruchlosen Sinn, die mir ihn zuwider machten. Empört über den geringen Erfolg seiner Neigung, und seinem gewaltthätigen Charakter angemessen, beschloß er, mich zu entführen, ich möchte Liebe für ihn hegen, oder nicht. Er hatte unsere Reise in Erfahrung gebracht, und sie schien ihm eine bequeme Gelegenheit, seinen Anschlag in's Werk zu richten. Zu dem Ende nahm er mit dreien Reutern, an dem Morgen unserer Abreise, in einem kleinen Walde Platz, der nicht fern von dem Gasthofe lag, wo wir die erste Nachtherberge zu nehmen gesonnen waren. Gegen Abend trafen wir in dem Gehölze ein. Wie groß mußte unser Schrecken seyn, als wir den Wagen plötzlich von vier verlarvten Unbekannten, die sich mit Pistolen gewaffnet hatten, angefallen sahen. Zwei davon sprengten zu den Schlägen, die Uebrigen machten sich an die beiden Diener, welche uns begleiteten, des Vorhabens, sie zu tödten, damit wir von allem Beistand getrennt wären. Die Lakaien entflohen aber noch zeitig, und dies stellte die Reu-

ter auch zufrieden. Sie vereinten sich nun, uns aus den Wagen zu reißen, mich und den Vater. Nicht hatten sie nöthig, sich zu bemü-hen, wir Furchtsamen waren gleich erbötig, aus-zusteigen. Denn sie riefen auch, wir hätten für unser Leben nichts zu besorgen! So mein-ten wir denn, Räuber vor uns zu haben, die nur unsere Koffer durchsuchen, und alle Gegen-stände von Werth daraus entwenden dürften. Wie unangenehm dies auch seyn mochte, so schien doch nichts übrig zu bleiben, als dem Tode um das Opfer der mitgenommenen Hab-seligkeiten zu entfliehn.

Allein wie erschrack ich, als Einer von die-sen Herren wieder zu Pferde stieg, und zwei Andere mich ergriffen, und zu Jenem vor den Sattel hoben.

Mein Geschrei um Hülfe, mein schwacher Widerstand fruchteten nicht, ich sah mich auf dem Pferde, und mit verhängtem Zügel ging es da-von. Mein Vater raufte die Haare, und meinte überzeugt, Niemand als d'Aubrissel, habe zu die-ser empörenden Gewaltthat sich erfrechen können.

Dem war aber nicht nur also, sondern es rettete mich vielmehr dieser hochherzige Geliebte. Meiner Weisung nach, hatte er sich genau nach Allem erkundigt, und war uns, gut beritten, und auch mit Waffen versehn, in einiger Entfernung gefolgt.

Er sah unsern Wagen, von einem kleinen Hügel, den er eben damal hinanritt, angefallen. Sogleich gab er seinem Pferde beide Sporen und flog herbei. Almeida und seine Gesellen eilten eben davon, d'Aubrissel, keine Rücksicht auf die Zahl nehmend, jagte ihnen nach, und streckte auf den ersten Schuß Einen zu Boden. Der Eine von den entflohenen Lakaien, befand sich zum Glück in der Nähe, und als ein herzhafter Mensch, nahm er keinen Anstand, sich auf des Gefallenen Pferd zu werfen, und meinem Liebhaber nun beizuspringen. Weil der, auf dessen Pferd ich gewaltsam gehoben worden, mit mir nicht schnell entfliehen konnte, weil er auf mich, die halb Ohnmächtige achten, und mich halten mußte, so hatten d'Aubrissel und jener Lakai ihn bald ein-

geholt. Sie wagten jedoch keinen Angriff, aus Sorge, ihre Pistolen oder Degen könnten das unrechte Ziel treffen. Es schien rathsamer, die beiden Andern, welche meinem Führer nun zu Hülfe eilten, erst zu überwältigen, weil Jener dann leicht zu nöthigen war, seinen Raub fahren zu lassen. Die kluge Parthei wurde gewählt. Ein ungestümer Anfall jagte die beiden Andern in die Flucht, nachdem sie mehrere Wunden empfangen hatten. Nun ging es wieder mir nach, und mein Führer, dem bange um sein Leben werden mochte, ließ mich zur Erde gleiten, und suchte, nach allen Kräften seines Pferdes, das Weite.

D'Aubrissel kam in dem Augenblick, als ich den Boden berührte. Höchst erschrocken über meinen, in der That unsanften, Fall, sprang er vom Sattel, hob mich unter dem zärtlichsten Bedauern auf, und erkundigte sich mit bestürzter Theilnahme, ob mir Schaden widerfahren sey. Ich hatte indessen nur einige Schmerzen davon getragen, und diese wichen nicht nur, sondern machten auch den freudigsten Empfin-

dungen Platz, als ich mich von d'Aubrissels Armen umwunden fühlte. Was hatte ich dem tapfern Retter nicht zu danken!

Er hob mich nun auf sein Pferd, und wie fürchterlich zuvor meine Schreckensahnungen, die Ungewißheit über das Schicksal, das mich erwartete, gewesen waren, so leicht, froh und hoffend, athmete ich jetzt.

Der Geliebte brachte mich zu meinem Vater, der in bejammernswerthem Schmerz am Boden saß. Entzückt sprang er auf, da er mich gewahrte, doch trübten auch seine Mienen sich wieder, als er d'Aubrissel erkannte.

Er hielt ihn im Anfang für meinen Entführer. Wir unterrichteten ihn besser. Da stieg ihm jedoch ein Argwohn auf, alles könne angelegt seyn, damit mein Liebhaber ein Scheinverdienst um mich gewänne, und sich auf diese Weise in seine Gunst schleichen könne.

Bald war dieser Verdacht gehoben. Jener, durch einen Schuß zu Boden geworfene, Reuter lebte noch. Man zog ihm die Larve ab, be-

fragte ihn, wer ihn zu dem Bubenstück gedungen? Er nannte Almeida.

Jetzt konnte mein Vater nicht umhin, d'Aubrissel Bewunderung und heißen Dank zu zollen. Er mußte des Edelmüthigen Liebe segnen, hatte sie ihm doch seine Tochter vor Schmach und Entehrung gerettet. D'Aubrissel hingegen flehte nur, seinem Herzen diese Liebe zu verzeihen. Er fügte hinzu: mein Vater möchte ihm ja als kein Verdienst zurechnen, was er Heute gethan, nicht er, die starke Liebe habe es vollbracht. Wisse er mein Glück in Madrit zu gründen, Niemand würde höher triumphiren, als er, d'Aubrissel, weil mein Glück so sein heißester Wunsch sey, und er mit einem ewig blutenden Herzen es freudig bezahlen wolle. Nur stände immer noch dahin, ob ich es eben in goldenen Pallästen finden würde.

Damals kämpfte mein Vater sichtbarlich zwischen seinem Ehrgeiz und den günstigen Regungen. Aber die Dankbarkeit gewann es endlich. Er schloß meinen Geliebten in die Arme, dann mich, und sagte zu, uns zu vermählen.

Wir eilten nach dem Gasthofe, wo ich die vergnügtesten Augenblicke meines Lebens zubrachte. Hier erklärte ich meinem Vater d'Aubrissels wahren Stand, und er zeigte sich ungemein zufrieden damit.

Den andern Tag kehrten wir mit Aufgang der Sonne nach Cadix zurück, wo das flüchtige und schwatzhafte Gerücht unsre Begebenheit schon von Mund zu Mund getragen hatte. Mein Vater wollte nun einen schweren Rechtshandel gegen Almeida beginnen, doch seine Verwandte, angesehene Männer, legten sich mit Beruhigungen und Fürbitten ein, bis es endlich unterblieb.

Wir dachten an nichts, als mit vollen Zügen, den Göttertrank, den uns Glück und Liebe reichten, zu genießen. Allein, das widerwärtige Schicksal hatte noch nicht sattsam gewüthet. Es gab einen Feind unserer Ruhe, der noch gefährlichere Entwürfe schmiedete, als jener Almeida.

Dies war eine junge, reiche und schöne Wittwe, Donna Torre genannt. Wir hat-

ten lange Freundschaft gepflogen. D'Aubrissels Anblick zerstörte unsern Bund. Sie faßte eine heftige Neigung zu ihm, und sandte Botschaften ab, die ihm ihre Hand und ihren Reichthum antrugen. Gleichgültig vernahm der Offizier, was ihm zugedacht worden, und lehnte die Ehe mit verbindlicher Höflichkeit ab. Donna Torre empfand die verachtete Liebe mit einem Zürnen, das in die rachgierigste Wuth überging. Sie dachte anfänglich, den spröden Geliebten ermorden zu lassen, allein, weil sie dann gegen sich selbst hätte wüthen müssen, so besann sie sich eines Anderen, und ergriff einen nicht weniger grausamen Entschluß, der ihr jedoch einige Hoffnung übrig ließ, das, was sie liebte, vielleicht noch zu besitzen.

Wohl hatte ihre Scharfsicht unser Verständniß zeitig beobachtet, sie erkor nun mich zum Gegenstand ihres eifersüchtigen Unwillens, ich sollte ihrem Haß ein Opfer fallen. Ihr Entschluß sollte den Abend zuvor, ehe mein Vater Cadix verließ, und uns die gemeldeten Abentheuer begegneten, vollzogen werden. Meine Abreise, die

ich ihr selbst ankündigte, bestürzte und freute sie zugleich. Sie hoffte nach meiner Entfernung desto leichter von d'Aubrissel geliebt zu werden, und gab also den Mördern, welche an dem Abend, wenn ich aus einer Gesellschaft, die ich, wie ihr bekannt war, besuchte, heimkehrte, mich tödten sollten, einen Gegenbefehl.

Kaum lagen die Thore von Cadix in unserm Rücken, als sie zu dem Franzosen sandte, und ihn einlud, sie zu besuchen. In welchen Schrecken gerieth sie, da sie hörte, er habe auch die Stadt verlassen. Ihr bestand kein Zweifel, daß er mir nachgefolgt sey, und sie dachte nun selbst sich zu ermorden.

Unsere Heimkunft änderte den blutigen Willen, und fachte ihre Begierden aufs Neue an. Eine Meisterin im Verstellen, kam sie eilig zu mir, brachte ihre Glückwünsche zu meiner glücklichen Rettung, und überhäufte den Geliebten mit ausschweifendem Lobe. Eben so zeigte sie Rührung und Freude, daß mein Vater unsere gegenseitige Liebe billige. Ihre Neigung zu d'Aubrissel war mir noch immer ein Geheim-

niß geblieben, weil er, aus einem schonenden Zartgefühl, das er unserm Geschlechte überall zu beweisen gewohnt war, mir nicht das Mindeste davon hinterbracht hatte. Jetzt urtheilte er aus dem Betragen der jungen Wittwe, sie müsse ihre Leidenschaft niedergekämpft haben.

Ihre Schmeicheleien, ihre Zeichen von hohem Antheil an dem Glück, das uns nächstens umfangen sollte, wurden fortgesetzt. Als sie nun sah, daß wir fest auf ihren redlichen Sinn bauten, lud sie uns ein, etliche Tage auf ihrem Landhause, das zwei Meilen von Cadix, am Seegestade lag, zuzubringen. Die Gegend umher war schön, wir nahmen den Vorschlag mit Vergnügen an, und genossen dort eine angenehme ländliche Zerstreuung.

Allein der Augenblick war auch nahe, wo ein furchtbares Ungewitter über meinem Haupte daher ziehen sollte. Sie gab an dem Tage unserer Ankunft eine prächtige Abendmahlzeit, wendete alles an, meinen Vater sowohl, als meinen Liebhaber, mehr als gewöhnlich aufzumuntern, und hatte die Tafel mit den köstlich-

sten fremden Weinen besetzt. Ich muß auf die Vermuthung gerathen, daß ihnen noch irgend ein schlafbewirkendes Mittel beigemengt worden, denn zeitig befiel die Männer eine Art von Rausch, bei welchem es ihnen unmöglich schien, die Augen noch länger offen zu behalten. Man sah also dazu, daß sie sich in ihre Schlafkammern begaben.

Mich aber nahm Donna Torre an die Hand, um noch, bei dem reizenden Mondlicht, das herrlich durch Feigen- und Kastanienlaub schimmerte, ein wenig im Garten zu lustwandeln. Liebende, fügte sie hinzu, empfingen doppelte Wonne in den Umschattungen einer mondbeleuchteten Sommernacht.

Ich folgte willig, und wir stiegen hinunter. Wie hätte ich Schlimmes von der Freundin befahren können. Einige Gänge auf und nieder waren zurückgelegt, als Donna Torre eine Pforte der Gartenmauer öffnete, mich, wie sie sagte, auf das weite, beglänzte Feld blicken zu lassen, dessen stille nächtliche Ansicht einladend winke. Nichts hatte ich dagegen.

Befremdet aber wollte ich zurücktreten, da mir außer der Mauer zwei Wagen zu Gesicht kamen. Ich gewann nicht mehr Zeit, denn einige Männer sprangen auf mich her, umwanden mich mit ihren Armen, und hoben mich, die Sträubende, gewaltsam in die eine Kutsche. Dasselbe geschah mit Donna Torre, die, wie sie auch um Hülfe rief, in die andere folgen mußte.

Ich melde nichts von meinem Entsetzen. Was frommte aber auch mein Angstgeschrei, indem der wohlverhangene Schlag sogleich dichte zugemacht wurde, und man im vollen Gallop davon jagte. Die Männer Oben, lagen, wie schon gemeldet, in tiefem Schlaf begraben.

Es versteht sich, daß Alles durch die Treulose angelegt worden. Um jedoch den bösen Schein zu meiden, hatte sie auch sich entführen lassen. Man eilte mit ihr einem Schlosse zu, das etwa sechs Meilen von Cadix lag, und einem ihr bekannten Edelmann gehörte. Nahe dabei wurde etwas angehalten, um einen Schaden am Wagen auszubessern. Zwei von den

Füh-

Führern gingen deshalb zur Schmiede, und Donna Torre nützte gleichsam den Augenblick, aus dem Wagen zu schlüpfen, und sich in das Schloß zu retten. Man that, als ob man sie einholen wollte, ereilte sie aber nicht. Der Edelmann wurde aus den Schlaf gepocht, und um Hülfe angerufen. Er zeigte sich bereitwillig, kam mit Leuten und Waffen, allein die Unbekannten waren nun verschwunden. Den andern Tag langte sie, von Jenem begleitet, wieder auf ihrem Landhause an, und gab bei meinem Vater, ihrer gewaltsamen Entführung den möglichsten Anstrich von Wahrscheinlichkeit. D'Aubrissel hingegen konnte seinen Argwohn nicht unterdrücken, und hatte schon, verzweifelnd, das ganze Gestade, wie die sonstige Umgebung, nach mir durchsucht.

Mich anlangend, so brachten unsern Wagen die gewaltthätigen Entführer an's Meer, wo eine kleine Barke sie erwartete. Der Mond war schon untergegangen. Ich wurde halb ohnmächtig in das Fahrzeug gelegt, und nun abgestoßen. Für hohe Bezahlung hatten sie sich

verpflichtet, tief mit mir auf die See zu fahren, um mich dort in die Fluten zu begraben. Meine Hände wurden schon, alles Flehens ungeachtet, gebunden, auch ein mit Steinen beschwerter Strang um mich gefügt, damit ich desto gewisser sinken, und mein Leichnam nie wieder zum Vorschein kommen möchte.

In welcher Stimmung ich solche Zubereitungen ansah, läßt sich wohl denken. Eben schien mein letzter Augenblick gekommen, als eine Schaluppe, deren Ankunft Niemand im Dunkeln wahrgenommen, gegen unsre Barke stieß. Aus ihr sprangen sogleich etliche Fremdlinge zu uns hinein, und meine Räuber, von Schrecken ergriffen, ließen von ihrem Mordanschlag verwirrt und zagend ab.

Jene Schaluppe gehörte zu einem Raubfahrzeug aus Tunis. Der Eigenthümer desselben, Ali Mohed genannt, war zufällig am Strande hingesegelt. Er hatte mein Geschrei und das übrige Getöse vernommen, und einigen von seinen Leuten Befehl gegeben, sich uns still zu nähern. Er hoffte wenigstens, einen

Sklavenfang zu thun. Das Unternehmen war gelungen, wir befanden uns in der Korsaren Gewalt. Mein Leben war gerettet, aber die Freiheit dahin.

Es entfloh einige Zeit, bis die Muselmänner meine Bande gelößet, die verrätherischen Buben hingegen damit versehen hatten. Auch mußten sie gegen den Seestrom rudern, um wieder zu ihrem Schiffe zu gelangen. Daher brach eben der Tag schon an, als ich jenen Bord bestieg.

Wir sahen in dem Augenblick auch einige Fischer vom Lande nahen, die aber, des Korsarenschiffes ansichtig, schnell fliehend wieder umkehrten.

Von diesen Fischern erfuhren d'Aubrissels unaufhörlich gesandte Späher, nach einigen Tagen, daß eine Schaluppe, die eine Barke am Tau geschleppt, zu einem maurischen Fahrzeuge gestoßen sey, und daß ihnen bedünke, auch ein Frauenzimmer dahin gebracht gesehn zu haben. Die Fischer wollten auch wissen, daß jenes Fahrzeug nach Tunis gehöre, weil es in den Gewäs-

fern ihrer Nähe schon ehe erblickt worden, und ihnen darüber Nachricht zugekommen sey.

Ich befand mich nun in den Händen eines Korsarenhauptmanns. Nicht durfte ich über seine Begegnung klagen. Er schien — was mich freilich anderweitig in Schrecken setzte — von meiner Gestalt betroffen, blickte mich mit sichtbarem Wohlgefallen an, nahte ehrerbietig und galant, äußerte lebhafte Theilnahme an meinem Zustande, und ließ mir allerhand Herzstärkungen reichen.

Zugleich war er neugierig, was mich in der Nacht auf jene Barke geführt habe. Der Eine von meinen Räubern nannte sich Rouçou, und verstand die maurische Sprache ein wenig. Schon unterwegs in der Schaluppe hatte er, da nun seine Gewissensbisse erwachten, seine That verwünscht, und den verrätherischen Gefährten mehr als Einmal gesagt: des Himmels nur zu billige Strafe folge ihrer Schandthat auf dem Fuße nach.

Jetzt gestand er dem Korsarenhauptmann offen: eine reiche Wittwe in Cadix, habe ihn

und seine Gefährten durch eine zugesagte hohe Summe, dahin vermocht, mich im Meere zu ertränken. Jener mißbilligte die That höchlich, und ging nicht allzuwohl mit seinem Gefangenen um.

Ich hingegen erfuhr die verbindlichste Pflege und die schmeichelhaftesten Zeichen von Wohlwollen. Auch mußte Rouçou in der Nähe bleiben, weil er zwischen uns dollmetschen konnte. Ich ließ, nachdem ich mehr Besonnenheit gesammelt hatte, den Moslemin anflehen, mich wieder zu den Meinigen zu schaffen, wo er ohne Zweifel auf ein reiches Lösegeld zählen dürfe. Er antwortete vor der Hand aber nicht, sondern ließ mir blos andeuten: ich hätte nicht zu fürchten, daß er mich als Sklavin verkaufen würde. Geringer Trost!

Er spannte die Segel zur Heimath auf, und ein günstiger Wind führte ihn bald nach Tunis. Hier wurden die übrigen Spanier verkauft, Rouçou aber mußte sein Sklave bleiben, weil er das Mittel war, wodurch sich Unterhaltung pflegen ließ.

Ich mußte den Aufenthalt in einiger Entfernung von der Stadt nehmen, wo Ali Moheb einen Landhof besaß, dessen Gärten und Umgebung für ein, nicht von Noth und Kummer beladenes Gemüth, angenehm genug gewesen wären. Ich bekam zugleich einige maurische Frauen zu meiner Bedienung. Die unterwürfige Aufmerksamkeit, womit sie mir zu gefallen suchten, weissagte deutlich, was ich von Ali Mohed zu fürchten hätte.

Er ließ mich auch nicht lange in Ungewißheit schweben. Noucou kündigte mir des Mauren zärtliche Liebe an. Ali Mohed, sagte er mir, würde Sie nicht um alle Schätze von Europa losschlagen, wählt Sie vielmehr zu seiner Gemahlin, seiner einzigen Gemahlin! Die Aufrichtigkeit seiner Zuneigung steht nicht zu bezweifeln, und da er begütert ist, wird es ihm an keinen Mitteln fehlen, Ihnen den Aufenthalt in Afrika so angenehm als möglich zu machen. Die Klugheit gebietet also, Ihr Herz von allen Banden, die es an die Heimath, und was Sie dort lieben, knüpfen, loszuwinden.

Ali Mohed, Ihren gerechten Schmerz über die Trennung von Vater und Bräutigam ehrend, will Ihnen dazu allerdings die nöthige Zeit gönnen. Mögen Sie Monate aufwenden, um Gleichmuth und Ruhe in die Seele zu rufen. Auch des Korsaren Gegenwart soll Ihnen, während dieser Frist, nicht lästig werden. Er denkt noch eine Meerfahrt zu thun, die letzte, dann will er nur Ihnen und der Liebe leben.

All' diese Großmuth konnte mich nur mit Entsetzen füllen. Ich unterließ keine Gegenvorstellungen und Bitten. Sie fruchteten nicht. Ali Mohed hatte seinen Entschluß genommen, und hoffte zugleich, die Zeit würde meine jetzt noch so tiefen Seelenwunden zu seinem Vortheil heilen. Seine Leidenschaft ging so weit, zeigte sich, durch meine Weigerungen um so viel höher entflammt, daß er sogar sich anheischig machte, um den Preis meiner Gegenliebe zum Christenthume überzutreten.

Rouçou durfte mich nur in des Korsaren Gegenwart sprechen. Weil dieser aber nicht Spanisch verstand, konnte denn auch der Doll-

metscher manches hinzuzufügen wagen. Er bekannte mir seine, an Verzweiflung gränzende, Reue über das, was er einst gethan, und versicherte mich: wie er gern das Leben daran setzen wolle, wenn sich irgend eine Möglichkeit zeigte, mich aus dieser Lage zu befreien. Er benachrichtigte mich noch, daß er, die Zeit über, in welcher Ali Mohed abwesend seyn würde, im Garten arbeiten sollte. Fände sich da keine Gelegenheit, mich zu sprechen, so würde er mir bisweilen durch meine weibliche Bedienung Früchte senden. Diese möchte ich jedesmal einsam untersuchen, hätte er mir irgend etwas zu melden, würde ein Brieschen verborgen seyn.

Ali Mohed reis'te nach einem zärtlichen Abschiede weg, und sagte noch: aller Vortheil der jetzt unternommenen Fahrt solle allein mir zugewendet werden, daß ich ihn beliebig zu meinem Putz und meinen Bequemlichkeiten anlegen könne. Uebrigens möchte ich ihm gebieten, was ich verlangte, nur nicht, daß er aufhören solle, mich zu lieben.

Ich wurde nun durch zwei Eunuchen und meine Aufwärterinnen, ſtrenge bewacht. Das Landhaus durfte ich nie verlaſſen und mich nur, von Jenen begleitet, im Garten vergnügen, nachdem zuvor Alles daraus entfernt worden. Eine hohe Mauer umlief auch dieſen Garten. Sonſt wurde mir, nach wie vor, begegnet, auch meine Tafel reichlich und ausgewählt beſetzt. Immer fragte man nach meinen Wünſchen. Ach, meine Bruſt hegte nur einen, die Freiheit, um nach Cadix fliegen zu können, und dieſer blieb mir verſagt!

Vier Wochen, die meinem Leiden ſo viele Jahre dünkten, entflohen mir ſo. Da brachte eines Tages, eine von den mauriſchen Frauen, allerhand Früchte, unter andern eine ſchöne Melone. Ich beſchloß, die letzte zu durchſuchen, was ich bisher oft, doch immer vergeblich gethan hatte. Es ſchien, als ob ſie eine feine Ritze daran zeigte. Ich wartete, bis ich mich allein befand, und ſchnitt nun die Frucht auf. Ein kleines Papier war hinein geſteckt worden. Wie freudig ſtaunte ich, als ich an der Schrift,

die es enthielt, d'Aubrissels Hand entdeckte. Ich glaubte zu träumen.

Der Geliebte meldete mir: er sey, samt meinem Vater, zu Tunis angelangt. Fischer hätten ihnen die Vermuthung rege gemacht, daß ich dorthin gebracht worden. Man hätte mich loszukaufen gedacht, und wenn auch das gesammte Vermögen meines Vaters begehrt würde. Inzwischen wäre ihm der Zufall günstig genug gewesen, den Roucou anzutreffen, den er zwar nie vorher gekannt, der ihn aber zu Cadix gesehn. Im Hafen sey er durch ihn angeredet und auf die Seite geführt worden, wo er sowohl von meinem Aufenthalt Kundschaft erlangt, als auch erfahren hätte, daß keine Summen mich befreien würden. Hier bliebe nur Flucht übrig, Flucht auf jede Gefahr, und Roucou wolle die Hand dazu bieten, in sofern, was er in Spanien verübt, ihm nimmer angerechnet werden sollte. Ich würde übrigens bald nähere Weisung empfangen, und sollte nur fortfahren, das Obst zu untersuchen. —

Welche Meldung! Wenig fehlte, so hätten

meine Aufwärterinnen, an meinem so umwandelt bewegten Zustande entdeckt, es müsse etwas geheimnißvoll Außerordentliches vorgegangen seyn. Ich that jedoch alles Mögliche, die Zeichen meiner frohen Bestürzung zu unterdrücken, suchte vielmehr trauriger zu scheinen, als je zuvor.

Ich hatte mich übrigens in Geduld zu fügen, wie meine Sehnsucht auch brennen mochte, mehr zu erfahren. Zwischen banger Furcht vor einem schlimmen Ausgang und den süßesten Hoffnungen, gingen wieder acht Tage hin. Ehe waren die Vorbereitungen nicht mit Sicherheit zu bewerkstelligen gewesen.

Dann aber zeigte mir ein neues kleines Billet, das in einem Pfirsich steckte, an: diese Nacht würde ich abgeholt werden. Wie klopfte mein Herz!

Mitternacht war schon vorüber. Es versteht sich, daß kein Schlaf mein Lager begrüßte. Dann vernahm ich ein leises Getöse bei der Gartenmauer. Unsre Hunde schlugen bel-

lend an. Ich hätte vor Freude und Bangigkeit untergehen mögen.

Gleich danach öffnete sich die in den Garten führende Thür. Ali Moheds Eunuchen, durch jenes Bellen der Hunde aufmerksam gemacht, waren, mit Pistolen und Dolchen versehen, hinab geflogen. Ein Schuß fiel zu meinem höchsten Schrecken. Denn wen konnte er nicht getroffen haben? Indessen war Rouçou nur am Arm gestreift worden, gleich darauf hatte d'Aubrissel, dem noch vier kühne und wohlbezahlte Matrosen folgten, mit diesen sich der Vertheidiger des Landhofes bemächtigt und sie entwaffnet.

Rouçou kannte die Gelegenheit, folglich drangen meine Befreier gleich danach in mein Zimmer, nachdem sie die Thür gesprengt hatten. Es war keine Zeit, sich den Regungen der Wonne und Zärtlichkeit hinzugeben, der Geliebte trug mich schnell auf seinen Armen in den Garten, und half mir über die Mauer. Seine Begleiter sperrten unterdessen die Eunuchen und kreischenden Frauen in einen kleinen Gartenpavil-

lon, dessen Thür mit Balken und Steinen so verrammelt wurde, daß ein Entkommen daraus, vor der Hand unmöglich blieb. Dann folgten sie uns.

An der Mauer standen Pferde bereit, wir schwangen uns auf, und nun ging es spornstreichs dem Seegestade zu. Dort erwartete uns eine Schaluppe, die Pferde mochten laufen, wohin sie wollten. Wir stießen ab, und erreichten das neutrale Schiff, auf welchem mein Vater und d'Aubrissel angelangt waren, und das eine Viertelmeile davon vor Anker lag, glücklich. Sogleich wurden auch alle Segel aufgespannt.

Welche Empfindungen, als ich mich nun in Sicherheit befand! Demungeachtet sollten sie schmerzlich getrübt werden. Mein Vater lag tödtlich krank in der Kajüte. Die Schrecken und Sorgen der letzten Zeit hatte sein schwaches Alter nicht zu tragen vermocht, die ungewohnte Seereise seine Gesundheit vollends untergraben. Ein Fieber, bei dessen Bösartigkeit wenige Hoffnungen blieben, hatte ihn befallen.

Hiezu kam, daß weder ein Arzt, noch Heilmittel, auf dem Schiffe vorhanden waren. Nach Tunis umzukehren, dies ging nicht wohl an, der Greis widersetzte sich auch diesem Vorschlage. Man that, was möglich blieb, ihm beizustehn, und dachte, bei dem günstigen Winde, Cadix bald zu erreichen, wo mehr zu seiner Herstellung geschehen konnte. Sein Zustand verschlimmerte sich aber mit jeder Stunde.

Er und d'Aubrissel hatten während ihrer Anwesenheit in Tunis, zwei unbemittelte Christensklaven aus barmherziger Milde losgekauft und an Bord genommen. Unter ihnen befand sich ein Geistlicher, der einst als Schiffprediger gefangen worden. Wie nun mein Vater sahe, daß er seinem Uebel in kurzer Frist erliegen dürfte, rief er den Geistlichen an sein Lager, und verlangte von ihm, daß er mich und d'Aubrissel sogleich einsegnend verbände. Ich will Euch vor meinem Hinscheiden noch als Gatte und Gattin erblicken, sagte er mit leiser Stimme. Der Geistliche nahm keinen Anstand, des Vaters Wünschen zu gehorchen, um so mehr,

als man hoffte, die Freude über den heiligen Auftritt, könne zu seiner Genesung wohlthätig helfen. So wurde also in der Kajüte unsere Trauung vollzogen, und mein Vater befand sich hernach um vieles besser, so, daß nicht allein die entzückendste Liebe, sondern auch das Hoffen auf seine Genesung uns beseligte.

Doch am andern Tage war mein Vater nicht mehr. Wenigen Sterblichen hat wohl das Geschick, in so kurzer Zeit, so abwechselnde, frohe und traurige Ereignisse bereitet.

D'Aubrissel, wie bewegt er auch selbst war, suchte mich durch Gründe der Vernunft und Religion zu trösten, wiewohl der Schmerz, in seiner ersten Kraft, den Ausschlag geben mußte.

Wir hatten den Weg durch die Straße von Gibraltar zurückgelegt, und der Steuermann wollte jetzt nach meiner Vaterstadt lenken, als sich ein überaus heftiger Sturm erhob. Statt unser Vorhaben ausführen zu können, trieben wir auf die hohe See, und verloren die Küste von Spanien bald aus dem Gesicht. Das Un-

gewitter hielt mehrere Tage an, und so sahen wir uns weit verschlagen.

Nachdem endlich die Wogen sich beruhigt hatten, drohte ein neuer Unfall. Spanien und Frankreich waren in Krieg begriffen. Eine Fregatte, die von Marseille nach Martinique segelte, entdeckte uns. Wir konnten um so weniger entfliehen, weil unser Fahrzeug im Sturme sehr gelitten hatte. Wir mußten dem gegebenen Zeichen, nahe zu kommen, gehorchen. Kaum war unser Schiff, als ein spanisches erkannt, angelangt, als es auch eine gute Prise galt.

Der feindliche Befehlshaber ließ es durch Mannschaft besetzen, d'Aubrissel und ich wurden genöthigt, zu ihm an Bord zu kommen. Welch' ein Schrecken für meinen jungen Gemahl! Der Befehlshaber war ein Bruder des Kavaliers, den er das Unglück gehabt hatte, im Duell zu tödten! Nicht viel Gutes stand da für uns zu hoffen, schadenfrohe Blicke weissagten auch schnell, daß er eine so gute Gelegenheit, seinen Bruder, auf eine oder die andere

dere Weise zu rächen, nicht dürfte ungenützt verstreichen lassen.

Ich muß nachholen, daß d'Aubrissel, gleichsam Schlimmes ahnend, das Schiff nicht hingeben wollte, und anfangs einigen tapfern Widerstand leistete. Von der Schiffsmannschaft wollte sich jedoch nicht Einer dazu verstehn, seinem Beispiele zu folgen, weil Alle den Kampf eines Handelfahrzeuges gegen eine wohlgerüstete, und mit vielen Kanonen bepflanzte, Fregatte, in dem Lichte einer unsinnigen Thorheit betrachteten. Ich war gleichwohl sehr froh, meinen Gemahl aus seinem Kampfe unverwundet hervorgegangen zu sehn, und meinte, eine gute Ranzion würde ihn schon seiner Gefangenschaft erledigen. Allein der Fregattenhauptmann, der ihn sogleich erkannt hatte, wollte auf jenen Umstand seinen Untergang bauen. Er rief die Offiziere und die ganze Mannschaft zusammen, erklärte ihnen nun, d'Aubrissel sey mit den Waffen in der Hand, gegen die Truppen seines Königs gefunden worden, und habe also nach den Kriegsgesetzen den Tod verdient. Man sey folg-

lich auch berechtigt, über ihn ein Erkenntniß abzufassen, und es am Bord zu vollstrecken.

Der Schiffslieutenant, mit den übrigen Offizieren, verlangte nun, d'Aubrissel möchte nennen, was er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen wisse.

Es geschah. D'Aubrissel machte die Männer mit seiner ganzen Lage vertraut, sagte, er habe das Schiff für kein französisches angesehn, und fügte hinzu, der Fregattenhauptmann wolle ohne Zweifel, seines Bruders willen, unedle Rache üben.

Nun versagten die Offiziere ihre Zustimmung, und äußerten auch Unwillen, daß ein wehrloser Landsmann eine solche Behandlung erfahren sollte. Sie trugen darauf an, daß zu Martinique, vor einem höheren Gerichte, über d'Aubrissel entschieden werden möchte. Weil dies auch mehr in der Regel war, konnte der Hauptmann, ohne Zweifel zu seinem geheimen Verdruß, nichts einwenden.

Daß meine Reise nach Martinique nicht zu den angenehmsten gehörte, brauche ich nicht zu

erinnern. Inzwischen langten wir dort ohne Hindernisse an, wo mein Gemahl sogleich in Verhaft gesetzt, ich dagegen frei gegeben wurde. Ich bezog das Haus einer ehrbaren und gefälligen Frau, nahm auch den Rouçou mit mir, damit ich ihn zu meinem Gemahl senden konnte, denn diesen selbst noch zu sehn, ward mir grausam verweigert.

Sein Prozeß begann. Das Duell an einer Seite, und jener bewaffnete Widerstand, wobei es sehr zweideutig blieb, daß er das französische Schiff nicht sollte erkannt haben, gaben ihm eine schlimme Wendung. Von allen Seiten hörte ich, daß, wo nicht der Tod, doch eine lebenswierige Gefangenschaft sein Loos seyn könne. Welche unendliche Bekümmerniß für eine junge zärtliche Gattin!

Da inzwischen, aus einer Vorliebe für d'Aubrissel, welche der Gouverneur gefaßt hatte, über den ganzen Handel erst nach Frankreich berichtet wurde, entfloh beinahe ein Jahr, ehe es zu einem Spruch kam. Während der Zeit war es mir möglich geworden, unter dem Beistand

eines wackern Kaufmanns, durch Wechsel, ansehnliche Summen aus Spanien zu ziehen. Ich beschloß, sie anzuwenden, um wo möglich, meinem Gemahle zu einer Flucht aus seinem Kerker behülflich zu seyn.

Rouçou leistete mir bei diesem Vorhaben so gute Dienste, daß es wirklich gelang. Der Gefangenwärter und die Wachen ließen sich durch Gold blenden, und d'Aubrissel entkam. Bei dem Allen glaube ich auch, daß ihn der Gouverneur nicht eben zu scharf hüten ließ, und nicht unzufrieden seyn möchte, als sein Gefangener sich in Freiheit gesetzt hatte.

Ich hatte um diese Zeit meine Tochter Theresia geboren und befand mich höchst elend, weil die ganze Schwangerschaft von so unsäglichen Leiden begleitet gewesen. D'Aubrissel konnte mich nicht sehn, mußte von Martinique weg, und da ihm bald darauf die ungegründete Nachricht zu Ohren kam, ich sey an den Folgen meines Kindbettes gestorben, faßte er den romanhaften Entschluß, unter die Partheigänger zu

treten, um, wo möglich, den Tod mit den Waffen in der Hand, zu finden.

Ein Jahr verging, ohne daß ich irgend etwas von ihm hörte, eine qualvoll ängstliche Frist. Rouçou hatte ihn begleitet. Oft schmeichelte ich mir mit der Vermuthung, d'Aubrissel würde vielleicht nach Spanien gegangen seyn, und mich bald von dort mit Briefen erfreuen. Ich schrieb auch selbst nach Cadix, und empfing durch Umwege Antworten. Allein Niemand hatte meinen Gemahl dort gesehn.

Endlich jedoch erfuhr dieser durch Reisende, welche von Martinique kamen, daß ich noch lebe, und beschloß, um jeden Preis, mich zu sehn, um mit mir Abreden zu nehmen, wie wir, ohne daß er in französische Hände fiele, wo nicht nach Cadix, doch nach einer spanischen Besitzung in Amerika gelangen könnten. Er wußte sich Päße mit erborgten Namen zu verschaffen, und kam so, tief verkleidet, auf Martinique an.

Bei Tage durfte er ohne Verdacht, mich nicht besuchen, es wurde also bis zur nächsten

Dunkelheit hinausgesetzt, nachdem Rouçou mir, zu meiner unaussprechlichen Freude, die Ankunft seines Herrn gemeldet hatte.

Allein, das nie müde Schicksal, wenn es auf unsere Verfolgung ankam, wollte, daß eben jetzt die Fregatte, welche uns hieher gebracht, wieder im Hafen liegen mußte. Sie war unterdessen nach Cayenne und nach Europa gesegelt, nun aber aufs Neue nach Martinique gesandt worden.

Der unedle Befehlshaber, der so gern sich an d'Aubrissels Strafe geweidet hätte, erfuhr mit dem höchsten Unwillen, daß er sich ihr durch eine glückliche Flucht entzogen, und gab zugleich seinen Leuten, welche d'Aubrissel gesehn, auf, hier und überall sorgsame Acht zu haben, ob sie ihn vielleicht unter irgend einer Verkleidung entdeckten. Er versprach demjenigen einen bedeutenden Lohn, der ihm einige Nachricht von seinem Feinde zu bringen im Stande wäre.

Wie fremdartig nun auch meines Gemahls Kleidung war, wie vorsichtig er Haare und Antlitz entstellt hatte, so argwohnte dennoch, ein

ihm begegnender Schiffskoch von jener Fregatte, daß er wohl der Mann seyn könne, den man suche. Sogleich hinterbrachte er seinem Kapitän, was ihm zu Gesicht gekommen.

Dieser urtheilte, wenn es d'Aubrissel in der That wäre, würde er ohne Zweifel auch mich besuchen. Er ließ daher mein Haus durch Späher umstellen, welche bei Tage und bei Nacht Alles zu bemerken hätten, was da einginge.

Wirklich langte mein Gemahl im Dämmerlichte an, und blieb nicht unbemerkt. Es war ein seliges Wiedersehen von unserer Seite, nichts glich dem Entzücken, das ich und er fühlten, als ich ihm unsere kleine Theresia entgegen trug, die er zum Erstenmale erblickte.

D'Aubrissel blieb die Nacht hindurch in meinem Hause, wo wir, der Zukunft willen, einen Plan entwarfen. Mit Vorsicht auf die Umstände berechnet, hätte er wohl zur Ausführung gelangen und glücken können, wenn Herr von Baritet — dies war der Name des Seeoffiziers — mit seinem rachsüchtigen Vorhaben nicht dazwischen getreten wäre.

Gegen Morgen nahm d'Aubrissel von mir Abschied, und verhieß, den nächsten Abend wieder einzutreffen. Ich begleitete ihn bis an die Hausthüre. Hier sah ich ihn sogleich, von einigen bewaffneten Männern, angefallen. Nieder mit Dir! rief eine Stimme, welche ich für die des Fregattenhauptmanns erkannte.

Mein Gemahl trug kein Gewehr bei sich, konnte also keinen Widerstand leisten, und empfing zur Stelle eine Degenwunde in der Brust. Er sank zu Boden, ich warf mich, unter qualenvollem Jammer, auf ihn. Man riß mich hinweg, Baritet beging sogar die Gewaltthat, mich auf sein Fahrzeug bringen zu lassen, das am folgenden Morgen absegeln sollte. Die Wärterin der kleinen Theresia, mein Kind auf ihren Armen, wollte sich nicht von mir trennen, folgte uns, und ward auch an Bord genommen. Ich fiel in eine hitzige Krankheit, die neun Tage wüthete, ehe ich wieder zur Besinnung kam.

Wir befanden uns auf hohem Meere, Baritet wartete mir fleißig auf, und sagte, ich müsse ihn entschuldigen, wenn es mir zu erwägen be-

liebte, daß er durch meinen Gemahl einen Bruder verloren. Er sey indessen nun gerächt, und wolle auf d'Aubrissels Nachgebliebene keinen Zorn übergehen lassen. Vielmehr, da ihn meine Schönheit ohnehin längst entzündet habe, stehe mir seine Hand zu Befehl, dafern ich sie nur annehmen wollte.

Meine Antwort bestand in Schmach und Verachtung; das erbitterte ihn. Er fing nach und nach an, die Sprache der Höflichkeit in eine gebieterische zu verwandeln. Er ließ ein Schreckenswort davon fallen: daß wohl zu erzwingen stehe, was Güte nicht erreichen könne, und man auf dem Meere nicht zu strenge bewacht sey. Liebe fände auch wohl andere Wege, nach ihrem süßen Ziele hin, als den einer Heirath.

Jene Offiziere, welche einst rechtlich für meinen Gemahl eingetreten waren, befanden sich nicht mehr auf dem Schiffe. Die, welche ich jetzt sahe, schienen ihrem Befehlshaber blind untergeordnet, um alles sklavisch gut zu heißen, was er that. So war denn also das Schlimm-

ſie zu fürchten, und mehr als einmal ſtand ich ſchon im Begriff, im Meere allen unſäglichen Leiden ein Ende zu machen. Nur die kleine Thereſia hielt mich noch an den Abgrü..den der Verzweiflung zurück.

Das bübiſche Vorhaben ſollte jedoch zunich-te werden. Ein engliſches Linienſchiff begegnete uns. Der Fregattenhauptmann ſah, daß es an Artillerie und Mannſchaft ihm überlegen wäre, ſpannte daher alle Segel auf, dem feindlichen Angriffe zu entfliehn. Allein das brittiſche Fahr-zeug durcheilte die Fluten ſchneller. Wir ſa-hen es näher und näher kommen; binnen fünf bis ſechs Stunden hatte es uns eingeholt. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als daß es ſiegen möchte.

Der Kampf nahm ſeinen Anfang. Wir Frauenzimmer mußten in den tiefen Raum hin-ab. Mit tauſend Schrecken brachte ich dort eine Stunde hin. Ich vernahm die fürchterlichen Donner der beiderſeitigen Feuerſchlünde, das gräßliche Winſeln der Sterbenden und Ver-wundeten. Letztere wurden auch nach unſerm

Aufenthalt gebracht, wo der Chirurgus des Fahrzeuges damit beschäftigt war, sie zu verbinden. Fürchterliche Pein! Doch am bangsten war ich immer vor einem Ausgang, der meinen Feind zum Sieger machen könne; denn, ob ich schon nicht wußte, welche Behandlung mir im entgegengesetzten Fall bevorstehe, so setzte ich doch auf den Umstand, daß England und Spanien damals verbündet waren, eine gerechte Hoffnung.

Wie verzweifelt sich indessen Herr von Baritet wehrte, so krönte der Erfolg seine Anstrengungen nicht. Ein Mast ward weggeschossen, viele seiner Leute blieben, ja zuletzt traf ihn selbst eine Flintenkugel in den Kopf. Dies brachte eine Stockung im Befehl zuwege, die von seinem Gegner wahrgenommen, und augenblicklich genützt wurde. Die Britten enterten, stiegen auf unser Verdeck, und hieben nieder, was ihnen noch Widerstand leistete. Das Schiff kam in ihre Gewalt.

Ich athmete in meinem Schlupfwinkel hoch auf, als ich oben in der englischen Zunge re-

den hörte. Bald kamen auch Seesoldaten, von des Ueberwinders Parthei, in den Raum, und fingen an, uns zu plündern. Da ich englisch rede, so konnte ich sie leicht bedeuten, wie bei mir nicht das Mindeste von Werth zu finden sey, weil man mich im Nachtanzuge geraubt und auf das Schiff gebracht habe. Ich setzte hinzu: sie möchten mich dagegen nur bald zu ihrem Kapitän bringen, dem ich die Mittel angeben wollte, ihnen zu einer guten Summe für meine Schonung behülflich zu seyn. Ich hätte so, als eine Spanierin, auf ein freundliches Verfahren bei ihnen zu zählen.

Die Soldaten ließen sich das nicht zweimal sagen, und brachten mich auf ihr Linienschiff. Während ich über das Verdeck des unsrigen ging, sah ich eben den Verräther Baritet sein Leben aushauchen.

Der englische Befehlshaber nahm mich steif, doch übrigens mit Güte auf. Er berichtete mir, daß er gerade nach London segele, von wo ich leicht Gelegenheit finden würde, nach meinem Vaterlande zu kommen. Ich befand mich nun

wie im Himmel, außer dem tiefen Gram, der meines Gemahls willen, in meiner Seele blieb.

Wir erreichten die englische Hauptstadt glücklich. Dort fand ich Kaufleute, die Handelsfreunde meines Vaters gewesen waren, und mir gern die nöthigen Summen vorstreckten. Ich beschenkte jene Soldaten und machte mich auf den Weg nach meiner Heimath, die ich auch ohne Unfälle erreichte.

Bei der stillen Einsamkeit, in die ich mich daselbst zurückzog, kam das Bild meines Gatten lebendiger als je über mich. Wohl hatte ich ihn fallen sehen, aber gewiß konnte ich immer nicht von seinem Tode überzeugt seyn. Es war aber auch, selbst wenn die empfangene Wunde heilbar gewesen seyn sollte, noch ein anderer schlimmer Fall möglich. Man hatte ihn dann erkennen, und die Strafe, welche, nach dem, was mir davon zu Ohren gekommen, in ewiger Gefangenschaft bestehen sollte, über ihn verhängen können. Diese schreckliche Ungewißheit bereitete meinem Herzen unsägliche Qualen.

Es war, des Krieges halber, sehr schwer, Briefe nach Martinique zu schaffen, dennoch versuchte ich es auf alle Weise und sparte dabei im mindesten nicht. Allein ich empfing keine einzige Antwort.

Endlich wurde der Friede geschlossen. Nun war die Seefahrt frei, und ich schrieb aufs Neue. Nach Jahr und Tag kamen mir Botschaften zu, so traurig als dunkel. Gewißheit konnte man mir nicht geben, doch von d'Aubrissels Ankunft auf Martinique war dem Gouverneur nicht das Mindeste kund geworden. Dagegen hatte man, und zwar an dem Morgen, als Kapitän Baritets Fregatte absegelte, einen unbekannten Erstochenen gefunden und beerdigt. Die Frau, bei welcher ich auf dem Eilande wohnte, war unterdessen gestorben.

Es hatte wohl leider die höchste Wahrscheinlichkeit, der Entleibte sey Niemand anders gewesen, als mein d'Aubrissel. Demungeachtet wollte die Stimme der Hoffnung nicht ganz schweigen. Denn ohne Zweifel hatte doch wohl auch der Gouverneur den Todten besichtigen las-

sen. D'Aubrissel war sehr bekannt in der näch=
sten Umgebung des G verneurs. Aus dem Um=
stande nun, daß man von dem Todten, als von
einem Unbekannten sprach, wollte mir im=
mer noch ein leiser Strahl der glücklichen Ver=
muthung schimmern, die meinen Gram allein
im Stande war, noch einigermaaßen emporzu=
richten. Meine Wirthin dort, hätte, wie es
schien, eine nähere Auskunft geben können, al=
lein sie lebte nicht mehr.

Es versteht sich, daß ich in meinen Nach=
forschungen nicht abließ, jedoch erfreute mich
nimmer eine glückliche Nachricht. Endlich muß=
te ich den schauderhaften Gedanken, daß ich eine
Wittwe sey, wohl in mir befestigen. Denn,
wenn d'Aubrissel noch lebte, sollte er nicht lan=
ge schon nach Cadix gekommen seyn, nachdem
ihm der Friede eine ungehinderte Reise dar=
bot? Auch müßte er ja, in diesem Fall, von
Martinique entkommen seyn, weil der Gouver=
neur dort nichts von ihm hörte. Nur zu gewiß
schien sein Tod.

Ich blieb über zehn Jahre in meiner Hei=

math, abgeschieden von allen Vergnügungen, nur mit Theresiens Erziehung beschäftigt. Hatte das Leben noch irgend einen Trost für mich, so ging er von dem glücklichen Aufblühen meiner Tochter aus, die mir eben so viel Gehorsam, als edle Geistesanlagen und treffliche Eigenschaften des Herzens zeigte.

Donna Torre, die ich nur verachten konnte, und gerichtlich zu verfolgen, zu stolz war, starb auch in dieser Zeit. Sie ließ mich vorher anrufen. Ich hatte seit meiner Heimkehr sie nicht gesehn, und verweigerte auch jetzt meinen Besuch. Ein Mönch indessen, den sie Einmal über das Andere schickte, beredete mich endlich, mir die christliche Pflicht eines versöhnlichen Gemüthes vorstellend, zumal, wenn der andere Theil in's Grab stiege.

So folgte ich dem Geistlichen mit lebhaftem Widerwillen. Wie konnte ich ohne Abscheu eine Frau betrachten, welche ich die Urheberin aller meiner Leiden zu nennen hatte. Demungeachtet entwaffnete der Anblick ihres Elends meinen gerechten Zorn. Eine schmerzliche Krank-

heit,

heit, und noch weit schmerzlichere Gewissens-qualen folterten sie. Liebe, stammelte ihr bebender Mund, entschuldigt viel, doch freilich meine Verbrechen nicht! Sie gerieth nach diesen Worten in gräßliche Zuckungen. Als sie daraus wieder zu sich gekommen war, reichte ich ihr die Hand, und sagte: sterben Sie ruhig, ich verzeihe Ihnen! Ein halbes Lächeln überzog ihre bleichen Wangen, und sie verschied.

Als nach einem Monate ihr letzter Wille geöffnet wurde, hatte sie mich zur Erbin von ihrem gesammten Reichthum eingesetzt. Ich erschrack bei dieser Nachricht. Schon der meinige war mir in der That zur Last, die meisten Einkünfte spendete ich den Armen, nun sah ich ihn verdoppelt. Es war allein die Rücksicht, daß ich nun auch den Nothleidenden doppelte Gaben zuwenden könne, die mich bewog, das zugefallene Besitzthum anzutreten. Ich lebte nach wie vor auf das Engste eingezogen.

Hätte ich einen anderen Sinn gehegt, noch an Welt und Glanz gehangen, würden die Wünsche, die einst mein Vater hegte, nun

eingetroffen seyn. Denn ein Grand von Spanien, dessen Vermögensumstände zerrüttet waren, und der von meinem Reichthum hörte, ließ mir eine Heirath antragen. Ich darf über meine Antwort schweigen.

Doch nach zehn Jahren traf ein Mann aus Martinique in Cadix ein, den ich dort gekannt hatte. Er hörte zufällig von mir, als einer Wittwe des Herrn d'Aubrissel. Gleich kam er in meine Wohnung, erkannte mich wieder, und rief: Donna Juana, Sie irren, Ihr Gemahl lebt, ist Anführer eines Partheigängerhaufens. Ich sah ihn vor einiger Zeit auf Martinique, wo diese Freibeuter jetzt den Meister spielen.

Die ganze Vergangenheit stand vor meinen Erinnerungen auf. Kaum vermochte ich zu reden, um dem Manne einzuwenden, daß d'Aubrissel ja vor meinen Augen einen Stich in die Brust empfangen, daß man, zufolge meiner Nachrichten, auch damals einen Entleibten begraben hätte.

Ganz recht, antwortete der Fremdling, das war ein gewisser Rouçou, der seinen Herrn ver-

theidigen wollen, Ihren Gemahl aber verbarg die Hauswirthin, seine Wunde fand Heilung, und es gelang ihm dann, heimlich auf einem, den Partheigängern zugehörigen Schiffe, davon zu segeln.

O Himmel! rief ich, warum ist er aber seiner Gattin nicht in ihre Heimath gefolgt?

Dies kann ich beinahe mir deuten, entgegnete er. Denn es wollte bei uns verlauten, Sie wären, samt Ihrem Kinde, durch einen rachsüchtigen Offizier umgekommen, der aber auch aller gesetzlichen Strafe dadurch entflohen sey, daß er im Kampf getödtet worden. Vielleicht hat Ihr Gemahl das erfahren, und nun nicht wieder nach Europa gewollt.

Dem mochte nun seyn, wie ihm wollte, mein Entschluß, sogleich eine Reise nach Martinique anzutreten, stand fest. Weder Gefahren noch Mühseligkeiten schreckten die Liebe ab. Hatte ich doch schon ehe das wildbewegte Meer durchschwommen.

Ich rüstete, weil eben kein ander Schiff segelfertig lag, eins auf eigne Kosten. Theresia

begleitete mich. Nach einer langen, und durch manche Sturmnoth beunruhigten Fahrt, konnten wir endlich auf Martinique an's Land treten.

Hier hatten sich die Dinge seit einer solchen Jahrenreihe ziemlich verändert, ich kannte Niemanden mehr, und von dem, wonach ich mit heißem Ungestüm fragte, wußte Niemand mir einigen Bescheid zu geben. Den Namen d'Aubrissel sprachen meine Lippen Tausendmal aus, ich sparte keine Summen, ließ, auf alle Weise, bei den Flibustiern nachforschen, verhieß Geschenke über Geschenke, doch keine Nachricht. Ich mußte nun jenen, von dieser Insel in Cadix angelangten Mann, für einen lügenhaften Erdichter halten, und mir bittere Vorwürfe machen, daß ich so thöricht gewesen, die weite Fahrt zu unternehmen.

Um endlich Gewißheit zu bekommen, ergriff ich sogar einen Gedanken, den man so abentheuerlich, als schauderhaft finden muß. Ich mittelte nämlich die Gruft aus, in welche man den, einst an meiner Thüre gefundenen Entleibten, gelegt hatte. Durch hundert Du-

katen vermochte ich den Todtengräber, sie auf-zuscharren. In einer schwarzen Mitternacht be-gab ich mich, mit einer kleinen Blendlaterne, dahin. Der fast vermoderte Sarg wurde em-porgewunden, der, von Fäulniß meistens zer-störte, Leichnam besichtigt. Ich gestehe, daß meine Haare bei diesem Geschäft sich eben so regten, als meine Thränen dabei strömten. Demungeachtet rückte ich in meinen Ueberzeu-gungen um kein Haarbreit vor. Von dem Ka-daver war nur noch das Knochengerippe, samt einigen Haaren, übrig. Jenes hatte die Länge meines Gemahls, diese waren schwarz. Allein ich besann mich zugleich, daß Rouçou auch mit ihm von ziemlich gleicher Höhe war, und daß seine Haare dieselbe Farbe zeigten. Ich wußte folglich nicht mehr als vorhin, die schreckhafte Mühe hatte ich umsonst angewendet.

Ich ging von Martinique nach Havannah, um von dort meine Nachfragen fortzusetzen. Sie liefen eben so fruchtlos ab. Ich traf da-selbst Herrn Biscosa, mit welchem ich eine nä-here Bekanntschaft anknüpfte, und der mir den

Rath gab, mit ihm nach Mexiko zu reisen. Dort ist eine gesunde Luft, sagte er, man lebt bequem und froh, meine Familie wird sich beeifern, Ihnen Zerstreuungen zu bereiten. Sie bleiben auch den westindischen Eilanden nahe, und sind im Stande, immer neue Kundschaften einzuziehn.

Ich befolgte diesen Rath und lebe nun schon über drei Jahre in Mexiko. Herrn Viscosa's Freundschaft erheitert mich oft, ich habe den Seinigen große Verbindlichkeiten, für ihre Theilnahme an meinen Schicksalen. Doch erfahren konnte ich nichts von d'Aubrissel, eben so wenig aber alle Hoffnungen aus meinem Herzen tilgen, was mir, wie ich recht gut einsehe, eine Wohlthat seyn dürfte. Denn ich befand mich, da ich sie aufgegeben hatte, in Cadix bei weitem ruhiger als jetzt. Verzeihen Sie übrigens, mein Herr, daß ich Ihre Geduld einer so langen Probe aussetzte. —

Hier endete Donna Juana ihre Erzählung, von der ich mich nur zu bewegt fühlte. Ich konnte an diesem Tage nichts mehr über die

ganze Sache reden, das Herz war mir zu überschwänglich voll. Mitgefühl, und neue, eben aufgeglühte, unnennbare Liebe, hatten darin Platz genommen, und meine ganze Ruhe zerstört.

Ich beurlaubte mich also schnell, bat jedoch um die Erlaubniß, ein andermal wieder meine Aufwartung machen zu dürfen. Sie ward mir höflich zugestanden.

Unterwegs dachte ich viel über jenen Hauptmann der Partheigänger nach, den ich einst auf Martinique gesehen hatte. Die Beschreibung traf zu, allein den Namen d'Aubrissel hörte ich dort nie.

Inzwischen konnte es auch gar wohl seyn, daß er, wie es manche der Flibustier zu thun pflegten, sich einen fremden Namen gegeben hätte, fiel mir bei. Und ich entsann mich, als ich sein Betragen mehr und mehr in mein Andenken zurück rief, daß er einst in meiner Gegenwart, mit tiefer Schwermuth, seiner, in den Wellen untergegangenen Frau, gedacht hatte, ohne jedoch Näheres hinzuzufügen. Immer

konnte mir dieser Umstand den Glauben: er sey der Spanierin Gemahl, bekräftigen.

Ihn aufzusuchen, schien mir eine dornige Unternehmung. Wie weitläuftig, wie gefahrenvoll. Nichts destoweniger stieg mir die Lust dazu auf, und ich hielt mich daneben auch für den Mann, der sich vor vielen anderen wohl dazu eignete. Hatte ich nicht unter jenen Freibeutern gelebt, und ihr Vertrauen gewonnen? Kannte ich nicht die Mittel, bald den einen, bald den andern von ihrem Haufen, ohne Gefahr, zu besichtigen; so, daß wenn gleich der Name d'Aubrissel nie unter ihnen gehört worden, doch der Mann, welcher einst ihn führte, zu entdecken blieb?

Auf der anderen Seite galt es Meere zu durchschwimmen, vielleicht noch mühseligere Landreisen, durch unbewohnte, unwirthliche Gegenden zu unternehmen, wo der Pilger bald mit reißenden Thieren, bald mit nagendem Hunger und brennendem Durst zu kämpfen, und am Ende von großem Glück zu sagen hat, wenn es ihm gelang, das Leben, in den Anfällen so man-

cher schlimmen Feinde, zu retten. Man konnte auch unter wilde Völkerstämme gerathen, von denen Europäer selten einer leutseligen Aufnahme sich erfreuen, und das aus dem billigen Grunde, weil sie selbst in keinen Ruf der Liebenswürdigkeit sich bei diesen sonst harmlosen Menschen brachten. Es konnte endlich noch die Flibustier aufbringen, wenn Jemand einen Kameraden, um Tapferkeit und andere Verdienste, hoch von ihnen geachtet, aus ihrer Mitte entführen wollte. Auch hier lief ich Gefahren, weil Jene besonders auf den Besitz solcher Männer, die sie zu Anführern gewählt, wie ich es gesehen hatte, sehr eifersüchtig zu seyn pflegten. Welche Schwierigkeiten allzumal!

Demungeachtet fuhr es in meinem Innern fort, sich einem solchen Ziele entgegen zu wünschen, alle meine Lebenskräfte drängten gleichsam zu dieser Unternehmung, und eine kühnhoffende, begeisternde Stimme, weissagte mir heimlich daneben: jedes Hinderniß werde vor meiner Thätigkeit zu Boden sinken, vorausgesetzt, daß diese Thätigkeit denjenigen

Flammensporn empfinge, um welchen mein Herz nicht minder ungestüm rief.

Ich begab mich also den andern Tag wieder zu Donna Juana, und sagte ihr: wie ich gar nicht mehr zweifele, daß jener Freibeuterhauptmann, von dem ich gesprochen, ihr Gemahl sey. Ich fügte hinzu: wie es demungeachtet unendlich schwer seyn dürfte, ihn zu finden, da er vielleicht gegen die Quellen des Ohio oder Susquehannah vorgedrungen sey, und durch manchen wilden Völkerstamm, den Degen in der Hand, sich eine Bahn gebrochen habe. Ich schilderte nun alle die Gefahren, welchen sich ein Mann blos stelle, der kühn genug sey, Herrn d'Aubrissel aufsuchen zu wollen, und äußerte die Meinung: ein solches Vollbringen dürfe nicht weit von dem liegen, wodurch ehemals ein Theseus oder Herkules sich berühmt gemacht. Inzwischen bliebe einer tapferen hochsinnigen Begeisterung alles möglich, und wenn es ihr gefiele, mich mit einer solchen Heldeneigenthümlichkeit zu versehn, wäre ich in diesem Augenblick erbötig, abzureisen, und nicht ehe

wiederzukehren, bis ich den so heiß geliebten Gatten in die Arme der Liebe zurückbrächte.

Die Dame staunte freudig, entgegnete aber: daß sie meine Worte nicht alle verstehe. Sie begriffe nicht, auf welche Art sie mich zu einem Helden weihen könne, und setzte artig hinzu: die Eigenschaften eines solchen dürften mir ohnehin nicht mangeln.

Ich erwiderte: Nein, Donna Juana, solche Abentheuer zu bestehn, muß eine fremde, eine höhere Kraft in das Gemüth gerufen werden. Ohne sie bin ich nicht im Stande, an die Unternehmung zu denken.

Sie lenkte die Unterredung fein, und etwas alltäglich, zugleich auf Summen hin, das schnitt ich aber einfallend ab, und merkte an, wie nur ein Verächtlicher in solchen Fällen um Gold wagen könne.

Um welchen Preis würden sie denn sich entschließen? fragte sie zweifelhaft und gespannt.

Ich antwortete: Donna Juana, weil das Werk, das ich zu beginnen mich erbiete, seiner ganzen Natur nach, Kühnheit ist, so darf es

Sie auch nicht befremden, wenn ich mit einem verwegenen Muth anhebe. Ich zeige mich dadurch Ihres Vertrauens werth, drücke ein Siegel auf meinen Beruf zu dem Wagstück. —

So reden Sie, unterbrach mich die bewegte Frau.

Hoch wallten die Pulse, mein Antlitz glühte, das Wort gelangte nicht gleich über die Lippen hinaus, endlich sagte ich jedoch mit fester Stimme: Nur der hohe Lohn kann mich begeistern, nur das göttliche Ziel mich zum Halbgott adeln, ich bringe Ihnen d'Aubrissel, wenn er noch unter den Lebenden wohnt, und, ja, er wohnt noch unter ihnen, mein Genius verkündet es laut! Ich bringe ihn, mag er zu den Huronen oder Irokesen gewandelt seyn — aber meinen Triumph lohne Donna Theresia!

Die Mutter lächelte verlegen, das Gesicht der Tochter umzog eine hohe Röthe. Ich stand mit einem Freiheitsgefühle ohne Gleichen da, als das schwerlastende Verlangen vom Busen gewälzt war, mit einigem Trotz sogar, weil ich

mir in diesen Augenblicken edler schien, als je in meinem Leben, harrte ich auf die Antwort.

Nach einigem Schweigen sagte Donna Juana manches Gütige und auch wieder Gewöhnliche. Sie dankte mir gerührt für mein edelmüthiges Anerbieten, wunderte sich daneben über den es begleitenden seltsamen Gedanken, lobte viel an mir, und setzte hinzu: sie kenne mich noch nicht, auch hätte ich ihre Tochter erst zum Zweitenmale gesehn, und wie ihr dünke, noch kein Wort mit derselben gewechselt.

Ich fand nicht nöthig, über alle diese Dinge mich auf Erörterungen einzulassen, sondern bemerkte: mein Vorschlag sey so angethan, daß nur ein Ja oder Nein darauf zieme.

Donna Juana maaß mich von oben bis unten mit einem vermischten Blick, und fragte: Wer sind Sie eigentlich, mein Herr?

Ich antwortete: Ein unbegüterter Edelmann aus Frankreich, im vorigen Kriege Seelieutenant, dann einige Zeit Flibustier, jetzt nichts, aber viel, wenn Sie nur wollen!

Allerdings! rief sie, wären Sie mein Schutz-

gott, wenn Sie mir den Gemahl zurückbrächten! Meinen Reichthum wollte ich freudig mit Ihnen theilen. Aber die Tochter — sie gehört allerdings mit zu diesem Reichthum, das edelste Kleinod von Allem, was ich mein nenne — immer jedoch hat sie einen Willen für sich, die Klugheit würde ihr gebieten, den Mann ihrer Liebe einiger Prüfung zu unterwerfen. —

Ich schwieg frostig.

Donna Theresia nahm bebend das Wort: Ritterlich! — wahrhaft ritterlich! sagte sie. Und allerdings hätte ich dem Manne ewige Dankbarkeit zu opfern, der mir den niegesehenen Vater brächte! —

Ei! fiel die Mutter ein, du willst mich, scheint es, meiner Verlegenheit entwinden, und selbst aussprechen. Du meinst vielleicht auch, es würde kein Forschen um den Mann mehr nöthig seyn, der Entschluß gebe sein Verdienst zu ahnen, die That würde es außer allen Zweifel gestellt haben, besonders in den Augen des Mädchens, um die sie das Kühne wagte! Habe ich Recht?

Mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit gestand Donna Theresia, etwas von dem Dunkel gedacht zu haben. Die Entscheidung aber stellte sie ehrerbietig ihrer Mutter anheim.

Donna Juana sagte nun, gegen mich gewandt: Wohl merke ich, mein Herr, daß Sie für mich eben nicht viel thun dürften; meine Tochter hat das Verdienst, Ihren Unternehmungsgeist mächtig zu beflügeln. So möge sie auch Ihnen antworten. Ich schwöre, was sie will, zu bestätigen.

Ich warf mich Donna Theresia zu Füßen. Sie hob mich auf und erklärte sich: Wohlan! bringen Sie meinen Vater, bin ich die Ihrige. Drei Jahre will ich auf Ihre Rückkunft warten. Sind Sie dann nicht erschienen, nehme ich Ihren Tod an!

Entzückt bat ich um eine Haarlocke, die mich, ein Talisman, begleiten könne. Sie war so gütig, ein Miniaturbild hinzuzufügen, dem ich gleich einen Platz an meinem Busen gab.

Eine Summe, die ihre Mutter sich beeilte, mir einzuhändigen, verweigerte ich, weil mir

eine Baarschaft übrig war, von der ich meine Reise bestreiten zu können hoffte. Einen Kuß der Liebe empfing ich auf den Weg, und glaubte nun wirklich das Thatenfeuer eines alten Heros zu empfinden.

Nicht kann ich umhin, mancherlei, was ich auf meiner neuen Reise gesehn, zu erzählen, wie auch von den Bekanntschaften, welche ich da und dort anknüpfte, Meldung zu thun.

Zuerst eilte ich nach Vera Cruz, einer nicht großen und übel gebauten Stadt, die ich jedoch, des im Frieden wieder aufgeblühten Handels willen, sehr lebendig fand.

Hier befremdete mich eine übliche andächtige Feierlichkeit, die mir ehe gegen die Religion zu verstoßen schien, als daß sie hätte dienen können, sie ehrwürdig zu machen. Wenn man nämlich einen Kranken mit dem Sakrament zu versehen hatte, wurde es in einer großen Kutsche dahin gefahren. Um der Prozession aber ein stattliches Ansehen zu geben, folgte dem Geistlichen ein zweiter offener Wagen, der mit zehn bis zwölf Schuh hohen Marionetten an-

gefüllt war. In den Puppen steckten Neger, welche sie allerhand lächerliche Bewegungen vollziehen ließen. In einem künstlichen Elephanten, der hinter jenem Wagen daherzog, wurde die Possierlichkeit noch weiter getrieben. Verschiedene, elend genug gespielte, Instrumente tönten dazu, und Raketen stiegen in die Luft. Der jedesmal in Haufen zuströmende Pöbel ergötzte sich ungemein bei solchen Schauspielen, welche diesem Orte die Stelle einer mangelnden Bühne vertraten.

Da nicht gleich ein Schiff segelfertig lag, mußte ich etliche Wochen unthätig hinbringen. Während dieser Zeit lernte ich in meinem Gasthofe einen jungen Mann aus Paris, Demacis genannt, kennen, der mir, seiner aufgeweckten Fröhlichkeit halber, gefiel. Wir wurden Freunde, und er theilte mir seine Lebensabentheuer mit.

Ich bin, fing er an, der Sohn eines Schuhflickers, in der Vorstadt St. Marceau. Man pflegt bei diesem Handwerke eben keine reichen Leute zu finden, mein Vater gehörte noch we-

niger dazu, weil er es nur stümperhaft übte, geringe Kundschaft hatte, und was ihm dennoch an Erwerb einlief, sogleich vertrank.

Sie mögen urtheilen, ob ich unter diesen Umständen, eine gute Erziehung von ihm hoffen konnte. Gleichwohl thaten Zufälligkeiten etwas für mich. Ein Priester in unserer Nachbarschaft, der sich Moisé nannte, fand Behagen an mir, ließ mich täglich in sein Haus kommen, und versah mich mit Unterricht. Je mehr Begierde ich zum Erlernen blicken ließ, je mehr Vergnügen machte es ihm, mir zu dienen, auch hatte er viele einsame müßige Stunden, die er froh war, mit irgend einer Beschäftigung ausfüllen zu können. So brachte er mir das Lesen und Schreiben, und ich kann wohl sagen, meisterhaft, bei, denn mein Priester zeigte sich darin wohlerfahren. Als ich nun in diesem Betracht nichts mehr zu wünschen übrig ließ, ging er zum Rechnen und zur lateinischen Sprache über. Dort wies er mich auf ein gutes Rechenbuch, und hier auf eine weitläuftige Grammatik an, und überhörte fleißig, was ich aus

beiden Schriften, vermöge einer leichten Auffassungsgabe und einem Gedächtniß, das ungemein treu war, auswendig gelernt hatte. In Jahr und Tag war viel geschehn, dann übergab er mir mathematische Werke, ohne sich jedoch mit Prüfungen weiter abzugeben, und nach und nach den Cornelius, Cicero, Ovid, Virgilius, Horatius. Ich hatte nichts zu thun, als zu studiren, meine Mutter lebte nicht mehr, und meinem Vater beim Schuhflicken zuzusehn, das langweilte mich. Also lag ich standhaft über den Büchern, und als drei Jahre entflohen waren, las ich schon meinen Tacitus. Nun sagte der Priester: Knabe, Bücher zieren wohl meinen Schrank, aber ich muß gestehn, daß ich ein so schlechter Rechner als Lateiner bin. Ich möchte wohl nachholen, was ich jung aus Faulheit versäumt habe, komm' also nun und unterweise mich.

Dies geschah, und ich gab, kaum dreizehn Jahre alt, meinem Priester jeden Tag vier bis fünf Stunden. Dadurch befestigte ich die eigene Wissenschaft um desto mehr, obgleich mein

alter Schüler nur geringe Fortschritte machte. Dann sagte er auch: Junge, ich hätte wohl Lust, einige Physik, wie auch die Erdbeschreibung und Geschichte zu lernen. Sieh Dich also in diesen Sachen um, meine Bibliothek gewährt Dir alle Hülfsmittel, und theile mir, zu seiner Zeit, was Du begriffen hast, mit.

Ich hielt es für eine Pflicht, den rühmlichen Wissensdrang meines Lehrers zu befriedigen, und durchstiebte den gesammten Vorrath seiner literarischen Schaugerichte. Er sagte: der Ehre willen mußte ich diese Bücher anschaffen, doch spürte ich keine Neigung, sie zu lesen, mündlicher Unterricht spricht mir bei weitem mehr an. Und obschon funfzig Jahre, denke ich doch, wird noch manches zu lernen seyn. Ich fragte unbefangen: wie es ihm geglückt sey, dennoch die Priesterwürde zu erlangen, und hörte: er habe sie einer Haubenwäscherin, die bei dem Erzbischof von Paris viel gegolten, zu danken.

Er zeigte fortwährend alle Lust, sich unterrichtet zu sehn, ich sparte auch keine Mühe,

lernte aber nur selbst dabei, denn Herr Molsé hatte stets heute vergessen, was ich ihm gestern beigebracht. Ich schalt dann wie billig, ja ließ ihn Einigemal auf Erbsen knieen. Er unterzog sich dieser Schulstrafe auch willig, hoffend, es würden ihm daraus Geisteskräfte hervorgehn, eine Erwartung, die jedoch unerfüllt blieb.

Ich aber hatte in meinem achtzehnten Jahre einen solchen Vorrath von todten und lebenden Sprachen, nebst andern Wissenschaften, eingesammelt, daß ich in meiner Vorstadt ein kleines Wunder galt. Denn Herr Molsé prunkte gern mit mir, wenn ihn andere Geistliche besuchten; ich mußte dann Proben von meinen Kenntnissen ablegen, und er that, als hätte er sie mir alle beigebracht.

Allein um diese Zeit befiel ihn eine tödtliche Krankheit. Er rief mich an sein Sterbebette. Billig, sagte er, daß Du für Deinen guten Unterricht Einiges von mir erbst. Reich bin ich nicht, ich lebte von Messenlesen, die ich, trotz aller Mühe in den letzten Jahren, doch

nicht verstehen lernte. Inzwischen wurden sie mir bezahlt. Ich könnte bei dem Allen mehr besitzen, wenn ich nicht meiner Haushälterin eine kleine Leibrente gekauft hätte, die ihr Alter vor Mangel schirmen soll. Ich mußte aber gegen eine Person dankbar seyn, die mir zwanzig Jahre hindurch treue Dienste aller Art leistete. Mein Hausrath, meine Kleider gehören ihr, die Bibliothek hingegen magst Du nehmen. Auch liegen hier unter meinem Kopfkissen zwanzig neue Louisd'or, die habe ich für Dich bestimmt, damit Du irgend etwas zu Deinem Fortkommen anzufangen im Stande bist. Noch gebe ich sie Dir nicht, weil es möglich wäre, daß ich mich besserte. Bin ich aber todt, dann ziehe sie hervor, doch geschickt, daß es Dame Claire, meine Haushälterin, nicht sieht.

Durchdrungen von Rührung über so viel Wohlwollen, küßte ich dem Sterbenden weinend die Hände. Demungeachtet wünschte ich nun, er möchte je ehe je lieber den Geist aufgeben, damit ich mich der zwanzig Goldstücke bemächtigen könnte.

Es geschah eine Stunde danach, Herr Molsé schlief unter meinem Gebete ein. Dame Claire und ich stritten um die Ehre, ihm die Augen zuzudrücken; ich behauptete, es käme der Freundschaft zu, ihre Blicke sagten, der Liebe gebühre ein solches Recht, weil ich jedoch der Stärkere war, drängte ich sie bei Seite. Mit der einen Hand vollzog ich den frommen Dienst, die andere ließ ich unter das Polster schlüpfen, und ertappte mein Beutelchen richtig. Weil aber die Goldstücke auf dem Wege nach meiner Tasche etwas klangen, fuhr Dame Claire danach, und wollte mir das Erbe entreissen. Alles Vorhandene, rief sie, gehöre ihr für die langjährigen Dienste! Herr Molsé habe auch einen letzten Willen niedergelegt. Die Bücher allenfalls möchte ich nehmen, sonst nichts!

Da ich nun mein rechtmäßiges Erbe nicht fahren lassen wollte, geriethen Dame Claire und ich, einander in die Haare. Ohne Zweifel ein unschicklicher Auftritt, neben dem noch nicht erkalteten Leichnam eines ehrwürdigen Mannes.

Ich gewann mein Recht in diesem Faust-

kampf, nun bereitete aber Dame Claire einen zweiten Auftritt, der eben so wenig dem Orte, noch der ernsten Stunde entsprach. Sie umarmte mich, drückte wohl ein Dutzend Küsse auf meine Lippen, und rief: Monsieur Demacis! ich war Ihnen immer gut, habe es Ihnen durch manchen schmackhaften Bissen aus meiner Küche gezeigt. Ohne meine kleine Rente habe ich etwas gespart, und durch Pfandleihen zu Rathe gehalten. Werden wir Mann und Frau, ich will eine Garküche hier in der Vorstadt anlegen.

Ich entwand mich der Umarmung und dankte höflich.

Sie nahm den Dank übel auf, und meinte: ein Schuhflickersohn könne es sich doch zur Ehre anrechnen —

Ein Schuhflickersohn, unterbrach ich sie hochmüthig, der seinen Tacitus und Newton versteht, kann wohl eine Braut finden, die bei keinem Pfaffen diente, und ging zur Stube hinaus.

Ich erzählte meinem Vater, daß Herr Molsé gestorben sey. Ah, rief er, so lange hat er

für Dich gesorgt, nun ist es Zeit, daß ich mich Deiner annehme. Gleich setz' Dich nun her und lerne das Schuhflicken.

Ich gab ihm zehn Louisd'or von meinem Erbe. Staunend eilte er ins Weinhaus, und ich zu Dame Claire zurück, die während dessen ihren Herrn auf eine Strohschütte gelegt hatte.

Es ist mir nicht um die Bücher zu thun, sagte ich, weil ich sie auswendig kann. Mögen Sie sie verkaufen! Ich besitze aber nur ein Hemd' und einen Strumpf, geben Sie mir einige Wäsche vom Alten dafür.

Sie war es zufrieden, und händigte, gegen die ihr gelassenen Schätze der Weisheit, mir so viel Linnenzeug ein, als ich nöthig zu haben glaubte.

Auf der Stelle ging ich aus Paris. Ich wollte Italien, mit seinen Kunstwerken und Denkmalen der Vorzeit betrachten. Eine Schrift des Herrn des Piles hatte meine Neigung dazu angeregt. Freilich war mit einer Baarschaft wie die meinige, nicht eben weit zu reisen, ich dachte aber: kömmt Zeit, kömmt Rath!

So machte ich wohlgemuthet eine Fußreise nach Lion, richtete mich unterwegs auch sehr haushälterisch ein. Es war eben gegen den Herbst. Ich lebte von den Bäumen, die ich am Wege, oder nahe an den Zäunen der Bauerngärten, traf. Mein Nachtlager pflegte ich im freilich schon etwas zu kühlen, Grase zu nehmen. So hatte ich, zu Lion eingetroffen, noch nicht einen Louisd'or gewechselt.

Nicht lange blieb ich da, sondern wanderte auf Marseille zu. Eines Morgens überfiel mich ein Platzregen, und weil eben die Postkutsche daherrollte, fragte ich den Knecht, ob er mich für ein Trinkgeld eine Strecke mitzunehmen gesonnen sey. Er war es zufrieden, hatte ohnehin Platz genug, nur ein Frauenzimmer saß in der Kutsche.

Ich sprang hinein. Mir wurde ganz seltsam zu Muthe, als ich mich mit diesem Frauenzimmer unter vier Augen befand. Mein erster Gedanke war: trüge mir diese, gleich Dame Claire, die Ehe an, ich würde Ja sagen.

Es war ein Mädchen von sechzehn Jahren.

Ich wollte immer eine höfliche Anrede beginnen, und vermochte es nicht. Sogar hatte ich nicht einmal zum Grüßen gelangen können.

Sie würdigte mich deshalb auch nicht eines Blicks.

Das that mir weh, und nach einer Viertelstunde gewann ich den Muth, ihr zu sagen: Mademoisell, Sie halten mich für einen Menschen ohne Lebensart, es kömmt aber noch darauf an, wer am unhöflichsten ist!

Kalt sah sie nach mir hin.

Ich fuhr fort: denn Jemandem alle Fassung durch Schönheit rauben, ist nicht artig.

Sie lächelte.

Ich setzte hinzu: immer eine Sünde am siebenten Gebot! Man soll nichts entwenden, folglich auch keine Gemüthsruhe, kein Herz —

Meine Reisegefährtin unterbrach mich: Sagen Sie ernsthaft, recht ernsthaft, hat Sie meine Schönheit wirklich so in Staunen gesetzt?

Ich war entfernt, die Frage zu verneinen. Zufrieden sagte sie darauf: Nun das ist mir lieb! Ich möchte mit dieser Schönheit gern un-

gewöhnliche Dinge ausrichten. Gut, daß sie heftigen Eindruck macht!

Allenthalben wird sie siegen! entgegnete ich.

Wir sprachen noch mancherlei darüber. Ich mußte ihr genau sagen, was ich an ihrer Gestalt vorzöge, was am meisten mich geblendet, mich gerührt habe; ob ihre feinen Arme, das dunkelblaue Auge, das lichtwolkenfarbige Haar, die schneeweißen Zähne, die pfirsichblüthenen Wangen, der tulpenrothe Mund; ich mußte auch jeden Reiz vergleichen, sie hörte sehr ernsthaft zu. Obgleich nur ein Schuhflickersohn aus der Vorstadt St. Marceau, sprach ich nicht übel, denn ich hatte den Ovid inne, und die Liebe versah mich reichlich mit Beredsamkeit.

Als der Regen geendet hatte, wollte ich aussteigen, damit das Trinkgeld nicht hoch anliefe, sie bat mich aber, noch zu bleiben, weil meine Unterhaltung ihr Vergnügen mache.

Wo reisen Sie hin? fragte sie.

Ich antwortete: Nach Marseille. Dort will ich mich nach Italien einschiffen, wenn es angeht. Ich möchte Rom sehn!.

Dahin will ich gerade auch! rief sie aus. So lassen Sie uns zusammen bleiben!

Das wird nicht angehn, hieß meine Antwort, ich werde um manchen Tag später in Marseille eintreffen, weil ich nur gehend den Weg zurücklege.

„Sie sollen aber in der Postkutsche bleiben, ich will es so!"

Wer thäte es lieber als ich, nur mein Beutel hat Einwendungen.

„Possen, ich halte Sie frei bis Marseille, bis Rom, wenn Sie mir wieder gefällig sind!"

Ich versicherte, auf alle Weise dazu bereit zu seyn.

Nun hörte ich, daß meine niedliche Reisegefährtin Jonzette hieß, daß sie ihren Eltern entlaufen sey, und zehn bis zwölftausend Franken, in Gold und Wechseln mitgenommen habe. Sie meinte jedoch, hieran nicht das mindeste Unrecht geübt zu haben, weil das ihr Erbe sey, dessen sie nur vor der Zeit sich bemächtigt. Sie hatte einen ältlichen, ihr mißfälligen Kaufmann heirathen sollen, aber geglaubt, mit ihrer Schön-

heit könne sie wohl sich ein angenehmeres glänzenderes Glück erbauen. Sie wollte nach Rom gehen, um dort einen jungen, reichen Cardinal zu fesseln, von dem sie erfahren hatte, er sey den Schönheiten ungemein ergeben. Wenn nun das gelingt, sagte Jonzette, welche frohe Tage werden mich dort erwarten! Vielleicht wird dieser Cardinal sogar noch Pabst, dann wird mein Einfluß erst recht anheben.

Ich bewunderte Jonzettens kühne Plane, fragte aber doch: was sie zu thun gedenke, wenn der Cardinal sich nicht verliebe?

Dann gehe ich nach Constantinopel, antwortete sie, und suche in den Harem des Sultans zu kommen. Dort soll ein vortreffliches Leben seyn, und die erste Favorite kann, wenn sie klug sich auf Intriguen versteht, das ganze türkische Reich lenken.

Genug, meine kleine Jonzette hatte einen Strebesinn ohne Gleichen. Es versteht sich wohl, daß ich eine so gute Gelegenheit, ohne Kosten und auf die angenehmste Weise nach Rom zu kommen, nicht ungenützt ließ. Jonzette sagte:

es wäre ihr lieb, mich angetroffen zu haben, ein junges Frauenzimmer könne nicht wohl ohne Beschützer auftreten, und sie nährte zu mir die Hoffnung, ich würde die Rolle, welche sie mir zuzutheilen gesonnen sey, zu spielen verstehn.

Sie gab mich, von nun an, für ihren Bruder aus, wir bezogen in den Gasthöfen das nehmliche Zimmer, und am Bord dieselbe Kajüte. Unsere Reise ging wohl von Statten, wir ankerten nach einigen Wochen im Hafen von Livorno, und eilten dann mit einem Vetturin nach des heiligen Vaters Hauptstadt.

Ich befriedigte meine Neugier bei den Sehenswürdigkeiten, und Jonzette brachte einige Monate hin, sich Putz zuzulegen, und die ihr noch wenig geläufige italienische Sprache zu üben. Ich galt immerfort ihr Bruder, ob ich ihr schon eine Art von Gemahl war. Es wurde vorgegeben, unsere Eltern hätten uns aufgelegt, statt ihrer, ein andächtiges Gelübd', in einer Wanderung zum Grabe des Apostel Petrus, zu vollziehn.

Deshalb wurde auch, nach hinlänglich ge-

diehenen Vorbereitungen, die St. Peterskirche täglich besucht. Ich kann es gar nicht sagen, mit welcher idealischen hohen Grazie sich meine vermeinte Schwester dort betend hinzugießen pflegte. Alle Blicke lenkte sie auf sich, die der Frauen glühten von Neid, die der Männer von Liebe und Sehnsucht. Wenn wir aus der Kirche nach Hause gingen, zog uns immer ein Gefolge von Bewundernden nach. Süße Briefchen liefen von allen Seiten ein, bald von einem Cicerone, bald von einem Altmütterchen, bald von einem Abbate überbracht, allein Jonzette wies sie mit Zorn und Verachtung ab.

Doch nicht lange, so hatte der junge Cardinal, nach welchem eigentlich das Netz ausgeworfen lag, sie in der Kirche gesehn. Er las eben eine Messe, Jonzette knieete so nahe am Altar, als es nur anging, und der Mann im Pallium, als er sich beim Segensprechen gewendet, und Jonzette gewahrt hatte, gerieth in eine solche Verwirrung, daß er das Uebrige der Messe ehe abgebrochen stammelte, als aussprach. Wir bemerkten auch beim nach Hause

gehn,

gehn, daß er einen Bedienten uns folgen ließ, um meiner vermeinten Schwester Wohnung zu erfahren. Auch hatte dieser den Auftrag, sich im Hause sonst nach allen Umständen zu erkundigen.

Den andern Tag sandte der Cardinal einen geheimen Liebesboten. Keine vestalische Jungfrau hätte den Antrag so schamhaft und ehrbar empfangen können, als Jonzette. Ich, der Abrede nach, stellte mich ergrimmt über das Ansinnen, vertheidigte, wie ein tugendhafter Bruder, meiner Schwester Unschuld. Alles diente, wie es sich hoffen ließ, nur dazu, Seiner Eminenz Verlangen noch heißer anzufachen. Endlich schloß man den Kauf ab, wobei die brüderliche Genehmigung theuer gekauft werden mußte.

Ich übergehe viele Nebendinge, und zeige nur an, daß jener Liebeshandel sechstehalb Jahre dauerte, binnen welcher Zeit Jonzette mehr denn Hunderttausend Thaler sammelte. Der Nutzen, den ich davon hatte, war mannigfach. Ich genoß herrliche Tafelfreuden, und zudem

noch umsonst, was dem Cardinal ungeheure Summen kostete. Meinen fortwährenden Hang nach allerlei Wissenschaften konnte ich bequem verfolgen, ja der Cardinal war so gütig, dem Bruder seiner Geliebten hierin auf alle Weise beizustehn. Seinen großen Büchervorrath, seine weitläuftigen Sammlungen von Merkwürdigkeiten, konnte ich beliebig nützen. Ich bekam auch einen kleinen Kragen, per pretendere, wie man es in Italien nennt. Der Cardinal verlangte, ich sollte mich vor allen Dingen auf die theologischen Wissenschaften, absonderlich das Jus canonicum, legen, mich zu wichtigen geistlichen Aemtern vorzubereiten, die mir, bei seinem Wohlwollen, auch nicht entgehen könnten. Allein, ich hatte keine Lust, durch so wenig heilige Mittel, zu einem heiligen Amte emporzusteigen, liebte auch die Freiheit zu sehr, um den geistlichen Stand zu wählen.

Der Cardinal starb aber, und Jonzette beredete mich nun, mit ihr nach Constantinopel zu gehn. Wohlbereichert traten wir die Reise an. Nichts geringeres hatte sie sich vorgenom-

men, als den Padischah aller Gläubigen selbst, durch ihre Schönheit zu entflammen. Jeden Freitag, wenn er, der Gewohnheit zufolge, nach der Sophienmoschee ritt, stellte sich Jonzette ihm in den Weg, so niedlich als verführerisch gekleidet. Allein, wenn der Großherr schon einigemal die Blicke auf sie warf, so zog er sie doch jedesmal kalt und gleichgültig zurück; vielleicht, weil ihn sein Harem schon für den Reiz neuer Liebe abgestumpft hatte. Dagegen fesselte Jonzette den Großvezir, der einen Mollah mit Liebesaufträgen an sie abfertigte. Jonzette schlug erst ein, als jede Hoffnung verloren schien, den Sultan selbst zu gewinnen.

Der Vezir liebte sie heftig, und es regnete wieder Gold. Allein dies war Jonzetten nicht genug. Theils um höher zu steigen, theils aus Rache, sich dort verschmäht gesehen zu haben, beredete sie den Vezir, eine Empörung aufzuwiegeln, und den Sultan vom Thron zu werfen. Jener war in Liebesnarrheit tief genug versunken, um das tolle Wagstück beginnen zu wollen. Alles wurde jedoch zeitig ent-

deckt, und der Vezir strangulirt. Wir mußten schnell entfliehen, und hatten von seltenem Glück zu sagen, daß wir noch mit einem Schiffe aus Genua davon kamen. Vielen Reichthum hatten wir gleichwohl nicht mehr mitnehmen können, langten also in Italien wieder in nur mittelmäßigen Umständen an. Jonzette war so mißvergnügt, daß sie weder jenen Cardinal zum Pabst erhoben, noch das Große in Constantinopel gelingen gesehn, daß sie den frommen Vorsatz wählte, sich in ein Kloster zu begeben, und den Rest ihrer Tage mit Andachtübungen hinzubringen. Alle Mühe, diesen Entschluß wankend zu machen, blieb unbelohnt. Sie nahm den Schleier, und ich reis'te nach Amerika, um dort mit Handeln etwas zu erwerben. Doch weil ich nur geringe Summen hieher brachte, standen meinem Vorhaben mächtige Hindernisse im Wege, und meine Umstände fangen nach gerade an, kläglich zu werden. Bei dem Allen verliere ich den Muth nicht, es wird sich schon irgend etwas finden, das mir neues Gedeihen bringt.

Demacis endete hier seine Erzählung. Ich that ihm den Vorschlag, mit mir zu den Flibustiern zu gehn. Es sind dies brave, heldenmüthige Leute, sagte ich, die entweder noch mit Ruhm untergehn, oder etwas Großes vollbringen werden. Sie treiben Kaperei, sie bekriegen jede Colonie, das ist wahr, allein ich kann auch nicht einsehn, warum ein, von irgend einer Regierung ertheilter Kaperbrief, oder eine, von einem Minister der auswärtigen Beziehungen ergangene Kriegserklärung, ein Unternehmen solcher Art, mehr heiligen sollte. Sie haben auch einen Anführer, der sich vorgenommen hat, im Innern dieses Welttheils einen neuen Staat zu gründen, und das wird eine Republik seyn, die alle einst zu Sparta und Rom bewunderte Tugenden vereint. Diesen Anführer habe ich Lust aufzusuchen. Begleiten Sie mich! Vielleicht bahnen Sie bei dieser Gelegenheit sich einen Weg zu einem freundlicheren Schicksal.

Demacis reichte mir die Hand, und gelobte zu folgen, wohin ich ihm voran gehen wür-

de. So schifften wir uns denn ein, und segelten nach Martinique.

Hier sah ich einen Frater, des *** Klosters, der mir wenig zum geistlichen Stand geeignet schien. Sein lebhaftes Auge sprach von Erfahrungen, wie man sie in geweihten Mauern unmöglich sammeln kann, sein gewandtes Betragen, seine zierliche, witzige Unterhaltung, ließen ehe den Glauben schöpfen: er habe sich in Hauptstädten und an Höfen, als unter Mönchen gebildet. Dabei umwölkte eine tiefe Schwermuth seine Stirn.

Neugierig, was es mit diesem Frater für eine Bewandniß haben möchte, bat ich ihn zu mir, suchte sein Vertrauen, empfing es bald, und hörte von ihm, er nenne sich Bercheval, und sey einst in Frankreich Finanzpächter gewesen.

Froh, abermal einen Landsmann gefunden zu haben, und zugleich nicht wenig staunend, einen Finanzpächter, auch sonst vom Volke Maltôtier genannt, der ungerechten Schätzungen willen, womit ein solcher Reichthum zu häufen

pflegte, einen Finanzpächter, sag' ich, als Frater im Kloster zu finden, bat ich ihn angelegentlich, mir näher kund zu thun, was ihn einen solchen befremdenden Glückwechsel habe erfahren lassen.

Ich will Ihnen alle Begebenheiten, die mich trafen, kürzlich mittheilen, entgegnete Herr Bercheval. Ich bin wieder geworden, was ich in meinem Ursprung war, das ist nichts. Mein Vater war ein Dorfbader, und sandte mich in meinem funfzehnten Jahre nach Paris zu seinem Bruder. Dieser trieb die Haarkräuselei, und nahm zugleich den Leuten den Bart ab, weil beide Beschäftigungen dort vereinigt sind. So bald ich nun in der großen Stadt ankam, und den Glanz ersah, mit welchem das Glück sowohl Unwürdige als Verdiente umgiebt, empfand ich auch eine ungezähmte Begierde, auf irgend einem Wege Reichthum und Ansehen zu erlangen. Geschicklichkeiten hatte ich mir noch nicht erworben, kaum verstand ich zu lesen und zu schreiben, allein das Beispiel vieler, eben so unwissenden als nichtswürdigen, Leute, welche

demungeachtet emporgestiegen waren, regte meine Hoffnungen an, statt sie niederzuschlagen. Ich vernahm, daß so manchem von ihnen, alles nur durch Kühnheit und Unverschämtheit im Begehren, gelungen sey, und da ich beide Eigenschaften in mir, als gute Anlagen fühlte, die ich bald würde entfalten können, so schätzte ich mich solchen Männern, wovon ich eben redete, vollkommen gleich.

Aber wie sollte ich zu dem gelangen, das meine Begierden so entflammte? Ich hatte keine Buhlerinnen der Großen auf meiner Seite, kein Minister beschützte mich, kein Dûc oder Pair wußte etwas von mir. Demungeachtet gab der Perückenmacher-Lehrling sein Vorhaben nicht auf, blickte nur vor der Hand um sich her, und suchte, wo er hin kam, die Menschen und ihr Treiben zu beobachten, auch gute Lehren daraus zu schöpfen. Weil unter den Haar- und Bartkunden, die ich zu bedienen hatte, auch einige vornehme Geistliche und Staatsbeamte waren, so hörte und sah ich manches, das zu meinen Planen wohl dienen

konnte. In einsamen Stunden trieb ich sowohl die Rechenkunst, welche mir die nöthigste schien, als auch las ich verschiedene Bücher, in denen alles großstädtische Leben, mit dem Pinsel der treuen Wahrheit verzeichnet stand.

Ich putzte unter andern einem Finanzpächter, Durillon genannt, den Reichthum und Einfluß zu einem der bedeutendsten Männer in der Hauptstadt machten, den Bart. Auf alle Weise suchte ich mich in seine Gunst zu schmeicheln. Ich verrichtete mein Geschäft so leise und schnell als möglich, ich wagte, nach und nach, immer mehr dabei zu sprechen, und ihn während dessen durch lächerliche Neuigkeiten zu unterhalten. Wie mürrisch und ungestüm sein Gemüth auch war, so erheiterte ich ihn nicht selten auf Augenblicke, und er ließ meinen Herrn bedeuten, ihm nie einen andern Gesellen zu schicken.

Nachdem der Finanzpächter Vertrauen zu mir gefaßt hatte, gebrauchte er mich in kleinen Liebesangelegenheiten. Er war verheirathet, unterhielt noch in abgelegenen Häuschen zwei jün-

ge Mädchen, demungeachtet begehrte sein veränderlicher Sinn, noch hie und da eine Nebenzerstreuung, wobei sein Geschmack sich oft seltsam, widerlich, und die guten Sitten auf das Schwerste beleidigend, ankündigte. Das bekümmerte mich inzwischen gar nicht, ich suchte nur durch ein eben so schnelles als pünktliches Vollbringen seiner Winke, mich beliebt zu machen. Mochte die Schönheit, welche er verlangte, funfzig Jahre oder zwölfe zählen, mochte ihm eine Nonne oder ein junger Tänzer gefallen, ich scheute keine Mühe, keine Gefahr, bis ich Herrn Durillon befriedigt sah.

Nach einem Jahre ersäufte sich sein Kammerdiener, weil er seine groben Betrügereien entdeckt sah. Der Finanzpächter ließ mich rufen. Höre Bercheval, fing er an, Du magst seinen Platz nehmen! Die Kammerdiener von Herzögen und Marschällen, ja von Prinzen vom Geblüt, werden ihn Dir beneiden. Aber ich warne Dich, mich je zu betrügen. Ich entdecke es doch, früh oder spät. Nimm auch kei-

nem Andern um einen Sous werth, verstehst Du mich?

Ich dankte fußfällig, und hatte zugleich fest beschlossen, den Befehlen streng zu gehorsamen. Nie wollte ich meinen Herrn übervortheilen, nie irgend Jemand etwas stehlen, daß ich aber nicht annehmen sollte, was mir Andere freiwillig gäben, davon war die Rede nicht gewesen.

Und ich richtete es so ein, daß so leicht Niemand das Geben vergaß. Herr Durillon hatte, wie gesagt, viel üble Laune. Sie wurde von Allen, welche mit ihm zu thun hatten, sehr gefürchtet, und konnte auch, über Tausende an Gewinn und Verlust, häufig den Ausschlag geben. Ich brachte mich nun in den Ruf, als sey ich der David, von dem jener böse Geist eingelullt werden könne, und ließ mich wacker dafür bezahlen. Die Vergebung unzähliger Aemter beim Mauth- und Zollwesen, hing von meinem Finanzpächter ab. Er stellte wohl nicht eine Person an, ohne zu seinem eignen Nutzen zu sehn, ich aber ließ mir daneben meine Chargengebühren auch entrichten. Oft verlangten hohe

Vornehme, ihre, auf die Pachtgelder meines Herrn angewiesene, Einkünfte, voraus, waren dafür mit Beförderungen und Empfehlungen dankbar, viel ging durch meine Unterhandlung, und ich kann behaupten, daß ich Generale, Parlamentsräthe und Prälaten gemacht habe, doch nie ohne klingenden Vortheil.

Ich, der Kammerdiener, hielt wieder einen Kammerdiener, und dieser noch seinen Bedienten. Wenn Herr Durillon ausgefahren war, erschienen meine Geschöpfe, und machten mir den Hof. Ich bewirthete sie, wenn ich eben gute Laune fühlte, wie ein großer Herr, sonst aber zitterten sie vor meinen zornigen Blicken. Ich hatte meine Operntänzerin, wo ich zu Nacht zu speisen pflegte, wenn Herr Durillon zeitig schlief, oder zu Großen eingeladen war.

Ich brachte ganzer acht Jahre bei ihm zu. Nie hat wohl ein Mensch die Gewogenheit der Glücksgöttin weniger verdient, und nie sie besser genossen. Er war übel gestaltet, sein Leib entsprach dem Gemüthe vollkommen. Seine kleinen grauen Augen trugen eben so sehr den

Ausdruck der Falschheit als Drohung in sich. Die Stirn, welche zwei dicke breite Falten aufwarf, zeigte sich als ein Sitz von bauerstolzem Hochmuth, gemeinem Sinn und Widerspenstigkeit. Sein Schweigen glich der Stille eines Mörders, der heimlich am Wege lauert, und seine Rede war eine Kriegserklärung gegen Alles, was nicht seine verruchten Grundsätze theilte. Auch mitten im Wollusttaumel sah man ihn nicht fröhlich. Geschah es einmal, so hatte er sich im Weine bis zur Trunkenheit übernommen, oder an einem Feinde seine Rache gekühlt. Sein Lachen tönte bitter und grausam, seine Klugheit, die hauptsächlich aus Furcht entsprang, bestand darin, Niemanden öffentlich zu beleidigen, und zum eignen Vortheil zu sehn. Tief erniedrigte er sich vor den Großen, deren Hülfe er bedurfte, und dann hatte er das Geheimniß inne, den groben Uebermuth, der sonst höhnend aus allen seinen Mienen sprach, nicht allein verbergen, sondern in die hingeworfenste Sklavendemuth umwandeln zu können. Tugenden oder Ruhm, ohne Geld, hießen ihm Narrheit, arm

und verworfen dasselbe. Drei artige Sprichwörter habe ich oft von ihm gehört, welche über seine Grundsätze Licht verbreiteten. Das eine lautete: man muß Hammer oder Amboß seyn, das andere: man soll die Menschen gleich Pferden brauchen, bis sie abgetrieben sind, und das dritte nenn' ich nicht, es war zu unanständig.

Während der acht Jahre sparte ich, troz meinem kostspieligen Aufwand, mehr als Zweimalhunderttausend Franken, die ich auf guten Zins angelegt hatte. Um inzwischen mein Vermögen beträchtlicher zu sehn, und überhaupt einem ansehnlicheren Glücke entgegen zu gehen, bemühte ich mich, die Tochter eines andern Maltotiers zu heirathen. Mein Herr besaß seine Stelle nicht mehr, sondern hatte sich, nach Anhäufung ungeheurer Reichthümer, und nach, dem Gemeinwesen angerichteten, unsäglichen Nachtheil, in den Ruhestand zurückgezogen. Jezt wollte ich nicht mehr in seinem Dienst bleiben, denn er hatte allen Werth für mich verloren. Ich sprach aber noch mit Herrn Durillon, und wollte seine Meinung hören: ob ich

mich wohl getrauen dürfe, um jene Tochter des Maltotiers zu werben.

Herr Durillon antwortete: Wenn Du Geld hast, wie ich nicht zweifle, immerhin. Um Deine Herkunft wird Niemand fragen, denn bei uns hält man nicht auf Geburt, sondern allein auf Geld. Kammerdiener bei mir gewesen zu seyn, wird Dich nicht herabsetzen, eine Stelle, die Geld abwirft, sehen wir adlich und ehrenvoll an. Zudem ist das Mädchen sehr häßlich, desto ehe wird der Vater sich davon losmachen. Aber wie viel hast Du im Vermögen?

Ich nannte die Summe.

Tropf, hätte ich doch auf weit mehr gerathen. Der Esel hat an der Krippe nur gekostet. Nein, mit Zweimalhunderttausend Franken giebt der Vater Dir seine Tochter nicht, denn ich höre, sie soll gleich noch einmal so viel empfangen, und ist Erbin eines noch viel höheren Reichthums. Doch weil Du mir treu gewesen bist, will ich schon etwas zu Deinem Vortheil thun. Ich werde Dir Schuldscheine auf eine halbe Million Franken ausstellen, als

ob Du sie bei mir niedergelegt hättest. Die magst Du dem künftigen Schwiegervater zeigen, damit er größere Achtung bekömmt. Du giebst mir dann Gegenobligationen, welche die Scheine null und nichtig machen.

Allerdings schlug ich ein, und besuchte den Maltotier fleißig. Seine Tochter konnte eine der widrigsten Mißgestalten in Paris genannt werden. Demungeachtet schwärmten viele freilustige junge Männer um sie. Ich zählte manche Grafen und Marquis darunter, die ihrem zerrütteten Vermögenszustand hier wieder aufzuhelfen dachten. Allein, ich behagte dem Alten gleich mehr, weil er mich für einen verschlagenen Kopf ansah, der bei seinem Herrn etwas Rechtschaffenes gelernt hätte, und den er in seinen Geschäften brauchen könne. Es gelang mir auch, dem häßlichen Mädchen Neigung zu mir einzuflößen, ich warb dann beim Vater kühn um ihre Hand.

Er fragte nach meinem Besitzthum, ich meldete und belegte es der Wahrheit nach, und

zeig-

zeigte dann jene lügenhafte Schuldscheine vor. Auch hier hatte man dennoch eine höhere Erwartung geschöpft, und wollte anfangs nicht einstimmen. Ich sagte aber: es käme ja nur auf meinen künftigen Schwiegervater an, mir auch die Stelle eines Finanzpächters zu verschaffen, so würde er sich bald eines reichen Eidams freuen. Es hieß: das möchte schwer fallen. Ich nannte jedoch einen sehr vornehmen Mann, welcher dazu viel beitragen könnte, und zeigte daneben einige Mittel, wie man ihn durch Vorschüsse, bei denen nichts destoweniger Sicherheit bestände, gewinnen könne.

Dies wurde versucht, und ich bald darauf Finanzpächter. Das Mädchen bekam ich ebenfalls.

Ich schweige von manchen Nebendingen, und bemerke nur, daß ich nach wenigen Jahren einen Reichthum von Millionen zählte. Dagegen aber kam auch eine Sucht zu glänzen über mich, die alle gute Vernunft nicht zu bändigen vermochte, und durch welche ich, wie ausschweifend mich auch die Glückgöttin bedacht hatte,

meinem Untergange in die Arme lief. Es schien mir bei weitem nicht genug, den Reichthum in meinen Kasten zu wissen, alle Welt sollte ihn kennen, drob staunen, ihn beneiden. Deshalb baute ich zwei Häuser, oder vielmehr Palläste, das eine nicht weit vom Louvre, das andere zwanzig Meilen von Paris. Ich versah beide mit Geräthen und Auszierungen, daß Prinzen vom Geblüt hätten scheel sehen mögen. Nur einzelne Kaminaufsätze kosteten zu dreißigtausend Franken, ein Kabinet, von Cedernholz mit Golde ausgelegt, über funfzigtausend, ein Zimmer mit Spiegeln aus Venedig getäfelt, noch mehr, und ein Saal, mit hetrurischen Urnen und antiken, in Italien gefundenen, Bildsäulen geziert, wohl zweimalhunderttausend. An die Gärten und Wildbahnen der Landbesitzung verschwendete ich nicht weniger, meine Dienerschaft starrte in Gold, zwanzig auserlesene Pferde hielt ich in einem, mit Marmor bekleideten, Stall, und in meinem Staatswagen hätte ein König fahren mögen. Von meinen Gastmahlen sollte es heißen, sie wären die köstlichsten in

Frankreich, und man sahe auch nirgend solche Prachtgeschirre, nirgend perlten so theure Weine, Lucullus und Apicius trieben kaum die verfeinerte und ausgesuchte Völlerei weiter. Meine Frau behing ich mit Perlen und Diamanten, wie man sie an keiner Herzogin sah, und sie blieb dennoch häßlich.

Man wird begreifen, daß ein solcher Aufwand nicht allein mein Vermögen überstieg, sondern mich noch in bedeutende Schulden verwikkelte. Dabei war ich aber sehr gleichgültig, weil mein Amt, wie ich hoffte, mich nicht sinken lassen könne. Auch zählte ich auf die Erbschaft meiner Frau, und dachte, ihr Vater würde es nicht lange mehr machen.

Allein meine Pachtjahre waren umgelaufen, und es gelang mir nicht, als ich einen neuen Vertrag zu schließen suchte. Einige Große am Hofe, brachten durch ihre Intriguen eins von ihren Geschöpfen dazu. Da befand ich mich denn in einer sehr schlimmen Lage, und meine mißtrauisch gewordenen Gläubiger drangen mit Härte auf mich ein. Ich wollte noch durch ho-

hes Spiel mich retten, dies schlug fehl, ich verlor Summen auf Summen. Endlich blieb mir nichts mehr, und mein zorniger Schwiegervater nahm seine Tochter wieder zu sich, mir sein Haus verbietend.

Jetzt erst gingen mir über alle geübte Thorheit die Augen auf. Ich bereute, was geschehen war, mit vielen Thränen, doch zu spät. Wie einst von Tausenden huldigend gepriesen, wählten mich nun Spott und Verachtung zu ihrem Gegenstand. Ich konnte es nicht länger tragen, setzte mich zu Rochefort auf ein Fahrzeug, und segelte nach Amerika. Hier sollte mich wenigstens Niemand von meinen alten Bekannten sehn, und ich hoffte auch, mir durch Handel wieder aufzuhelfen. Allein das Glück war von mir gewichen, jede Unternehmung scheiterte, und ich ging zuletzt in dies Kloster. —

Als Herr Bercheval schwieg, konnte ich nicht umhin, zu bemerken: wie die Kirche sich des, bei ihm sowohl, als bei der schönen Jonzette erworbenen Gewinns, nicht eben rühmen dürfe. Dann setzte ich hinzu: Unmöglich, mein

Herr, kann das andächtige Leben Ihren Neigungen entsprechen. Wie, wenn Sie es mieden und mir folgten? Versuchen Sie noch einmal Ihr Glück! Ziehen Sie mit. Lassen Sie uns einen Zug unter den tapfern Schaaren der Flibustier wagen, vielleicht erobern Sie Schätze! Dann können Sie wieder nach Paris gehn, aufs Neue glänzen, und sich einen Triumph über Spott und Schadenfreude bereiten.

Nein, antwortete der Frater, auf die Waffen setzte ich schon in meiner Jugend kein Vertrauen, wie viel weniger nun, da ich dem Lebensabend entgegen gehe. Ich will, so gut es sich noch wird thun lassen, durch Gebet und Reue, mein Glück im Himmel zu machen suchen. Leben Sie wohl, mein Herr!

Herr Bercheval verließ uns, und wir unterhielten uns lange noch über seine Schicksale, die unglaubliche Verblendung der Sterblichen, und die Launen, welche das Glück sie empfinden läßt.

Nach allen Erkundigungen, die ich über jenen Anführer einziehen konnte, in welchen ich Ur-

sache hatte, den Gemahl der Spanierin zu vermuthen, befand er sich jetzt mit einem zahlreichen Haufen von Partheigängern am Missisippi, und zwar weit gegen seine Quellen hinauf. Er führte den Namen Bonnefortune, von dem sich urtheilen ließ, daß es ein angenommener sey.

Ich brachte etwa funfzig muthige Bursche zusammen, die mir nach dem Missisippi zu folgen bereit waren. Ein Schiff fand sich bald, und wir machten uns getrost auf den Weg.

Ich übergehe viele Umstände meiner so beschwerlichen als gefahrenvollen Reise, und melde nur, daß es am Missisippi mir bald gelang, dem Partheigänger-Hauptmann Bonnefortune auf die Spur zu kommen. Er hatte sich tapfer durch manchen wilden Völkerstamm geschlagen, eine üppige Gegend erkoren, und dort wirklich bereits eine neue Stadt angelegt.

Doch wie man zugleich erzählte, hatte er dort mit unsäglichen Hindernissen zu kämpfen. Die Wilden dachten sich eines so lästigen Nachbars zu entübrigen, verbanden sich oft in großer Zahl wider ihn, und er mußte immerfort ge-

gen sie im Felde liegen, was seine Leute, im Anfang mehrere Hunderte stark, neben einer eingerissenen Seuche, gar sehr zusammengeschmolzen haben sollte.

Dies zeigte sattsam, das Vordringen bis zu ihm, würde nicht kleinen Schwierigkeiten unterworfen seyn, demungeachtet aber sollte es Statt haben. Kein Grauenbild der ängstlichsten Gefahren ließ mich beben, wenn ich an Donna Theresia dachte. Und Demacis, der fröhliche Abentheurer, war mit mir eines Sinnes. Winkte ihm keine Geliebte, so bedurfte er Unterhalt, hob seinen Muth durch die Aussicht auf Schätze, welche es hie oder da zu erbeuten geben könne, empor.

Was unsere Leute betraf, so hatten sie alle nichts zu verlieren, als das Leben. Gewinn hieß ihnen, was sie nur zu erlangen hoffen durften, und wir waren vorsichtig genug, ihnen vieles von dem Schlimmen, das uns begegnen konnte, zu hehlen, dagegen unsre Unternehmung so leicht, als ohne Zweifel wohl lohnend, vorzustellen. Bonnefortune, sagte ich

ihnen, soll im Besitz ansehnlicher Schätze seyn, und denen freigebig davon mittheilen, die ihm nach seiner neuen Ansiedlung folgen. Jeder von Euch bekömmt dazu ein Haus und eine Landportion, die ihn reichlich nähren wird! Ihr sucht Euch Frauen, sind sie nicht mit Güte und Liebe zu haben, raubt Ihr sie Wilden oder Europäern, wie es angeht! Das thaten einst die neuen Römer mit den Sabinerinnen, und befanden sich wohl dabei. So könnt Ihr fortan ruhig und froh leben.

Durch solche Vorspiegelungen, deren wenigen Grund ich übrigens wohl ahnte, machte ich, daß sich die Bursche eng und zutraulich an ihren Führer schlossen. Muthig waren sie alle wie die Löwen, an Hunger und Beschwerden gewöhnt, mit Flinten und guten Pulvervorräthen hatte ich sie versehn.

Aber die Lebensmittel blieben ein harter Punkt. Wir hatten öde Landstrecken von ganzen Tagereisen zu durchziehn, und es war durchaus nicht thunlich, mehr als jeder auf dem Rükken zu tragen vermochte, mitzunehmen. Denn

wie hätten wir uns wohl der Wagen oder Lastthiere bedienen können? Wir mußten durch dicke Waldungen oft mit Beilen erst einen Steig hauen. Wir hatten über steile Gebirge zu klettern. An keinem der Ströme, die wir trafen, zeigte sich eine Brücke oder Fähre. Was nicht zu schwimmen verstand, mußte, durch die Gefährten, auf Schilfbündeln oder Baumstämmen, hinüber gezogen werden. Ohne Zweifel keine geringe Mühseligkeit!

Nur der Lauf des Missisippi zeigte uns den Weg, ob wir gleich auch einen Kompaß bei uns führten. Obst fand sich nur selten, und Wildpret mit unsern Flinten zu erlegen, darauf konnten wir uns nicht oft einlassen, weil wir Gründe hatten, mit unserm Pulvervorrath spärlich umzugehn. Wir hatten uns jedoch darauf angeschickt, Rehe und Hirsche in mitgebrachten Netzen zu fangen, eben so fischten wir fleißig in den verschiedenen Gewässern. Die Zubereitung der Speisen mußte sehr einfach seyn. Gewöhnlich brateten wir das Wildpret oder die Fische, theilweise oder ganz auf unsere Degen

gespießt, an einem zur Stelle angezündeten Feuer. Auch Schnecken, Muscheln und gefundene Eier von wilden Enten, oder auf Bäumen nistender Vögel, dienten zu unserer Nahrung. Bei dem Allen litten wir Einigemal, bis nahe an Erschöpfung und Verhungern, Mangel.

Stießen wir auf Wilde, flohen sie uns bei geringer Zahl, und dann waren sie, ihrer Schnelligkeit halber, nicht einzuholen. Hierum konnte es uns zwar, in sofern nur zu thun seyn, daß wir etwa sie verhinderten, Andere von ihren Stämmen zu rufen. Dies geschah wohl, und dann gab es hitzige Kämpfe, denn sie zeigten nicht Lust, die ungebetenen Gäste tief in ihre Gegenden schreiten zu lassen; um so mehr, als unsere Vorgänger, unter Bonnefortune, ihre Widersetzlichkeit mit Nachdruck gestraft hatten.

Jedennoch halfen unsere Feuergewehre, die sie fürchteten, uns durch. Ja endlich brachten wir es dahin, einem Stamme Zutrauen und freundliche Gesinnungen einzuflößen. Denn wir hatten Verschiedene aus seiner Mitte gefangen genommen, doch, statt Mißhandlungen und

Rache zu üben, sie vielmehr mit allerlei Kleinigkeiten beschenkt, und wieder zu den Ihrigen gesandt. Diese hatten unser Lob verkündet, und der Stamm wagte es nun getrost, einige seiner angesehenen Männer an uns abzuordnen, und zu fragen: was uns eigentlich zu ihnen führe, und ob sie uns, für die gute Behandlung ihrer Brüder, irgend einen Gegendienst erzeigen könnten?

Gerade fürchteten wir den Hungertod, als diese Sprecher anlangten. Wir stellten unsere Noth vor, und sahen nach wenigen Stunden uns mit einem Eber, zwei Hirschen und vielem Mais versorgt. Einer von unsern Flibustiern wußte genug von den Mundarten der Wilden dieser Gegend, um sie zu verstehn und sich ihnen wieder deutlich zu machen. Wir erklärten ihnen durch diesen, daß wir Brüder aufsuchen wollten, die weiter hin eine neue Stadt erbaut hätten. Doch, um ihnen hiedurch keinen Anlaß zum Unwillen gegen uns zu geben, wurde hinzugefügt: wir eilten zu Jenen, sie von einem Vorhaben, das ja doch von keinem Bestand seyn

werde, abzumahnen, und sie nach den Küsten zurück zu führen.

Die Wilden glaubten das und schienen sehr zufrieden mit diesem Entwurf. Ich hatte in der That auch keinen andern, ob ich gleich meinen Leuten sagte: ein Vorwand sollte nur unsere wirklichen Absichten verbergen.

Die Wilden zeigten sich genau von dem unterrichtet, was Bonnefortune unternommen hatte. Sie erzählten uns: er sey eben in einem schweren Krieg, mit etlichen anderen, gegen ihn verbündeten, Stämmen begriffen, und sie glaubten nicht, daß er bei solcher Uebermacht seiner Feinde, diesmal so glücklich davon kommen werde, als früherhin. Auch hätten jene Stämme sich vorgenommen, ihn, mit allen seinen Gefährten, zu braten und zu speisen.

Ich schauderte, ließ aber den Wilden den Vorschlag thun, uns nach der neuen Stadt zu führen, und die Feinde der Europäer zu bewegen, daß sie von ihrem Vorhaben abständen. Dafür sollte diese Gegend für immer geräumt,

und ihnen, als ein ungestörtes Besitzthum, zurückgegeben werden.

Sie nahmen das an, und ließen zwölf alte Männer mit uns ziehn. Von nun an minderten sich die Reisemühseligkeiten um viel. Denn theils zeigten uns die Amerikaner nähere, und zum Theil etwas gebahnte, Wege, theils trugen sie für unsern Unterhalt klüglich und geschickt Sorge. Sie wußten mit dem Fischen glücklich umzugehn, und tödteten mit ihren Pfeilen Wildpret genug. So langten wir denn, acht Tage nachher, wohlbehalten in der schönen Ebene an, wo Bonnefortune mit seinen Gefährten den Wohnplatz aufgeschlagen hatte.

Den Tag zuvor, ehe wir die neugebaute Stadt, die freilich noch aus kleinen, schlecht gezimmerten Hütten bestand, zu Gesicht bekamen, hörten wir aus der Gegend her, viele Schüsse fallen. Dies schien auf ein Gefecht zu deuten, und die Wilden hegten dieselbe Meinung. Wir eilten so viel wir konnten, um nöthigenfalls Hülfe zu bringen. Gegen die Nacht

aber knallte keine Flinte mehr. Wir hofften, die Europäer würden den Angriff zurückgeschlagen haben, und übernachteten ermüdet in einem kleinen Gehölze.

Dies mieden wir mit Tagesgrauen und schritten weiter. Doch nicht lange, so sahen wir ein großes Feuer, dessen Rauchwolken hoch zum Himmel emporstiegen. Es war die neue Stadt, welche aber in Flammen aufging. Da man nicht glauben durfte, die Europäer würden sie angesteckt haben, so war dies eine schlimme Vorbedeutung.

Wir eilten aufs Neue nach allen Kräften. Eine Stunde hernach stiegen wir über einen Hügel, und erblickten im Thale, große, von Wilden gezogene, Kreise. Wir hörten zugleich Gesänge anstimmen, von denen unsere Begleiter uns sagten, sie tönten nur, wenn jene Stämme Gefangene verzehren wollten.

Mit sträubendem Haar beflügelten wir unsere Schritte. Einige der Amerikaner, schneller als wir, rannten vorauf, um, wie sie sagten, wo möglich, Frieden und Loslassung der Ge-

fangenen zu vermitteln. Sie wollten auch, um den Siegern Furcht einzuflößen, vorgeben, uns folge eine Zahl von mehr als tausend Europäern nach.

Wir eilten hinter ihnen drein, so viel unsere Kräfte es gestatteten, um, wenn keine Unterhandlung glückte, das Leben an die Befreiung der Elenden zu setzen. Mit gespannten Flinten drangen wir auf die Kreise ein.

Sie machten uns Platz, vorbereitet durch die Amerikaner, legten aber Pfeile auf die Bogen, und Steine in ihre Schleudern. Wir sahen in der That einige zwanzig Männer — mehr waren von all' den Kämpfen nicht übrig geblieben — an Pfähle gebunden, um die Reiser und Strauchwerk gehäuft lagen, das man, nach Endigung einer üblichen Förmlichkeit, die schon angehoben hatte, willens gewesen war, in Brand zu stecken.

Dennoch war es den Amerikanern noch im gültigen letzten Augenblicke gelungen, die Aeltesten der Stämme entweder zu besänftigen, oder durch Anmeldung eines übermächtigen Europäer-

haufens in bedenkliches Nachsinnen zu versetzen. Sie traten wenigstens in Unterhandlung, indem sie das Braten und Speisen ihrer Gefangenen aufschoben. Unsere Begleiter vermittelten so kräftig als glücklich. Man sagte uns zu, die zum Tode Verurtheilten auszuliefern, vorausgesetzt, daß wir mit ihnen schnell ihr Land räumten, auch dem Nachzuge nicht gestatteten, vorzudringen. Auch sollte nie Jemand von uns sich wieder hier blicken lassen, und wir jeden Europäer, am Seegestade, davor warnen. Um destomehr, von unserm Rückzuge überzeugt zu seyn, wollten sie uns bis zu den nächsten Wohnplätzen der Europäer eine begleitende Wache mitgeben.

Niemand wird zweifeln, daß wir in jeden Punkt froh willigten. Das Vergnügen, die Unglücklichen eben noch am Abgrunde eines schmählichen Todes gerettet zu haben, war eben so süß, als das, einer gleichen Gefahr entgangen zu seyn. Und dennoch konnten wir uns darüber nur in sofern beruhigen, als die Wilden der Erdichtung Glauben beimaaßen, daß uns eine große

Zahl

Zahl von Kameraden verstärken würde. Denn sonst dürften wir, troß unserer Flinten, gegen sie, die vielleicht Zweitausend zählten, wenig ausgerichtet haben. Daß sie die Feuergewehre zwar fürchteten, aber doch lange nicht mehr wie ehedem, und sehr tapfer fochten, davon lieferte die Ueberwältigung der Flibustier, welche im Kampfe sonst ihre Meister suchten, einen genügenden Beweis.

Nach gepflogener Unterhandlung wurden die zwanzig Männer von den Pfählen losgebunden. Sie waren nackt, und außerdem in einem beklagenswerthen Zustand, schreckenbleich, ohne Fassung, ohne Vermögen, sich der neuen ungehofften Rettung freuen zu können. Denn auch der Heldenmüthigste muß wohl am Marterpfahl einiger menschlichen Schwäche erliegen. Und schlimm, daß so wenig zu ihrer Erquickung herbeizuschaffen war.

Auch zwölf Frauen und etliche kleine Kinder, ebenfalls, bei Einnahme der neuen Stadt, in ihren Besitz gekommen, lieferten uns die Kannibalen noch aus. Sie hatten zwar den

Tod nicht leiden sollen, waren aber doch ihrer Kleider und anderer Habseligkeiten beraubt, wovon auch sie so wenig als die Männer, das geringste zurück empfingen. Und welche Qualen hatten sie daneben fühlen müssen, bei den Anstalten, die vor ihren Augen getroffen worden, und indem ihre Gatten an den schauderhaft erhöhten Pfählen Platz nehmen mußten!

Alles was ich gesehn und gehört, hatte für einige Zeit mich vergessen lassen, nach dem Manne zu fragen, um dessentwillen ich den mühseligen Zug unternommen. Seiner Gesichtzüge entsann ich mich noch kaum, wie leicht konnte er im Kampf geblieben seyn. Mit Zittern blickte ich um mich und gewahrte keine Gestalt, die jener, welche ich einst auf Martinique gesehen hatte, ähnlich war. Ich fragte Einige der Erlöseten: Lebt Bonnefortune noch? Sie waren betäubt und verwirrt, und vermochten mir keine Antwort zu geben.

Untröstlich bange, all' mein Mühen würde vergeblich gewesen seyn, blickte ich noch Einmal unter den am Boden zerstreut Liegenden umher,

die Nacktheit und lange Bärte entstellten. Vielleicht, dachte ich, finde ich den Anführer noch. Endlich sah ich eine lange Gestalt mit schwarzen Haaren und Bart, das Gesicht mit einigen, im letzten Streit empfangenen, Wunden, bedeckt. Die ganze Haut war mit angetrocknetem Blute gefärbt, eben so der Bart; gräßlich sah der Mann aus, und that daneben verzweifelnd, ob er sich schon gerettet sah.

Muth, mein Freund, redete ich ihm zu, Leben und Freiheit sind geborgen, Ihr solltet ehe jubeln, als Euch diesem unmännlichen Kummer hingeben! Oder verlort Ihr vielleicht Weib und Kind in den Flammen?

Die hatte ich nicht, gab er seufzend zur Antwort, aber ich beweine meine gestiftete Stadt, die ich zum Mittelpunkt eines neuen Reiches der Nachwelt bestimmte. Dahin sind Hoffnung und Ruhm! O, daß Ihr mich den blutgierigen Händen der Kannibalen entwandet, nicht dank' ich Euch das Leben, todt fühlte ich die Schmerzen der Erinnerung nicht!

Diese Worte freuten mich hoch. Ich frag-

te: wenn Sie Stifter der in Rauch aufgegangenen Stadt sind, nennen Sie doch Sich Bonnefortune? Ah, ich hätte mir einen entgegengesetzten Namen beilegen sollen, rief er, mein Glück war nur allzu schlecht!

Die Worte überzeugten mich auf einer Seite, und gaben auf der anderen schon einiges Hoffen. Doch war der Augenblick jetzt nicht, in dem man hätte weiter in den Unglücklichen dringen können, es mußte nicht eine schwere Gemüthsbewegung der andern folgen, erst Ruhe und Besonnenheit in seinem Innern wieder aufleben.

Ich sprach ihm also noch Trost ein, und ging, die Uebrigen zu ermuthigen. Zeit wollen wir nicht verlieren, sagte ich, laßt uns von einem Schauplatze, der Euch alle Haabe in Asche und Moder zeigt, und daneben so grauenvolle Schrecken in das Andenken ruft, so bald als möglich, aufbrechen. Es wird sich unterwegs Erquickung finden. Die Amerikaner, welche mich hieher geleiteten, sind gutthätig und geschickt.

Nach und nach kehrten ihnen einige Kräfte zurück. Fast alle trugen auch neben ihren alten Narben, junge an sich, welche keinen Verband gehabt hatten. Desto schlimmer nach solchem ungehemmten Blutrinnen ihr ganzer Zustand! Wir gaben Alle etwas von unserer Wäsche her, und halfen, wie es immer anging.

Dann sah ich abermal zum Aufbruch, trieb mit vielen Anmahnungen dahin. Herr Bonnefortune erhob sich endlich vom Boden, und sagte: laßt uns heute bis in den Wald dort ziehn. Da sind wir den Ueberwindern aus den Augen, es ist Kühlung dort, auch eine süße Quelle. Weiter gelangen wir an diesem Tage doch nicht!

Ich hatte nichts einzuwenden, obgleich der Wald außer der Richtung lag, in der wir nach dieser Stelle kamen. Die wilden Stämme gaben uns zwanzig Männer, die unsern Rückweg genau beobachten sollten.

Meine eignen Gefährten sahen ziemlich scheel, als die geträumte Herrlichkeit so in nichts zerflogen war, und sie den mühseligen Zug mit leeren Händen, und ohne irgend eine

vergnügte Aussicht am Ziele, wieder antreten mußten. Ich hörte so bittere als achtungswidrige Vorwürfe, ja sie schienen zu einer Empörung vollkommen geneigt, und nur daneben einzusehn, wie diese ihnen ja auch keine Frucht bringen könne.

Ich hatte, sie zu beruhigen, nur zu entgegnen: daß mir ja der Zustand der Dinge auch räthselhaft gewesen, ich so gut als sie, durch schöne Hoffnungen betrogen worden sey. Wir müßten uns jedoch immer hoch glücklich nennen, theure Brüder von einem so entsetzenvollen Tode gerettet zu haben.

Diese Vorstellungen drangen bei Manchem ein, bei etlichen Rohen aber nicht. Diese sprachen laut davon: ich verdiene um sie, ermordet zu werden. Demacis, mein Freund, wandte sein ganzes Ansehen an, ihnen andere Gesinnungen einzuflößen, doch mit eben keinem großen Erfolg.

Wir waren im Holze angelangt, und der Streit meiner Leute gegen mich, wurde heftiger. Bonnefortune, der auf dem ganzen Wege

dahin, kein Wort gesprochen hatte, nahm mich jetzt auf die Seite, und fragte:

Was wollen diese Leute mit Ihnen?

Mich ermorden! antwortete ich.

Sie müssen Anführers Würde schlecht zu behaupten verstanden haben, entgegnete er, gegen mich hat das auch bei den schlimmsten Begegnissen keiner gewagt!

Es darf nicht befremden, versetzte ich, daß ein Mann, der einen neuen Staat gründen will, mit besseren Anführertalenten geschmückt ist.

Keinen Rückblick mehr auf jenen Entwurf, rief er, es quält mich! Doch immer noch habe ich keine Erkundigung eingezogen, was Sie eigentlich hieher gebracht habe, daß wir so unverhofft Rettung empfingen.

Ich wollte ihm noch nicht alles sagen, und gab nur vor, der Ruf von ihm und seinem hochsinnigen Vorhaben, sey es gewesen, der den Entschluß in uns geweckt, seine Ansiedler zu mehren, und ihm die Dienste braver Arme anzubieten. Freilich hätte ich, meine Gefährten zu einem so schwierigen Zuge anzuspornen, ih-

nen viele angenehme Aussichten in der Entfernung gezeigt, und sähen sie sich betrogen, vermuthlich würde ich als Opfer fallen.

Ganz sollen die Wackern nicht betrogen seyn, rief Bonnefortune, wir müssen hier nur weilen, bis die Kannibalen dort zerstreut sind, und die Blicke unserer Hüter täuschen. Unter meiner verbrannten Hütte liegen ansehnliche Schätze vergraben. Gern theile ich sie aus, begehre nichts mehr auf der Welt, es kömmt nur darauf an, sie unbemerkt abzuholen. Und ich hoffe, dies soll uns gelingen.

Er rief Demacks zu sich, vertraute ihm, was ich eben erfahren hatte, und gab ihm auf, den Zorn der Mißvergnügten durch Hoffnungen auf Geld zu legen.

Dieser sprach nun heimlich mit ihnen. Es wirkte, die Blicke erheiterten sich, und man bewies mir die alte Ehrerbietung wieder. Gleichwohl hatte ich zu zittern, wenn das neu angeregte Hoffen etwa abermal nicht in Erfüllung ginge.

Unsere alten Wilden schafften Wildpret, Geflügel und Fische herbei, wir konnten bald eine reichliche Mahlzeit halten. Jeder von uns theilte etwas von seiner Kleidung den Frauen mit, die über ihren Aufzug höchst peinlich betreten waren. Sie bedienten sich dessen, so gut sie konnten.

Fleißig blickten wir aus dem Wald in die Freie, und sahen mit großer Zufriedenheit, daß gegen Abend schon alle Feinde abgezogen waren. Unsere neuen Hüter verlangten Einmal über das Andere: wir sollten nunmehr unsern Weg fortsetzen, es gab jedoch immer noch mit Verbinden oder Kleiden zu thun, was man absichtlich in die Länge zog. Da sie nicht weiter zögern wollten, sagte ihnen Bonnefortune: er habe unter dem Schutt seiner zerstörten Hütte Branntwein, und dafern sie wollten, sey er bereit, ihnen ein Geschenk damit zu machen.

Diese Wilden kannten kein höher Gut, als dieses starke Getränk, und zeigten sich so froh, als gierig danach. Sie wollten auch gleich zurück, und den Vorrath abholen. Ich muß mit

Euch, entgegnete Bonnefortune, Ihr findet Euch nicht allein zurecht! Da nahmen sie Anstand, weil ihnen so ausdrücklich untersagt worden, irgend Jemand von den Fremdlingen wieder zurück zu lassen; doch einiges Zureden und die heiße Neigung zu dem Feuerwasser, wie sie in ihrer Sprache es nannten, gaben den Ausschlag.

Als die Nacht hereingebrochen war, nahm Bonnefortune etliche von diesen Hütern, und sechs Mann, zur Hälfte von den Seinigen und Meinigen mit sich. Er ging in den verbrannten Graus, wo er, wie er nachher mir gestanden, trotz seinem festen männlichen Sinn, noch manche Thräne vergoß. Die noch heißen Kohlen wurden weggeschafft, der Eingang zum Keller geöffnet. In der That lagen dort einige Fäßchen mit Branntewein, den man, unter nicht geringen Schwierigkeiten, und mittelst selbst angefertigter, sehr unvollkommener Geräthschaften, aus Mais gezogen hatte. Seine vorzüglichste Bestimmung war gewesen, die nachbarlichen Wilden damit zum Tausch nützlicher Ge-

genstände, und zu Friede und Freundschaft zu bewegen.

Wie ein Faß heraufgebracht worden, übergab es Bonnefortune sogleich den Kannibalen, und die gehoffte Wirkung, daß sie die ertheilte Freiheit mißbrauchen würden, blieb nicht aus. Sie lagen nach einer halben Viertelstunde, bis zum Unsinn betrunken, da, und sahen nichts mehr von dem, was neben ihnen vorging.

Demacis hatte Bonnefortune auch begleiten müssen, half ihm nun im Keller etliche Steine abwälzen, und einige Schuh in die Tiefe graben. Da stieß man auf ein Kästchen, das neben vielen Kleinodien, zehntausend Guineen und spanische Goldstücke enthielt. Auch ein Gefäß mit Goldstaub war noch dort.

Und Sie wollen so großmüthig das Alles weggeben? fragte Demacis. Und könnte ich es denn allein fortbringen? antwortete der Andere lachend.

Genug, der Reichthum wurde an den Saum des Waldes geschafft, und auch einige andere Fässer mit Branntewein. Theils dienten

sie den Flibustiern zu einer Labung, theils wurden sie gebraucht, die noch übrigen alten und neu hinzugekommenen Wilden in einen Zustand der Trunkenheit zu versetzen. Doch in Betracht Jener behielt man sich vor, ihnen zu seiner Zeit thätigen Dank zu beweisen.

Als sie ihrer Vernunft beraubt worden, mußten sich nach und nach alle Partheigänger, sowohl von der zerstörten Colonie, als von meinem Häuflein, an den Saum des Waldes begeben. Der Antheil eines Jeden, auch die Frauen nicht ausgenommen, belief sich über hundert Goldmünzen, ein Maaß Goldstaub und noch ein Kleinodienstück von Werth. Alle waren von Herzen froh, und die Meinigen ruhig, fromm, gehorsam, und zu den schwersten neuen Mühseligkeiten aufgelegt. So sahe man denn, wie in Tausend anderen Fällen, daß, mag die Moral es auch verachten lehren, Gold zur Moral führen kann!

Mir sagte Bonnefortune: Mein Herr, an Gold kann ich Ihnen nicht einen größern Antheil bewilligen, als den übrigen Gefährten,

bei uns walten Republikaner-Grundsätze, doch nehmen Sie den besten Diamanten.

Ich schlug alles aus, indem ich versicherte, so viel Vermögen zu besitzen, um nothdürftig, ja angemessen, leben zu können. Destomehr befremdete ihn nun, daß ich den Weg nach seiner Stadt angetreten hätte, und er verlangte wenigstens, ich sollte den kostbaren Ring annehmen, dem er das Leben, wenn ihm schon kein köstliches Geschenk, zu danken hätte.

Eben weil es Ihnen kein köstliches Geschenk ist, nehme ich auch nicht einmal ein Pfand der Freundschaft dafür an, doch, sollte es mir vielleicht noch einst gelingen, Sie das Leben als ein köstliches Geschenk betrachten zu sehn, wahrlich, dann würde ich mir auch einen köstlichen Lohn dafür erbitten.

Mein guter Fremdling, versetzte Bonnefortune trübsinnig, mir bewahrt das Leben keine Freude mehr, wie ich auch fortan nichts weiter werde geben können. Behalten habe ich so viel, wie Jeder, doch nur um, wenn eine bewohnte sichere Küste erreicht ist, vorerst ein Un-

terkommen finden, und dann in ein Kloster gehen zu können. Immer ahnte ich noch, als Mönch zu enden. Warum that ich nicht schon früher dazu, und erkannte alle ehrgeizigen Träume für nichtig!

Diese Wendung des Gespräches zündete mir einen neuen Hoffnungsfunken an, doch ließ ich noch alles auf sich beruhen. Ich hütete mich, des Mannes Blut in neue Wallung zu bringen, die seinen ohnehin so vernachläßigten Wunden nur zu viele Gefahr drohen konnte. Den Rest meiner Kleidung theilte ich mit ihm, und schlief diese Nacht an seiner Seite.

Den andern Morgen ermunterten unsere Amerikaner sich erst spät, dann wurde die Reise nicht länger aufgeschoben. Sie war noch weit peinlicher, als der Herweg, da wir Frauen, Kinder und Verwundete mit uns führten. Auch trat eine unfreundlichere Jahrszeit ein. Indessen empfahl ich Jedermann, das Schwere mit leichtem Muth zu tragen, worin man auch ziemlich gehorchte.

Daneben that ich alles Mögliche, meinen

Bonnefortune aufzuheitern. Wir gingen auf dem Marsch immer nebeneinander, und verkürzten durch Gespräche die Zeit. Da meine Ungeduld wuchs, suchte ich ihn immer auf die vorigen Begebenheiten seines Lebens zu lenken, um durch seine Erzählungen bestätigt zu hören, was ich, mit so glühendem Wunsche, mich nicht zu hintergehn, vermuthete. Allein er begegnete da meinen Erwartungen niemals. Lassen Sie mich nicht in die Tage meiner Jugend zurücksehn, sagte er, wohl blühte mir einst ein schönes Glück, doch die Erinnerung, daß es so bald auf ewig gestört wurde, füllt mich mit zu tiefer Qual, wenn ich das Bild vor mein Andenken rufe. Lassen Sie mich!

Der Eine von unsern Wilden hatte, mit einer, aus Fischgräten verfertigten Nadel, seine Wunden zugenäht, und mit einem Baumharz überstrichen. Eine trefflich natürliche, durch unzählige Abhärtungen gestählte, Kraft, that das ihrige daneben, so, daß nach vierzehn Tagen sie vollkommen geschlossen waren. Diese Zeit hatte überdem etwas an seinem Gram, um

den zerstörten Wohnplatz, gelindert, obgleich das Vorhaben, bei nächster Gelegenheit eine Mönchkutte anzulegen, in ihm befestigt blieb.

Da schritt ich, an einem schönen herbstlichen Morgen, neben ihm her, und hoffte nun etwas mehr wagen zu dürfen.

Sind Sie ein Freund von Gemälden? fragte ich.

Nun, antwortete er lächelnd, hier giebt es deren nicht, und setzte gleich ernsthaft hinzu: ich möchte schon vor einem Heilandbilde in meinem künftigen Kloster liegen.

Kloster und immer Kloster! entgegnete ich. Ein Mann von Ihrer Kraft, im blühenden Mittag des Lebens —

Ich vollbringe doch nichts mehr unter den Menschen, fiel er ein. Die Liebe hat mich einst grausam betrogen, dann wollte ich, um einigen Trost zu finden, Ruhm erringen, Ruhm um jeden Preis, Ruhm, wie seltsam auch die, sich einmal nicht anders darbietenden, Mittel dazu, aussehen möchten. — O wieder betrogen!

Es freut mich, versetzte ich, daß Sie das

Wort

Wort Liebe immer nannten. Wahrlich, es müßte auch hoch befremden, wenn ein Mann von Ihrem Herzen, nie geliebt hätte. Aber, dann wissen Sie auch, welch ein Bedürfniß es Liebenden ist, jezuweilen von den Flammen in ihrer Brust, mit geachteten Fremden zu reden. Auch schon zu lange habe ich auf diesem öden, traurigen, gefahrenvollen Zuge, von den meinigen schweigen müssen.

Sie lieben, fragte Bonnèfortune, und warfen sich in solche Abentheurerei?

Weil ich mit Ruhm zu meiner Geliebten heimkehren wollte, entgegnete ich.

Brav, junger Mann! lobte mich Bonnefortune.

Ich fuhr fort: Großes wollte ich, auf jede Gefahr, um sie thun, ihr ein Glück erringen, wie es tausend Liebenden nicht gelang, dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit zu bereiten, aber dann sollte sie auch mein seyn!

Billig, sagte Bonnefortune.

Kein Reichthum, fuhr ich fort, soll uns

ferner trennen. Denn meine Geliebte ist sehr begütert.

Bonnefortune sagte: Sie müßte nicht von Ihnen geliebt zu werden verdienen, wenn —

Ich unterbrach ihn glühend: Würden Sie wohl, mein edler Freund, mein Fürsprecher bei dem Mädchen und bei der Mutter, seyn?

Sie wissen, antwortete er, daß ich bei nächster Gelegenheit der Welt zu entsagen gedenke. Doch, wäre der Aufenthalt Ihrer Geliebten nicht zu entfernt, sollte mich gerade ein Umweg nicht reuen —

„Sie wohnt in Mexiko!"

Freilich weit! Doch — nicht, weil ich Ihnen das Leben schuldig bin, das ich nicht mehr achte, sondern — weil ich anfange Sie zu lieben — käme ich wohl dahin. Nur sagen Sie mir, wie Sie von der Verwendung eines Unbekannten, eines Halbwilden, eines vom Schicksal gebeugten, und neulich durch Wunden bis zur Widerlichkeit entstellten, Mannes, Ihren Vortheil hoffen können?

Ihr Fürwort, rief ich, vermag gewiß viel bei Donna Theresia!

Theresia, fuhr er mit Schaudern auf, weshalb müssen Sie mir auch gerade den Namen nennen! Ich war diesen Morgen — so wie ich es noch seyn kann — ziemlich heiter, dieser Name wirft mich gleich in die alte dunkle Melancholie zurück.

O sehen Sie, rief ich dagegen flehend, das Bild meiner Geliebten! Nicht habe ich es die ganze Zeit von meinem Busen gelassen!

Er warf einen flüchtig gleichgültigen Blick darauf, dem ein gespannter folgte. Wild und düster stieß er das Gemälde weg, und faßte dann wieder mit lächelnder Engelfreundlichkeit danach. Eine Minute lang heftete er die Blicke daran, und bat mich nun schwermüthig, es zu verbergen und ihm nie wieder zu zeigen.

Aber was ist Ihnen? fragte ich.

Uebermannt von Gefühlen, warf er sich in meine Arme. Ach Freund, rief er mit bebender Stimme, der Anblick dieser Züge zermalmt mich.

Ein sonderbares Ungefähr will, daß sie meiner verstorbenen Gattin sprechend gleichen!

Sie besaßen eine Gattin? das höre ich nun erst, fiel ich ein. Und — schelten Sie mich nicht, wenn ich eigennützig scheine — gleicht das Gemälde ihr, werden Sie um desto lieber zum Original reden, ich darf desto mehr von Ihrer Verwendung hoffen.

Nein, rief er, ich nehme meine Zusage nun zurück! Wissen Sie, daß ich mir kaum den Muth zutraute, vor dieses Mädchen hinzutreten, und ich gehöre sonst zu den Furchtsamen nicht. Was ich hier aber zu fürchten hätte, wäre Lächerlichkeit aus Schmerz!

„Und wie würde Donna Theresia sich freuen!“

Theresia, wieder Theresia! Doch ich will mich fassen. Hören Sie denn, daß ich auch eine Tochter hatte, der man in der Taufe diesen Namen beilegte? Daher mein Schmerz! Ach nur einmal erblickte ich das holde Wesen. Noch in der Wiege. Dann raubte sie ein Bube — begrub sie und ihre Mutter in den Wo-

gen — ach, und lebt nicht mehr, daß ich die gerechte Rache blutig an ihm sättigen könnte!

Dann heißen Sie auch d'Aubrissel, sagte ich ungemein vergnügt!

Woher ist Ihnen mein wirklicher Name bekannt? fragte mein Gefährte mit großem Staunen.

Ich legte ihm eine Gegenfrage vor, nämlich: ob er auch ohne allen Zweifel wisse, Donna Juana sey todt?

Daß mir auch dieser Name bekannt war, setzte ihn noch mehr außer sich. Um Gotteswillen, Jüngling! stammelte er verwirrt, wer bist Du? welche theure Namen spricht Dein Mund? Donna Juana! ach nur zu gewiß, daß sie seit vielen Jahren von den Wellen verschlungen worden, alle darüber aufgesuchte Nachrichten stimmen ein!

O! die sind bisweilen doch falsch, merkte ich an.

Weißt Du irgend etwas, rief er mit hohem Feuer, das dies kalte todte Herz noch einmal erwärmen könnte, so foltere mich nicht lange mit Heimlichkeit!

Wohlan, entgegnete ich, mich in seine Arme werfend, empfangen Sie die Botschaft des Entzückens wie ein Mann. Donna Juana lebt!

Er lag in einer halben Ohnmacht an meiner Brust. Doch bald wieder zu sich, rief er: Unmöglich, unmöglich!

Ich betheuerte die Versicherung.

Zu grausam wäre auch ein solches Erdichten, nahm er jubelnd das Wort. Ich lese in Ihren theilnehmenden offnen Blicken meine Wonne. Für diese Botschaft kann ein Sterblicher nicht vergelten, zu den höheren Mächten müssen Sie sich um Dank wenden!

Und Herr d'Aubrissel wollte mir also den Dank versagen? entgegnete ich, einen Schritt zurücktretend.

Er war zu sehr im Freudentaumel befangen, um den Sinn des Wortes ahnen zu können. Ich fragte wieder: Hat nun das Leben, durch mich, mit Hülfe glücklicher Zufälligkeiten Ihnen gerettet, Werth?

Er flog aufs Neue in meine Arme. O daß Cadix schon vor mir läge! seufzte er.

Ihre Gemahlin ist nicht in Cadix, fing ich wieder an. Sie aufzusuchen, den sie seit mehr als zehn Jahren todt hielt, ist sie nach den Antillen gekommen, und von dort nach Mexiko gereis't.

Donna Juana in Mexiko? Also um so viel näher? O göttliche Hoffnung, sie wiederzusehn! Wird ihre Erfüllung noch mein Herz beglücken, oder ein grausames Verhängniß abermal dazwischen treten?

Schon ist die Hälfte des Rückweges vollendet, nahm ich das Wort. Je mehr wir vorwärts gehn, je mehr Sicherheit, je mehr ungetrübte Aussicht, das schöne Ziel zu erreichen! Oeffnen sie muthig vertrauend das Herz, damit die Freude im Triumph einziehe!

Wahrlich ein seltener Gast! rief er. Und, fuhr d'Aubrissel nach einigem Besinnen fort, Ihre Geliebte — wohnt auch in Mexiko — heißt Theresia? Um des Himmelswillen, zeigen Sie mir das Bild noch einmal!

Es geschah. Ich fügte ehrerbietig die Worte hinzu: Meine Geliebte hat sich mir zugesagt,

wenn ich ihr den Vater brächte; nun frägt sich, was einst dieser Vater über mein Glück entscheiden wird?

Von diesem Augenblicke an, nenn' ich Dich Sohn! rief er, mich aufs Neue in seine glühende Arme windend.

Man kann denken, daß nun, bei allen Unannehmlichkeiten, die einmal von unserer Wallfahrt nicht zu trennen waren, jeder Tag in Fröhlichkeit und süß hoffenden Genüssen dahin floh. Mochten unsere Mahlzeiten karg seyn, Stürme und Regengüsse wüthen, wir bald die Fersen an spitzen Steinen verwunden, bald genöthigt seyn, durch kalte, wildbewegte, Ströme zu schwimmen, jeder zurückgelegte Schritt führte uns dem Hafen des seligen Glückes näher. Wie konnte d'Aubrissel, wenn er an Donna Juana dachte, wie konnte ich, wenn ich auf mein Bild sah, und die himmelvolle Herrlichkeit voraus empfand, einst Donna Theresia umarmen zu dürfen, noch Pein fühlen!

Es gelang mir, noch ein Verdienst um d'Aubrissel zu erwerben. Denn, von andern

Wilden noch einmal angefallen, als er gerade schlief, streckte ich den Feind zu Boden, der eben den Wurfspieß nach seiner Brust schleudern wollte, und warf die überlegene Macht zurück; um desto gefährlicher, da unsere Hüter sich mit ihnen vereinten, die aber auch nicht ungestraft blieben.

Die freundlichen Amerikaner hatten sich damals schon von uns entfernt, und jeder Einzelne beigetragen, sie zu belohnen.

Weiterhin begegnete uns kein Unfall mehr, wir fanden sogar Gelegenheit, alle unsere Leute nach Virginien und Florida unterzubringen, wo ihnen durch einen Unternehmer von weitläuftigen Urbarmachungen, Landstellen und Auskommen zugesichert wurden. Wir entließen sie mit ernsten Ermahnungen, fortan allem wüsten Treiben zu entsagen. Sie versprachen dies um desto lieber, als sie dessen herzlich satt zu seyn versicherten. Von Allem was ich besaß, schenkte ich meinen Gefährten noch die Hälfte, denn sie hatten mir treulich und tapfer beigestanden, das schönste Glück zu erwerben. Jenes Augen

blicks, wo Einige unter ihnen Verrath üben wollten, dachte ich nicht mehr.

Endlich langten wir wohlbehalten in Vera Cruz an. Hier mußten wir beide uns in neue Kleidung werfen, denn in der That hatte d'Aubrissel, mit seinem langen Bart, ein schreckhaftes Ansehn, und mir, dessen Kinn auch kein Messer gesehn, und den eine so weite Fußreise, mit allem was daran hing, weidlich zerlumpte, ging auch nicht viel daran ab.

Während nun gebadet, rasirt, zu Linnen und Kleidung gesehen wurde, fertigte ich einen Wahrsager nach Mexiko ab. Es giebt dergleichen Leute im spanischen Amerika viele, und sie ziehen manchen Vortheil von der Leichtgläubigkeit. Ich hatte bemerkt, daß auch Donna Juana nicht frei von einer ähnlichen abergläubigen Schwäche war, die indessen mit ihrer Liebe zu dem Gemahl innig zusammen hing. Wenn gleich schon oft betrogen, ließ sie dennoch bisweilen solche Leute wieder kommen, welche die Gabe, in's Zukünftige zu schauen, von sich rühmten. Immer wurde ihnen nur die näm-

liche Frage vorgelegt: ob sie je Herrn d'Aubrissel wiedersehen werde? und beantwortete man sie, aus der Karte oder Kristalle, ihren Hoffnungen schmeichelnd, folgte ein freigebiger Lohn.

Mein Mann empfing, ohne daß ich ihm dennoch alles genau mitgetheilt hätte, den Auftrag, zu Donna Juana zu gehn, und sich als einen unfehlbaren Propheten anzukündigen. Auf die ihm dann gewiß aufgegebene Lösung der Zukunfträthsel, mochte er dann keck berichten, Herr d'Aubrissel käme zurück, ja sey schon unterwegs. Erst sollte die Ankunft binnen einem Monat vorausgesagt werden, dann aber der Wahrsager, gleichsam als hätte er irrig in der Planetenstellung gelesen, behaupten: der Gemahl könne vielleicht schon in acht Tagen, ja wohl gar in drei Tagen, eintreffen. Bei dem letzten Wort sollte er zuletzt unverrückt stehen bleiben.

Meine Absicht hiebei war keine andere, als Donna Juana und Donna Theresia auf das freudige Ereigniß dergestalt vorzubereiten, daß bei der weiblichen zarten Empfindlichkeit, und der so scharfen Spannung auf diesen Gegen-

stand, kein Nachtheil für ihre Gesundheit zu besorgen bliebe. Denn halb und halb, und, durch die festen Bestärkungen des fortgesetzt seine Zusage wiederholenden Wahrsagers, endlich beinahe ganz glaubend, konnte sie nicht mehr eine gefahrbringende Ueberraschung treffen.

Drei Tage darauf, wohlausstaffirt und die Brust voll göttlicher Erwartung, eilten wir nach. Welche Gefühle, als wir endlich die Thürme und Domkuppeln der großen Stadt sahen, durch einen schwelgenden Luxus, der selbst die Wagenräder mit Silber zu beschlagen pflegt, ausgezeichnet.

Wir dachten in einer Herberge abzutreten, und dann, nach abermaliger Vorsicht, uns den Damen zu nähern. Umsonst!

Mächtig genug hatte der gern geschöpfte, prophetische Glaube gewirkt, daß sie uns bis zu einem, eine Meile vor der Stadt belegenen Garten, entgegen gekommen waren. Donna Theresia blickte von einem Pavillon in die Weissagung. Unser Fuhrwerk nahte. Den Vater kannte sie nicht, wohl hingegen erinnerte sie sich

meiner Gestalt, und ahnte froh, wer mein Begleiter wäre. Sie rief meinen Namen, mit einem unbeschreiblich seligen Tone, aus dem zweierlei süße Liebe klang. Ich sprang hinaus, ohne den Wagen halten zu lassen, d'Aubrissel folgte, wir flogen in den Garten. Auch Donna Juana trat eben durch Rosengebüsche daher. Wir lebten nun Augenblicke, die ein Jahrhundert von Höllenpein, in Lethens Flut würden gebraucht haben.

Kühn bemächtigte ich mich meiner Braut, als sich der Vater aus ihrem Arm gewunden hatte, um an die Brust seiner Gattin zu sinken. Hatte ich Donna Theresia nicht redlich verdient? War mir das schöne Besitzthum nicht von allen Seiten zugesagt worden? So drückte ich denn auf den lieben entzückenden Mund, mit dem ich zuvor nur Einmal Unterhaltung gepflogen, vo[illegible]mmlischen Wonnen umathmet, glühende Küsse!

Nachdem die ersten sprachlosen Willkommen, die stummen Entzücken des Wiedersehens, vorüber waren, und der Freude nun Worte

gelangen, mußten wir den Damen in das Gartenhaus folgen, und ihnen dort alle Umstände von d'Aubrissels Auffindung mittheilen. Sie schauderten, von Schrecken bleich, als sie von jenem Sieg der Kannibalen hörten. Donna Theresia flog nun auf mich zu, um mir mit ihren flammenden Lippen des Vaters Rettung zu danken.

Wie viel hatten d'Aubrissel und Donna Juana einander zu sagen! Manchen zärtlichen Vorwurf erhob sie gegen ihn, daß er nicht sorgfältiger um die Wahrheit jenes Gerüchtes, von ihrem Tode, geforscht, und so lebend sie lange zur Wittwe gemacht hätte.

Es ist wahr, sagte der Gemahl, viel habe ich mich da anzuklagen, so leichtgläubig gewesen zu seyn. Doch hatten mich in kurzer Zeit so manche schwerbeugende Unfälle getroffen, daß mir nichts gewisser schien, als die Bestimmung ewig erneuter Leiden. Schon weil meine Gattin mir das höchste Gut war, weil ich sie mehr als eine irdische Glückseligkeit liebte, wähnte ich, das Schicksal würde unmöglich haben An-

stand nehmen können, sie mir zu rauben. Eine Reise nach Cadix hätte alles aufhellen können, aber weil ich nicht mehr an ihr Leben glaubte, wollte ich dorthin nicht kommen, damit man nicht argwohnen möchte, Eigennutz und Sucht nach Erbe hätten mich über den Ozean getrieben.

Also baute ein zu weit getriebenes Zartgefühl mein vieljähriges Unglück! seufzte Donna Juana, schloß dann aber froh ihren Gatten in die Arme und pries die Gegenwart.

Sie fragte ihn: ob er denn die ganze Zeit über, in dem wilden Ungestüm des Krieges mit aller Welt, seinen Schmerz zu betäuben gesucht habe?

Nicht immer, gab er zur Antwort, zehn Jahre sind still und friedlich entflohn. Hört meine Geschichte!

Dort auf Martinique blieb mir keine Wahl, ich mußte eine Freistätte bei den Partheigängern, wie gefahrvoll sie anderweitig auch seyn mochte, segnen. Daß ich hernach, um mich von ihnen loszuwinden, am Arm der Liebe, nach Cadix, oder einer sichern spanischen Besitzung in Westindien,

zu eilen dachte, ist Dir, meine theure Juana, bekannt, wie jener tückische Anfall des Fregattenhauptmanns, der uns trennte. Flibustier waren es abermal, die mich rettend aufnahmen, ein Wundarzt unter ihnen vollbrachte meine Genesung. Einigemal kehrte ich heimlich nach Martinique zurück, vernahm erst mit Entsetzen, wie Baritet Dich samt unserm Kinde geraubt, und dann, was mich aus Schrecken in eine tödtliche Krankheit stürzte, daß er beiden mir so lieben Wesen, ein Grab in den Seefluten bereitet hätte. Ich beschwor, als ich wieder genesen war, meine Gefährten, mit mir die Fregatte aufzusuchen, um uns in grimmiger Rache gegen den Bösewicht wüthen zu lassen. Mir zugethan, willigten sie treulich ein. Bald aber hörten wir, die Fregatte sey von den Engländern genommen, und Baritet im Kampfe getödtet worden. Daß meine Gemahlin sich noch lebend darauf befunden, und von dem brittischen Hauptmann beschützt, sich späterhin nach Spanien eingeschifft hatte, davon vernahm ich leider kein Wort. Das ganze kläg-

liche

liche Gerücht scheint auf den racheschnaubenden Sinn des ruchlosen Baritet begründet gewesen zu seyn, von dem wohl das Schlimmste zu vermythen stand, auch soll er, in dem Augenblick, wo er Euch entführte, von seinem Vorsatz, Euch umzubringen, gesprochen haben.

Nun war mein Herz zermalmt, Dunkelheit und Grausen hingen über meinem Leben. Nur wenn Orkane stürmten, die wildflutende See einem bewegten Gebirge glich, ward mir leichter, wenn Kugeln und Schwertgeklirr mich umsaus'ten, rauchende Blutströme tiefen Wunden entquollen, athmete ich freier. Krieg mit aller Welt, erbarmenlose Kaperei, wo nur ein Segen auf dem Ozeanspiegel winkte, nannte ich meine Losung. Viele Gefährten hegten den nämlichen Sinn, auch sie hatten die Menschen oder das zornige Geschick betrogen, willkommen hießen sie die rächende Wiedervergeltung. Ein Schrekken galten wir dem Piloten in den westindischen Meeren.

Ich war Anführer einer Brigg, die aber, wenn gleich nur mit zwölf schlechten Kanonen

bewaffnet, alles befehdete, was sie sah, und oft mit einem Erfolg, der die zahlreichen Ueberwundenen staunen machte. Von der Beute nahm ich nichts, begnügte mich, der tapferen Habgier gebieten zu dürfen.

Inzwischen waren wir eines Tages so kühn, selbst eine brittische, wohlbemannte, Korvette, anzugreifen. Wir hatten im letzten Kampf einen Mast verloren, das Schiff konnte, eines empfangenen Lecks willen, nicht mehr See halten, und auch eben so wenig einen Hafen, wo es mit Sicherheit einlaufen durfte, erreichen. Es blieb uns also nur die Wahl, unterzugehen, oder ein ander Fahrzeug zu erobern. Die Korvette zeigte sich, und mochte sie einige hundert Soldaten am Bord haben, mochten dreißig Feuerschlünde uns aus ihren Batterien entgegen flammen, wir gingen darauf ein.

Der zu ungleiche Kampf konnte nicht gelingen, die meisten von meinen Brüdern lagen getödtet am Verdeck, die Feinde enterten, nahmen den Rest gefangen, und auch mich, dem eine am Kopf streifende Kartätschenkugel die

Besinnung geraubt hatte. Als ich zu mir kam, war ich gebunden in den feindlichen Schiffraum gebracht worden. Nur sechs Flibustier lebten noch, und theilten mein Geschick.

Hart verfuhren die Ueberwinder mit uns, wir sahen uns vielfach gemißhandelt, und mit schmählichen Todesstrafen bedroht, wenn wir auf Jamaika würden gelandet seyn, wohin das Fahrzeug steuerte. Wie betrübt war ich, daß in jenem Streit, wie in manchen früheren, der Tod sich meiner nicht in einer edleren Gestalt bemächtigt hatte.

Oft sprach ich mit den Unglücksgefährten von unserer Lage und der bevorstehenden Zukunft. Allen wäre ein baldiger Tod willkommen gewesen, wir konnten ihn uns aber nicht geben, weil feste Bande alle Hände zusammenschnürten.

Aus diesem Grunde sahen wir uns inzwischen auch nicht viel bewacht, und es gelang mir, nach lange fortgesetzter Mühe, die Stricke meiner Hände, an einer scharfen Bohle durchzureiben.

Nun hatte ich ihren freien Gebrauch zurückerlangt, konnte ihn zugleich meinen Unglücksgefährten wiedergeben. Dies führte bei dem allen zu nichts, als daß wir nun Herren über unser Leben waren, und, unsern Gegnern zum Hohn, eignen Tod wählen konnten.

Doch sagte Einer von uns: Sterben wir nicht kleinlich, sondern glänzend! Unsere Feinde mögen das Verderben theilen.

Ich fragte: Wie er das verstände?

Er gab zu Antwort: Dort in der Ecke ist die Wand, die ihre Pulverkammer von unserm Aufenthalt trennt! Ich besitze ein Feuerzeug. Wir sechse brechen die Wand, wenn wir uns dagegen anstemmen, ein, und ehe Lärm entsteht, kann schon eine Lunte das nächste zerschlagene Pulverfaß berührt haben.

Wie bereit ich zum Sterben war, wie feindseliger Unmuth gegen alles Leben in meinem Busen wohnte, so schien mir dies Vorhaben doch zu gräßlich. Ich bedachte, wie mancher wackere Mann dennoch sich auf dem Fahrzeuge befände, und so die ganze Mannschaft, wovon die Mehr-

heit eben im tiefen Schlafe lag, den Wolken entgegen zu sprengen, schien mir zu grausam.

Ich mahnte den Tollkühnen ab, doch die übrigen Brüder stimmten ihm sogleich bei. Meine Gründe vermochten nichts, sie entzündeten eine im Raum gefundene Lunte, und eilten jetzt, die Hölle im Herzen, der Hinterwand zu.

Um jeden Preis, möchten sie mich auch Verräther schelten, wollte ich sie an dem Schrecknis gehindert sehn. Es war nicht Liebe zu meinem Leben, ich hatte selbst vorgeschlagen uns sämtlich zu tödten, aber ich wollte nicht so viel Unschuld zerschmettert wissen. Im Kampf hatte ich morden gelernt, zu so einer That war ich nicht fähig.

Ich eilte die Treppe zum Verdeck hinan sprengte den Riegel der Fallthüre, und rief den Wachen zu: die freigewordenen Gefangenen von der Pulverkammer zu reißen.

Man fuhr bestürzt auf, derweile krachten unten schon die Bretter. Fliegt hinab, schrie ich, sonst seyd Ihr alle verloren!

Es regnete eben stark, die Segel waren triefend durchnäßt, und indem ich den Soldaten schnell Platz machen wollte, trat ich auf eins, das am Fuße des Besammastes hingebreitet lag.

Indem hatten die Verzweifelten auch ein Pulverfaß zerschlagen. Das Feuer hinein! schrie der Urheber des gewaltigen Entwurfs. Ich hörte das Wort und befahl die Seele den himmlischen Mächten.

Plötzlich umleuchtete mich ein heißer Blitz, ein Knallen donnerte in mein Ohr, als ob des Himmels Gewölbe einbrächen, ich fühlte mich emporgeschleudert, der Athem verging mir, Nacht wohnte vor meinen Blicken, das Bewußtseyn war dahin.

Demungeachtet sollte ich wunderbar in der allgemeinen Zerstörung erhalten werden. Wie unglaublich märchenhaft es klingt, so ist es dennoch wahr, daß ich bald wieder zu mir kam, und in Linnen gehüllt, auf den Wogen schwamm. Das nasse Segeltuch hatte sich nämlich um mich gewunden, mit ihm war ich in die Luft ge-

sprengt worden, und hatte so vom Feuer keine Verletzung leiden können.

Ich blickte umher. Allenthalben schwimmende, halbbrennende Trümmer, doch kein Leben mehr. Noch die ganze Luft in Rauch gehüllt, und die zuvor ruhigen Wogen fürchterlich empört.

Dicht neben mir gewahrte ich das Steuerruder, nicht vom Feuer ergriffen. Ich machte mich von dem schon sinkenden Segel los, und erreichte, da ich fertig schwimme, es bald. Ich wurde empor getragen, hatte mich nur fest zu klammern, daß nicht die Wellen mich wieder abspülten. Nach einiger Zeit legte sich inzwischen ihr Ungestüm und die Morgenhelle brach an, das Nachspiel der Schreckensszene furchtbar beleuchtend.

Hatte ich gleich sterben wollen, nahm ich noch das, vielleicht nur auf wenige Minuten mir geschenkte, Leben an, schaudernd auf die Trümmer zu blicken, und mich in Betrachtungen über die wundervollen Spiele des Zufalls sinnend zu vertiefen.

Wo ich mich befinden mochte, wußte ich nicht. Viele Tage hatten wir im Raum gelegen, keinen Wind und Cours beobachtet. Vermuthlich schwamm ich auf meinem Steuer in weiter See, und mußte, wenn ich nicht das schnelle Ertrinken vorzog, langsam verhungern. Doch ließen mein düsteres Hinaussehn nach den zerschellten Brettern, das Andenken der Gefährten, die Trauer um so viel untergegangenes Daseyn, mich zu solchen Betrachtungen wenig kommen.

Dumpfsinnig saß ich da, als die See ruhiger geworden, und die Sonne höher gestiegen war. Das Gesicht hatte ich zufällig dem Winde hingekehrt, wurde also rückwärts fortgetrieben. Ja, ich vermuthe sogar, daß ich in der großen Gemüthszerrüttung, und bei einer, sehr erklärlichen, abgematteten Hinfälligkeit meiner Lebensgeister, auf dem Trümmer geschlafen habe. Mindestens wunderte ich mich in einem aufgedämmerten Augenblick, schon von der Mittagsonne ganz getrocknet zu seyn, und unerträgliche Hitze zu fühlen, ob ich gleich meinte:

es sey erst wenige Minuten her, daß ich aus den Lüften zurückgefallen wäre.

Jähling empfand ich einen ziemlich heftigen Stoß. Das Ruder schien sich nicht mehr zu bewegen. Wo find' ich Worte, mein Erstaunen zu nennen, als ich um mich sah, und wenige Schritte von mir, die Dünen eines Landgestades erblickte! Das Ruder hatte den Grund berührt. Ich konnte die geringe helle Tiefe des Meeres unter mir wahrnehmen, und zum Ufer gehn, ohne mehr als meine Kniee zu benetzen.

Wahrlich, ich schauderte aufs Neue, vor dem abermal geöffneten Eingang in längeres Leben. Ich stand an, mein Brett zu verlassen. Was will ich am Strande, fragte ich mich, und wohin werde ich gerathen? Wär' ich doch mit aller Todesfurcht gestorben am Ende!

Da hörte ich unverhofft eine Stimme vom Lande tönen. In spanischer Mundart redete sie mich an. Sogar wollte mir etwas in dem Klang der Worte bekannt vorkommen. Meine Verwunderung mußte nicht gering seyn.

Lebst Du noch, Unglücklicher, sagte die

Stimme, so meide Dein Brett und komme in eines Unglücksgefährten frohen Arm. Was er vermag, Dich zu pflegen, zu trösten, soll willig geschehn.

Dieser Ladung konnte ich mich nicht entgegen stemmen. Ich erhob mich, drehte mich um, den freundlichen Mann zu grüßen. Vielleicht bin ich nach Cuba oder Hispaniola gekommen, fiel mir bei.

Ich ersah nun den Mann. Sein Gesicht war so verstört, daß es unter andern Umständen hätte Schrecken einflößen mögen. Allein was konnte ich fürchten? Mochte ich zu einem Räuber kommen! Nichts brachte ich mit, das seine Habgier hätte anreizen können.

Seine Kleidung war, in einem armseligen, abgetragenen Zustande. Er trug nur ein Wamms und Beinkleider, zwar von feinen Zeugen, doch sehr durchlöchert. Eben so war der Hut, womit er den Kopf bedeckt hatte, unscheinbar.

Er reichte mir die Hand, selbst in die Flut watend, und half mir aufs Trockne. Ich hatte mich bis jetzt nur stumm gegen ihn verneigt,

nun erst sagte ich einige Worte von Dank, wie sie meine, immer noch verwirrte, Betroffenheit eben hervorbringen konnte.

Um Gotteswillen, d'Aubrissel! So rief der Mann ganz erstarrt. Man wird sich meine Befremdung vorstellen können. Wer sind Sie, mein Herr? Woher kennen Sie mich?

Keine Antwort auf meine Frage. Der Unbekannte schien nun bei weitem mehr außer sich, als ich selbst. Ich mußte ihm sogar Zeit gönnen, um sich zu erholen.

Ich sagte endlich: Mein Anblick scheint Sie zu überraschen, und wahrlich nicht froh zu machen. Es thut mir leid. Doch mag dem seyn, wie ihm wolle, ich kann meine Neugier wohl unterdrücken, und Ihnen aus dem Gesicht gehn! Haben Sie nur, für einen armen Schiffbrüchigen, die eine Gewogenheit, ihm zu sagen, auf welchem Eilande er sich befindet, und wo er am nächsten einen bewohnten Ort mag treffen. Denn ob man schon ohne Geld nirgend willkommen zu seyn pflegt, so muß ich doch meine unerhört seltsame Erhaltung als einen Wink der

Vorsicht betrachten, daß ich noch länger leben soll, und mir fortzuhelfen suchen.

Kennen Sie mich, d'Aubrissel? fing er nach einer langen Pause wieder an.

Nein, mein Herr! gab ich zu Antwort. Ich entsinne mich nicht, Sie je gekannt zu haben, ob gleich Ihre Stimme mir nicht ganz fremd scheint! Geben Sie sich zu erkennen oder nicht, gleichviel, sagen Sie mir nur: sind wir auf Cuba, auf Hispaniola, oder wo?

Schlimm, entgegnete er, daß ich Ihnen da nur eine furchtbare Auskunft zu geben habe. Wir stehen am Ufer einer unbewohnten Insel, an die auch mich ein Schiffbruch warf, auf der ich schon drei mühselig einsame Jahre hinbringe.

Ich läugne nicht, daß ich schaudernd zusammenfuhr. Geselligkeit und Thätigkeit waren mir noch in frohen Tagen die Bedingung, wodurch das Leben in meinen Augen Werth empfing. Seitdem ein Gram an meinem Herzen nagte, gegen den ich umsonst mit Gründen der Religion und Vernunft mich waffnete, war mir Thätigkeit ein desto nöthigeres Bedürfniß ge-

worden, damit meine Blicke sich von Zeit zu Zeit doch von den trübsinnigen Betrachtungen meiner traurigen Unfälle, nach zerstreuenden Gegenständen lenkten. Da mußte die Nachricht, das Meer habe mich an ein wüstes Eiland gespieen, mir wohl das Haar ein wenig sträuben, obwohl es auch Niemanden so leicht hätte anders gehen mögen.

Daß Lebensunterhalt hier zu finden wäre, konnte ich von dem südlichen Himmelsstrich voraussetzen, die Anwesenheit des Unbekannten, der sein Leben drei Jahre an diesem Gestade hatte fristen können, zeugte auch davon. Doch welch ein Leben, das sich nur von einem Tag zum andern, ohne Liebe, ohne Freundschaft, ohne ein freudebringendes Wirken müßig hinschleppt.

Der Andere sah es mir an, wie ich mich in klägliches Nachsinnen vertiefte, und ergrif meine Hand. Muth, Herr d'Aubrissel! fing er wieder an, das Leben bleibt immer ein Gut, vor allen Dingen, wenn es aus Gefahren, die kein Hoffen auf Rettung übrig ließen, dennoch

geborgen ward. Kommen Sie weiter! Es ist kein Nova Zembla, das Sie betreten. Nur weil das Eiland so klein ist, und keine Bucht oder Anfuhrt dem Seefahrer zeigt, hat man es wohl unbevölkert gelassen.

Hm! versetzte ich betrübt, so besteht um so weniger auch eine Aussicht, je durch ein hier anlandendes Schiff mitgenommen zu werden?

Der Andere entgegnete: Wohl manche Segel flohen in der Ferne schon vorüber. Dort strömt das Fahrwasser nach den größeren Antillen. Doch alle Zeichen, die ich gab, blieben unbemerkt. Vielleicht aber kann es dennoch einst bei stiller See gelingen, uns abgeholt zu sehn. Ankergrund ist an den Gestaden vorhanden, Schaluppen fahren leicht hieher. Daß auch vor mir sich Europäer auf der Insel befanden, ist keinem Zweifel unterworfen. Einige Thiere, die sie zurückließen, und die sich bei der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, ungemein vermehrten, einige gepflanzte Bäume, zeugen davon. Geben Sie also die Hoffnung, welche Ihnen am nächsten liegt, nicht auf. Auch mich hat sie, im

Gram über die einsame Verwaisung, emporgehalten.

Unter diesen Reden waren wir durch die sandigen Dünen am Strande gelangt. Nun öffnete sich mir, als wir eine grüne, von vielen Kokospalmen beschattete, Hügelreihe hinangestiegen waren, die Aussicht in ein Thal, das ich nie reizender gesehen hatte.

Zur Hälfte bestand es aus einer tief liegenden, schönen Wiese, von beträchtlichem Umfang. Im hohen Grase weideten einige hundert Stiere und Kühe, wohlbeleibter als man sie in Europa antrifft. Die grüne Fläche wimmelte gleichsam von ihnen, auch durchflossen sie einige Bäche, mit klarem süßen Wasser, deren Quellen in einem kleinen Gebirge zu finden seyn sollten, das jene Wiese von einer, etwas höher liegenden, mit Waldungen und Hügeln durchschnittenen Ebene, schied. Außer Palmen mancher Art sahe man Feigen- und Apfelsinenbäume, mit vollen Zweigen. Es fehlte nicht an Granatäpfeln, und an der süßen Palpelumfrucht hatten einige Schweine, die ich zwischen

den Hügeln erblickte, sich so feist gemacht, daß sie kaum von der Stelle konnten. Auch Ziegen hüpften dort umher, dichtbewollte Schaafe graseten in Menge auf der höheren Flur.

Ich begriff wohl, daß hier sonach kein Hunger zu fürchten war, um so mehr, als ich schon am Ufer Muscheln und eßbare Schildkröten, in Menge, gesehen hatte.

Stumm gingen wir neben einander her, keiner von uns zeigte Lust zu reden, desto voller waren die Herzen. Er führte mich durch die Ebene nach einem kleinen Grund, wo ich eine Abhegung sah, die er gemacht hatte, und wo Mais, Kakaostauden, Ananas, und andere südliche Gartenerzeugnisse, prangten. Zwischen Bintenbäumen, deren Höhe ich auf hundert Fuß schätzte, und deren fünfe bis sechse, nicht weit von einander, in der Mitte des Gartens standen, erblickte ich eine Art von Hütte, deren Einrichtung mich in Erstaunen setzte. Sie war mühsam aus Flechtwerk, fast wie ein Bienenkorb, gemacht, berührte jedoch nicht den Boden, sondern schwebte in einer Höhe von etwa

fünf

fünf Ellen, darüber, indem sie an Strängen, von Zweigen gedreht, die um die Kronen der Bäume geschlungen waren, hing. Eine kleine Leiter führte zum Eingang hinauf, und konnte, wenn man sich Oben befand, hereingezogen werden.

Ich fragte den Einsiedler mit Verwunderung, warum er sich, beinahe nach Weise der Vögel, angebaut habe? Er gab mir zu Antwort: die Insel wäre nicht ohne Schlangen, und giftig scheinende Kröten, gegen diese hätte er sich sicher stellen wollen. Auch pflegten die Mosquitofliegen sich mehr in den Tiefen zu halten, als sie die Höhe besuchten, das dichte Flechtwerk schirme indessen auch gegen sie.

Ich bewunderte die in der That sinnreiche Anlage, und wir stiegen hinauf. Auch von Innen zeigte sich diese Schwebehütte so reinlich, als wohlgeordnet. Mir wurden darin sogleich trefflich schmeckende Früchte und gebratenes Fleisch vorgesetzt, auch hatte er, in Schläuchen von Rindshaut, Palmensaft bewahrt, der ein so kühlendes als liebliches Getränk mir schien.

Ich nahm die Bewirthung mit Dank an, und sie stellte mir die, in so vielen Mühseligkeiten eingebüßten, Kräfte, ziemlich wieder her. Ich empfand sogar einige Rückkehr von Heiterkeit, in sofern mein Gemüthszustand, und die Lage, in welche ich jetzt gerathen war, sie zuließen. Auf doppelte Weise dem Tode entronnen zu seyn, kann der menschlichen Natur nicht gleichgültig bleiben, und, wenn es mit den Rettungen aus schlimmer Gefahr so sonderbarlich zugegangen ist, reiht sich an die Betrachtung darüber, leicht der Gedanke, man könne vom Schicksal noch, wo nicht zu freudigen, doch zu wichtigen Dingen, aufbehalten seyn. Mein neuer freundlicher Wirth unterließ auch nicht, alles, was mich noch mehr beruhigen konnte, an dargebotenen Annehmlichkeiten, und tröstendem, aufrichtenden Zuspruch, hervorzusuchen.

Sehn Sie, mein Theurer! sprach er unter andern zu mir, wo die Mutter so freigebig winkt, kann man auch ohne die Künste, welche in karg ausgestatteten Erdgegenden Noth oder

üppige Wünsche erfanden, sich ganz bequem fühlen. Nur ein kleines Taschenmesser brachte ich mit hier her, sonst besitze ich kein einziges europäisches Werkzeug, und brachte dennoch, was Sie hier sehen, zu Stande. Daß ich freilich tausend Gegenstände entbehren mußte, an die ich in der Heimath mich gewöhnt hatte, und es auch nie ganz dahin bringen konnte, die Sehnsucht danach, aus meiner Brust zu tilgen, leuchtet Ihnen wohl ein. Doch sollte ich auch nimmer das Vaterland wiedersehn, alle Hoffnung, je einen Seefahrer an diesem Gestade zu erblicken, getäuscht bleiben; was fehlte mir nun, wenn ein Freund neben mir, das reizende, fast paradiesische, Eiland bewohnt? Doch leider wird Einer von uns weichen müssen.

Diese Wendung seiner Rede setzte mich noch mehr in Erstaunen, als alles, was zuvor mich befremdet hatte. Ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären.

Es wird zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen uns gehn, fuhr er fort.

Fast drang sich mir jetzt die Vermuthung

auf, die Geisteskräfte des Mannes hätten gelitten. Ich blickte ihn halb mitleidig, halb düster an.

Er nahm aufs Neue das Wort: Nicht weil ich diesen Kampf wünsche, denn bei Gott, ich hasse Sie nicht, aber Sie sind mein Todtfeind!

Ich versicherte ihn, wenn er nicht träume, müsse er wohl einsehn, daß er, auch wenn er mich je noch so schwer beleidigt hätte, unter den Umständen, welche uns hier vereinten, wohl keinen Unwillen mehr zu besorgen habe. Und nun, da ich ihn nicht einmal kennte —

Sie wollten demungeachtet einst mich tödten! fiel er ein.

Jetzt war es, als ob eine dunkle, seltsame Ahnung mich durchflöge, und die Töne seiner Stimme klangen mir noch weniger fremd, als zuvor. Gleichwohl konnte ich nicht eine so unerhört abentheuerliche Zufälligkeit vermuthen.

Er fuhr fort: Ich könnte schweigen, doch es drängt zu sehr mich, offen zu seyn. Mein Gewissen wirft mir zu peinlich vor, Rache um Sie verdient zu haben. Allein was ich gegen

Sie verbrach, geschah aus Liebe. Auch Sie empfanden die Macht dieser Leidenschaft! Sie empfingen das Glück der Gegenliebe, mir wurde es versagt! Kein Wunder, daß ich heftiger entbrannte, und bei einem, ohnehin feurigen Gemüth —

Um Gotteswillen! unterbrach ich ihn, Sie sind —

Almeida! versetzte er ruhig. Ich habe Sie in Cadix oft gesehn, doch Sie mich nicht! Da ich Ihre Geliebte rauben wollte, und Sie gegen mich und die Meinigen kämpften, trug ich eine Larve!

O Himmel, rief ich, welche Fügungen sonder gleichen erfährt mein Leben! Ist es wahr, oder täuschen mich Trunkenheit und Fieberwahn?

Bösewicht, fuhr ich nach einer Pause fort, das Verhängniß hat Deine ruchlose That gestraft, indem es Dich aus den Kreisen der Menschheit verbannte! Doch, setzte ich weicher hinzu, so darf ich nicht mehr daran denken, ihm in das Amt zu fallen. Du hast gelitten. Wohl begreife ich, daß wer Donna Juana liebte, leicht

zu Unbesonnenheit, wohl auch zu Strafbarkeit verirren konnte. Ach, jene Wittwe hat noch viel mehr Unglück über uns gebracht. Es ist Donna Torre, der ich es zu danken habe, daß ein unstätes, wahrlich auch oft, aus Verzweiflung, sträfliches Leben, mich hieher führte; es ist Donna Torre, deren Andenken ich fluchen muß, wenn ich über den Tod meiner Gemahlin jammere!

Ueber ihren Tod, über Donna Juana's Tod? fragte Almeida bestürzt.

Sie ist nicht mehr, antwortete ich, und lassen Sie uns ihren Manen das Opfer unserer Versöhnung bringen. Das Schicksal will ohnehin, daß wir Freunde sind!

Wir umarmten einander unter vielen Thränen, der vermeintlich Todten geweint.

Ich will mich kurz fassen. Ein enges Band des Vertrauens, und der gegenseitigen Hülfe in unserer romanhaften Lage, wurde zwischen Almeida und mir geknüpft. Er benachrichtigte mich, daß er, trostlos, nicht seiner Geliebten Besitz errungen zu haben, den Aufenthalt zu Cadix peinlich gefunden und darum beschlossen habe, nach

Westindien zu gehn, wo ihm angesehene Verwandte lebten. Doch ein Sturm habe, nahe bei diesem Eiland, sein Schiff an eine Klippe geworfen und zerschmettert. Ihm allein sey es vorbehalten gewesen, sich auf einem schwimmenden Mast nach dem Lande zu retten, und er habe sich endlich in die, ihm auch wohlverdient erschienene, harte und sonderbare Bestimmung findend, so häuslich sich eingerichtet, als ihn die Noth dazu getrieben und die Umstände es zugegeben hätten. Vorgefundene Thiere, und Pflanzungen, deren Erweiterung leicht gewesen, hätten ihn, seines Unterhalts willen, außer Sorge gesetzt, und nach und nach auch die Zeit ihn mit dem einsiedlerischen Leben vertrauter gemacht. Nichts, setzte er hinzu, gliche aber nunmehr seiner Zufriedenheit, da ihm das Verhängniß einen Gefährten gesendet habe.

Wir bewohnten die Hütte gemeinschaftlich, und versahen sie mit neuen Bequemlichkeiten. Wir pflanzten aus dem Samen Mais und Ananas, die sich, in zwei jährlichen Ernten, weit über unsern Bedarf mehrten. Die Fruchtbäume,

nur geringer Wartung benöthigt, gaben uns Ueberfluß aller Art, und das Meerufer versah uns mit wohlschmeckenden Amphibien. An Fleischnahrung litten wir keinen Mangel, da wir beliebig bald eine Ziege, bald ein Lamm, bald ein Rind schlachten konnten, was mittelst scharfgemachter Steine oder Muscheln bewerkstelligt wurde. Auch fischten wir, mit Räusen oder Angeln, aus dünnen Baumzweigen gefertigt. Aus Kakaobohnen und Zuckerrohr lernten wir, ein, der Chokolade nahe kommendes, Getränk fertigen, hatten auch noch Palmensaft und fette Milch bis zur Verschwendung. Genug, von der Seite sahen wir uns beinahe leckerhaft versorgt. Auch hatte die Insel, deren Umkreis zwei französische Meilen betragen mochte, seltne und mannichfaltige Naturschönheiten. Frühling und Herbst waren immer zugleich sichtbar, die Morgen und Abende meistens bezaubernd, und wenn das Mondlicht die blühenden, duftenden Haine, die malerisch anmuthigen Waldhügel beschien, dünkte uns, einen verklärten Aufenthalt zu bewohnen.

Der Plagen, welche es hier gab, konnte man sich erwehren. Schlangen, Feldmäuse und böse Insekten gehörten dazu. Unsre wohlverwahrte Hütte leistete gute Dienste dagegen. Freilich war auch die Sonnenhitze meistens höchst stechend und abspannend. Da brachten wir aber die Mitte des Tages schlafend in der Hütte zu, und gewannen dafür mehr von der frühen erquickenden Morgenluft. Die jährlich zweimal wiederkehrende Regenzeit war auch lästig, und selbst der Gesundheit brachte sie Nachtheile, was Almeida indessen mehr als ich empfand, da mir eine kräftigere Natur zu Theil geworden war. Wir sammelten gegen die Regenzeit immer gute Vorräthe an, und salzten Fleischwerk mit Meerwasser ein. So durften wir uns der heißen feuchten Luft, die in Westindien so schädliche Fieber erzeugt, weniger blos stellen. Auch schien uns das fleißige Baden im Meere ein gutes Vorbeugungsmittel gegen zu fürchtende Krankheiten. Außer diesen Tagen aber konnte es wohl nirgend ein Klima geben, das an milden und gesunden Einflüssen segnender gewesen wäre.

Allen trübsinnigen Gram um das Verlorne aus meinem Andenken zu bannen, gelang ihnen freilich nicht, doch kann ich auch nicht verneinen wollen, daß nach und nach mehr Ruhe in mein Gemüth kehrte, und ich in den noch vor mir liegenden Raum bis zum Grabe, das mich mit dem Gegenstand meiner Liebe, wie ich gläubig hoffte, wieder vereinen sollte, weniger schwermüthig blickte. Es waren zu viele Schönheiten auf dem lächelnden Eilande zu finden, als daß nicht das Leben auch manchen Reiz hätte wieder gewinnen sollen, und die Freundschaft tröstete zugleich mächtig. Denn wie lebhaft Almeida bereuete, was er einst gethan, so innig strebte er, erheiterte Stunden über mich zu bringen. Fast wollte er, einem Sklaven ähnlich, zu meinen Bedürfnissen sehn, ich hielt ihn von seinen zu weit getriebenen Aufmerksamkeiten, nur durch die Vorstellung zurück, daß ich dem Müßiggang nur von je an sehr abgeneigt gewesen sey, und jetzt mir Beschäftigung ein eben so nöthiges Bedürfniß wäre, als unsere Freundschaft nur durch eine vollkommen ausge-

glichene Gegenseitigkeit, ihre beste Würze empfangen könne.

So lebten wir still und ruhig dahin, gefaßt darauf, nie wieder zu den Menschen zurückzukehren, doch auch nicht von allen angenehmen Vorstellungen getrennt, welche uns das Hoffen anregte: es könne gleichwohl noch einmal geschehn. Bei mir war es der angeborne, gewohnte Drang nach Wirken, der häufig das Bild einer thätigeren Zukunft vor meine Phantasie rief. Und da sich so mancher niegehoffte Zufall schon in mein Leben gewebt hatte, warum sollte auch das Verhängniß, in meiner Befreiung von diesem sonderbaren Aufenthalt, nicht gleichsam das seltene Werk krönen!

So wurde denn fleißig, ja in der Jahreszeit, wo die westindischen Meere am häufigsten befahren werden, wohl täglich nach Schiffen ausgesehn. Doch nur drei- oder viermal erblickten wir am tiefsten Seehorizont ein fernes Segel. Allein wie schnell wir auch hohe Feuer entzündeten, um ein Zeichen zu geben, nie sahen wir es wahrgenommen.

Acht Jahre flohen so hin. Wir zählten sie an einem selbst gefertigten Kalender, der aus in die Erde gesteckten Ruthen, nach Tagen und Monaten, bestand. Da kam wieder eine Regenzeit heran. Fast immer hatte mein Freund dann gelitten, einigemal schon so, daß ich besorgt um ihn gewesen war. Jetzt zerstörte sie seine Kräfte bedenklicher.

Er fiel in ein Fieber, mit Rasereien verbunden. Ich ließ an keiner Pflege es mangeln, brachte Hülfe, so weit es möglich war. Aufgüsse von heilsamen Kräutern wurden bereitet, ich suchte sein Blut durch ausgepreßten Orangensaft zu kühlen.

Allein das Uebel nahm zu meinem Entsetzen überhand. Ich fürchtete nur zu sehr, daß mir auch das Loos noch würde aufbehalten seyn, ganz einsam die Insel zu bewohnen. Schon zwei Tage danach, als er sich gelegt hatte, überzog seine Haut eine gelbe Farbe, pestartige Beulen zeigten sich an vielen Orten.

Ich zweifelte nicht mehr, daß es das unselige gelbe Fieber sey, woran Almeida litt. Er

gelangte fast zu keinem Bewußtseyn. Erst am dritten Tage vernahm er sich so weit, mich zu erkennen, und einige deutliche Worte zu reden. Er begehrte, ich sollte ihm meine Schreibtafel reichen, die ich einst, in meinem Rocke, mit auf die Insel gebracht hatte. Sie war noch vorhanden, aber keine Kleidung mehr. Schon seit Jahren trugen wir kein ander Gewand, als Ziegenfelle, so gut es thunlich war, dazu gestaltet.

Ich erfüllte sein Verlangen, ohne eigentlich zu ahnen, was er vorhatte. Ohnehin fühlte ich mich, durch Gram über seinen Zustand, so niedergeschlagen, daß ich, wenn er sterben sollte, nichts sehnlicher wünschte, als mich auch von derselben Krankheit befallen zu sehn.

Er schrieb auf ein Pergamentblatt mit vieler Mühe einige Zeilen, auf die ich weiter nicht blickte. Bald darauf kamen neue Anfälle von Fieberwuth, ich hatte ihm beizuspringen, und hielt ihn kaum in meinen Armen fest.

Dann folgte eine hinfällige Erschöpfung, in welcher Almeida, ohne mir auch noch ein Lebe-

wohl sagen zu können, den Geist aufgab. Ich warf mich, in fast unsinniger Betrübniß, über seinen Leichnam. Nur wer mit einem einzigen Menschen Jahre verlebte, kann fühlen, was dann ein Menschenleben werth ist.

Gleichwohl riefen keine Thränen den Freund wieder in's Leben, es blieb mir nichts übrig, als die traurige Pflicht, die entseelte Hülle zu bestatten. Dies that ich unter den wehmüthigsten Empfindungen, und mit aller Feierlichkeit, die meine Lage zugab. Ich umwand die Leiche mit Thierfellen, und wühlte, mit einem aus Stein gefertigten Werkzeuge, das uns bei den Gartenarbeiten zum Spaten gedient hatte, ein Grab. Aus Rasen legte ich einen Teppich auf seine Tiefe und bestreute sie mit Pommeranzenblüthen. Dann gab ich weinend den Staub dem Staube, füllte die Gruft und bepflanzte den Hügel mit den schönsten Blumen, welche die Insel enthielt.

Wohl kann ich sagen, daß die ersten Monate nach Almeida's Tod, schrecklich waren. An Wahnsinn gränzte meine Trauer, meine Ver-

zweiflung. Die Hütte, der Garten, jeder Baum, jede Gegend, erinnerten mich an den entschlafenen Freund, und darum konnte ich auch keine Linderung von dem ergriffenen Entschluß hoffen, an einer anderen Stelle meine Wohnung aufzuschlagen. Denn Allenthalben mahnte mich das Andenken irgend eines Spaziergangs, einer Unterhaltung mit Almeida, an den furchtbar unersetzlichen Verlust. Ich blieb also in der Hütte, und genoß den armen Trost, sein Grab immer vor mir zu haben, und manche Stunde an dem stummen Hügel zu klagen. Da ich wenig Nahrung zu mir nahm, litten auch meine Kräfte bei diesem Treiben merklich.

Endlich aber gelang es mir, das Herz zur Ermannung aufzurufen. Ich hatte ein Weib verloren, ein Weib, das noch so ganz, so voll meine Geliebte gewesen war, und die schreckenvolle Entbehrung überlebt; sollte mich der Tod eines Freundes zu Boden werfen? Nein, das mußte nicht seyn!

Erst eine gute Zeit danach, fiel mir jene Schreibetafel wieder in die Hände. Ich sah auf

das Blatt, das Almeida kurz vor seinem Tode beschrieben hatte. Es hieß:

Wenn Herr d'Aubrissel je nach Europa zurückkehrt, sollen ihm meine gesammten Glücksgüter, als alleinigen Erben, anheim fallen. Das nämliche gilt, wenn mir etwa unterdessen, von meinen reichen Verwandten selbst, eine Hinterlassenschaft geblieben wäre. Auch diese gehöre ihm. Man wird den Umständen, unter denen ich meinen letzten Willen vollziehen mußte, billig jede Förmlichkeit erlassen.

Antonio Almeida.

Ich lächelte. Was sollte mir ein Erbe? Gleichwohl ist das Blatt noch in meinem Besitz. Ich habe es mitgenommen, als, einige Jahre darauf, Flibustier auf der Insel landeten, und mich wieder nach Martinique brachten. Auch lag es in meiner neuen Ansiedlung im Keller verwahrt.

Was Herr d'Aubrissel Donna Juana noch weiter von seinen Begebenheiten mittheilte, habe ich auch schon erzählt. Ich sage nur noch, daß er späterhin wirklich die reiche Erbschaft des Almeida angetreten hat.

Was

Was mich anlangte, empfing ich die Hand der schönen Theresia mit namenlosem Entzücken, und sah auch mich mit Reichthum überhäuft.

So weit Herr Grandpierre.

Neuntes Kapitel.

Ende der Episode.

Dem vermeinten Don Paterno hatte die Erzählung der Begebenheiten des Flibustiers, ungemeines Vergnügen gewährt. Seine Phantasie glühte, und ohne Hehl bekannte er, wie nichts seinen lebhaften Wünschen so entsprechen könnte, als wenn das Geschick auch ihm ähnliche Abentheuer auf Meer und Land, zu bestehen aufgäbe. Don Gußman lächelte, und stellte dem Freunde seines Sohnes die nachtheiligen Seiten eines romanhaften Lebens vor. Vigo aber, war mit den Aeußerungen seiner Gelieb-

te eben nicht ganz zufrieden, da er meinte: alle Weiblichkeit müsse, ihrer Natur und Bestimmung treu zu bleiben, häuslichen Sinn im Busen tragen.

Er suchte deshalb auch künftig, solche Romane vorzugsweise aus, die weibliche Sanftmuth empfahlen, und wo keine Donna Juana, bald nach Tunis, bald nach Martinique, bald nach Mexiko gerieth.

Sie wechselten mit den öffentlichen Blättern, deren man so viele kommen ließ, als nur zu haben waren. Vigo liebte die neue Madriter Zeitung und ihre beabsichtigten Zwecke; Don Paterno hielt es mit allen Proklamationen und Dekreten, die von der neuen Junta zu Sevilla ausgingen. Don Gußman seufzte immer sehnlicher nach Frieden, wollte, ehe sein dunkles Auge sich schlösse, noch gern die Wiederkehr sanfter Ruhe in seinem Vaterlande erleben. Keinem Theile trafen die gehegten Wünsche ein. Auch auf anderen Wegen kamen ihnen von den Zeitbegebenheiten Nachrichten genug zu. Wenn sie die Grausamkeit erfuhren, womit viele Insur-

genten ihre Gefangenen behandelten, mißbilligten Alle so abscheuerregende That aus Menschlichkeit, tadelten sie daneben in verständiger Hinsicht, da man so des Feindes Grimm thörigt reize, und ihn zu schaudervollen Wiedervergeltungen ausfordere.

Von Don Pedro de San Lucar verlautete, er solle zu einem ziemlichen Rang unter den Mißvergnügten emporgestiegen seyn, auch zeither oft glücklich gefochten haben. Doch, setzte man hinzu, er blähe sich deshalb mit unerträglichem Stolz, und beflecke sich mit blutigen Handlungen, sowohl gegen Gefangene, als noch vielmehr gegen andersgesinnte Mitbürger. Beides fand allgemeinen Tadel!

Vigo empfing auch einen Brief von Don Pedro, der mit Prahlereien angefüllt war. Dann fuhr er fort: Ich habe auch gehört, Vetter, daß Sie ein kleines Kasteel ziemlich gut sollen vertheidigt haben. Nur hätten Sie, um meinen Beifall ganz zu verdienen, sich noch länger halten, und keinen andern Vertrag ein-

gehen müssen, als der Sie berechtigt hätte, so- fort wieder zu dienen. Ohne die Bescheidenheit zu verletzen, kann ich Ihnen sagen, wie das Tagebuch meiner Kriegsverrichtungen glorrei- chere Dinge aufzählt. Doch, weil Sie einmal den übereilten Fehler begangen haben, zu bald sich zu ergeben, zweifle ich nicht, Sie werden, wenn der Zeitraum, der Sie zur Ruhe verbin- det, abgelaufen seyn wird, möglichst eilen, wie- der mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen. Ist es nicht in Castilien, doch anderswo! Ich lade Sie ein, dann zu mir zu kommen. Sie mögen unter meinen Haufen als Hauptmann dienen, und Zeuge von meinen Siegen seyn. Uebrigens wird es mir auch nicht klar, wes- halb Sie an Ihr Wort so gebunden seyn soll- ten. Dem Feinde ist man keine Gewissenhaf- tigkeit schuldig. Den glaubhaftesten Patriotis- mus würden Sie an den Tag legen, wenn Sie, aller Rücksichten ungeachtet, gleich sich bei mir einfänden, wogegen Sie, wenn Sie das Jahr abwarten, immer nicht allem Verdacht entgehen werden, die müßige Ruhe entspräche ihren Ge-

sinnungen, und Sie fühlten in Spaniens großer Sache lau.

Nein, rief Don Gußman, wer dem Feinde sein Wort nicht zu halten denkt, muß es schon aus Selbstachtung ihm nicht geben! Was hätte es mit aller Ehre auf sich, wenn sie nicht als ein unverletzbares Heiligthum dastehen soll?

Noch unwilliger zeigte sich der vermeinte Paterno über den eingelaufenen Brief. Nie, rief er mit Enthusiasmus für Vigo, nie würde Don Pedro gethan haben, was diesen jungen Helden mit Ruhm krönte. Ich bin aus den Deutungen, welche sein Charakter giebt, vollkommen überzeugt, daß sein Kriegsglück nur an begünstigenden Umständen hängt, an überlegener Zahl, an Gegenden, deren schwierige Natur dem Einheimischen große Vortheile bietet, oder was es sonst seyn mag. Gehen Sie ja nicht zu ihm, Don Vigo, er würde Sie ohne Zweifel so stellen, wie David jenen Urias. Denn, einst die Erbfolge des Lehns der Mantinona davon zu tragen, ist ein Wunsch, den

er schon lange nährt, und den Rodrigo's Tod noch mehr entflammt haben wird.

Don Gußmann fragte mit Befremdung: Kennen Sie ihn denn so genau, Don Paterno?

Cajetania erschrack, beinahe eine seltsame Vermuthung auf sich geladen zu haben, und gab vor, Don Pedro sey ihr einigemal zu Gesicht gekommen, mehr noch habe sie aber durch Freunde von ihm gehört.

Vigo antwortete höflich, erklärte aber: daß er, nach seinen Grundsätzen, ein einmal gegebenes Wort nicht brechen könne!

Uebrigens wollte er auch in keinem Fall zu Don Pedro gehn. Er fand Cajetania's Wink nicht eben überflüßig. Dann mochte er auch nicht Zeuge von einem Verfahren seyn, wogegen sein Herz mit Abscheu erfüllt war, und das ihn, weil er seine Mißbilligungen nicht würde zurückhalten können, in böse Händel mit Pedro verwickeln dürfte. Dieser konnte dann auch wohl Gelegenheit nehmen, wie es in Zeiten der Partheisucht nur zu häufig geschieht, auf eine

hämische Weise, seinen vaterländischen Sinn verdächtig zu machen.

Im Stillen wünschte und hoffte aber Vigo, es sollte gegen das umgelaufene Jahr schon der innere Krieg in Spanien zu Ende gegangen seyn. Denn wie tapfer er sich auch, durch die Nothwendigkeit bestimmt, gezeigt hatte, das blutige Soldatenhandwerk blieb einmal allen seinen Neigungen entgegengestellt.

Zehntes Kapitel.

Weitere Begebenheiten die Vigo trafen.

Bei der in Castillen wieder hergestellten Ruhe, hatten die Cölestinerinnen beschlossen, ihre ehemalige Abtei wieder zu beziehn. Der Geistliche, welcher die Aufsicht darüber führte, trug also Sorge, daß sowohl die beschädigten Gebäude

hergestellt, als alle Zeichen der Statt gehabten blutigen Fehde, dort beseitigt wurden. Nachdem dies geschehen war, trat die Aebtissin mit ihren Nonnen, unter schicklicher Begleitung, den Weg dahin an.

Vigo hörte davon, und nicht ohne einige Besorgniß.

Diese rechtfertigte sich auch nur zu sehr, als er, wenige Tage darauf, einen Brief von jenem Geistlichen empfing, der ihn einlud, ihm schleunig einen Besuch zu geben, und zwar in dem Städtchen neben der Abtei, wo er sich jetzt aufhalte. Denn er habe ihn dort über eine sehr wichtige Angelegenheit zu befragen.

Vigo hielt das eingelaufene Schreiben vor seinem Vater geheim, sagte auch Donna Cajetania kein Wort davon, weil er begriff, daß sie die Nachricht mit Bangigkeit erfüllen mußte. Eine andere Absicht wurde vorgeschützt, und der Einladung gehorcht.

Als er in dem Städtchen angekommen war und sich zu dem Geistlichen verfügt hatte, blickte ihn dieser prüfend und mißtrauisch an, sagte

ihm aber noch nichts von dem, worüber man bei ihm Erkundigungen einziehen wollte. Hier ist der Ort nicht, Don Vigo, sagte er. Haben Sie aber die Güte, mich in das Sprachzimmer des Klosters zu begleiten, denn sowohl die Aebtissin, als ich, Kraft meines Amtes, haben Ihnen dort eine höchst ernste Frage vorzulegen, die Ihr Gewissen mit der strengsten Wahrheit zu beantworten schuldig ist!

Vigo bebte, sah aber wohl ein, daß vielleicht die Nothwendigkeit ihm auflegen würde, eine wahre Aussage um jeden Preis zu verweigern. Er waffnete sich mit Muth und Verstellung nach allen Kräften.

Im Sprachzimmer angelangt, erschien auch die Aebtissin bald. Sie nahm das Wort: Don Vigo, Sie waren hier Befehlshaber, als diese Abtei zu einem Kasteel diente. Stiegen Sie bei dieser Gelegenheit nie in den Keller hinab?

Die geheimen Ahnungen in Vigo's Brust hatten sich bewährt. Er sah sich in eine nur zu verfängliche Lage bestrickt. Antwortete er Ja, ließ sich viel Schlimmes voraussehn. Vernein-

te er, konnte sich es fügen, daß Einer von jenen Vertheidigern der Abtei, die um sein Vorhaben, die Lebensnothwendigkeiten in die Tiefe zu flüchten, wußten, ausgemittelt wurde, und seine Behauptung entkräftete. Doch weil nur wenige übrig geblieben, und jetzt sehr zerstreut waren, da es zudem leicht seyn konnte, daß keiner unter ihnen, von einer Sache, die meistens nur mit den getödteten Offizieren abgesprochen worden war, wußte, so fand er das Letzte rathsam.

Er antwortete also: Nein!

Der Geistliche mahnte: Bedenken Sie Ihr Gewissen, junger Mann!

Vigo entgegnete: Ich sehe nicht ein, warum eine so gleichgültige Sache mit dieser Feierlichkeit abgehandelt wird!

Jener sagte: Es wäre doch möglich gewesen, daß man Gegenstände, die den feindlichen Kugeln hätten entzogen werden sollen, dahinunter gebracht hätte, etwa Verwundete oder Proviant.

Er empfing die Antwort: Meine Kranke lagen in den Zellen, meine Lebensnothwendigkeiten in der Kirche aufgehäuft!

— Mindestens bringen wollen! fuhr der Andere fort.

Hätte ich es gewollt, entgegnete Vigo, würde es ja auch geschehen seyn!

Die Aebtissin nahm ihre Schlüssel, öffnete die Thür, ließ Vigo ein, und beide Männer nach dem Keller folgen. Der ungewöhnliche Umstand, hieß es, berechtige zu einer seltenen Ausnahme von der Regel.

Ein Licht in der Hand, ging sie voran, auf die Stelle zu, wo Cajetania eingemauert gewesen.

Ist Ihnen diese Oeffnung bekannt? forschte sie.

Vigo nahm Ungeduld an. Wie mag ich mit Gegenständen dieser Tiefe vertraut seyn, rief er, wenn mein Fuß sie nie betreten hat?

Die Aebtissin fuhr fort: So erfahren Sie, daß hier eine Nonne — ihr zur wohlverdienten Züchtigung, obschon nicht auf lange — eingemauert gewesen.

Bei einer solchen Nachricht, kann ich nur schaudern! versetzte Vigo.

Um Bemerkungen über Dinge, die Sie nicht zu würdigen verstehn, hat man Sie nicht angegangen! fiel der Geistliche mit Strenge ein.

Jene nahm das Wort: Die Nonne ist bei unserer schnellen Flucht vergessen, doch gleich danach Bedacht auf sie genommen worden. Nur die weitläuftigen Unterhandlungen, mit dem Feinde, um freies Geleit, zögerten die ihr zu bringende Hülfe. Als sie erschien, fand sich die Nonne todt.

Vigo bat, ihm entweder nicht so grauenvolle Dinge mitzutheilen, oder es nicht zu tadeln, wenn sein menschliches Gefühl dabei sich empören müsse.

Der Zeit nach, fuhr die Aebtissin fort, konnte sie aber noch nicht gestorben seyn. In drei Tagen kömmt man nicht vor Hunger um.

Vigo rief: Ich hätte in diesem Aufenthalt nicht vierundzwanzig Stunden gelebt.

Der Priester unterbrach ihn: Nicht viel fehlt, so könnten Ihre Anmerkungen Sie in den Verdacht heimlicher Ketzerei bringen.

So will ich denn alle Schrecken in mein

Herz verschließen! rief er. Man fahre fort, ob ich schon nimmer begreife, was alles das mich angeht.

Ihr Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit zerkratzt, redete die Aebtissin weiter.

Wenn ich es sagen darf, sprach Vigo, so muß ich das natürlich finden: Hunger, Todesangst —

Jene fiel ein: Doch fand man auch die oberen Steine der Vorwand nicht in ihrer alten Lage. Sie waren abgebrochen und wieder aufgesetzt.

„Die Unglückliche wird einen Versuch gemacht haben, sich zu befreien!"

Die weibliche Kraft, ohne alle Werkzeuge, vermochte das nicht.

„Ich urtheile, daß Verzweiflung die gewöhnlichen Kräfte zu erhöhen vermag."

Auch das Unwahrscheinliche zugegeben, weshalb aber hätte man die abgelöseten Steine wieder in den alten Fugen gesehn?

„Hm — doch auch das läßt eine Erklärung zu. Die Eingemauerte kann mit Anstrengung

verzweifelnder Kräfte sich ausgebrochen haben. Weil es aber unmöglich gewesen ist, auch die Kellerthüre zu sprengen, hat sie sich wieder in die Kluft begeben, und aus Furcht vor Bestrafung, die Mauer, so gut es anging, hergestellt."

Sinnreich genug! Ein Anwald könnte nicht mehr Entschuldigungen hervorsuchen. Wissen Sie aber noch, daß, als wir in die Abtei zurückgekehrt waren, und der Leichnam, den die Kühle, troß der entflohenen Zeit, noch ziemlich erhalten hatte, bestattet werden sollte — es sich fand, daß es ein Mann gewesen sey.

„Dies setzt mich billig in Erstaunen!"

Und um den gegen die Kirche verübten Betrug müssen Sie wissen!

„Ich? Lüftete sich nicht mein Haar, ich würde an Scherz glauben!"

Sie — Sie allein vermögen Auskunft zu geben, und sind sie der Kirche schuldig. Auch lastet ein nur zu gegründeter schwerer Verdacht auf Vigo. Denn bekannt ist uns geworden, daß er die Novize — denn wirkliche Nonne war sie noch nicht — heirathen wollte,

die hier eingemauert saß. Ich sage Ihnen nichts neues, wenn ich den Namen Cajetania nenne!

Vigo heuchelte neuen Schrecken, und Schmerz um den Tod einer Person, die er heftig geliebt zu haben, eingestand.

Aber sie ist ja nicht todt, entgegnete die Aebtissin, wenigstens hier nicht gestorben. Das liegt doch wohl offenbar am Tage, weil man den Leichnam eines Mannes entdeckt hat. Wähnen Sie nur nicht, undurchschaut zu seyn! Sie, Sie haben, mit frecher Hand, der Kirche ihr Eigenthum geraubt! Es wäre möglich gewesen, Cajetania ihres Noviziats zu entlassen. So lange sie jedoch in der Abtei sich befand, hatte Niemand ein Recht über sie, als der Vorstand dieser Abtei. Frevelnd haben Sie also einen Eingriff in heilige Rechte geübt.

Vigo beharrte standhaft auf seiner Aussage.

Davon wurde nun kein Wort geglaubt, vielmehr sein hartnäckiges Läugnen ihm als eine desto schwerere Versündigung zugerechnet. Der Geistliche nahm ihn aufs Neue in's Gebet, und begehrte, unter furchtbaren Drohun-

gen, Wahrheit. Wo Sie auch Donna Cajetania versteckt halten, rief er, eilen Sie, schnell das Mädchen zurückzuliefern! Sie büsse die Sünde, indem sie nun, ohne alle neue Widerrede, den Schleier empfängt. Und die Missethat, welche Don Vigo beging, kann, wie schwer sie auch ist, in seiner leidenschaftlichen, unbedachten Jugend, vielleicht noch einige Rücksichten zugeben, wenn er reuig sie bekennt, der Kirche Gehorsam leistet, von seinen Reichthümern, der jetzt ohnehin viel bedrängten, freigebig mittheilt, und fortan, zu ihrer Ehre, ein tapferer spanischer Edelmann, das Schwert zückt. Noch, mein Herr, ist Ihnen die Wahl gelassen. Die Aebtissin, wie ich, sind bereit, aus Nachsicht zu schweigen. Widersetzen Sie Sich aber unserm Verlangen, dann bebe der übermüthige Jüngling! Noch ist die Inquisition nicht abgeschafft! Der neue König selbst muß sie achten, dafern er nicht auch die Herzen der ihm ergebenen Spanier von sich abwendig machen will. Und diese Inquisition sieht, bei ihrem heiligen Amt, nicht Geburt, nicht Güter an.

Wohl

Wohl ehe hat sie vornehme Religionsfeinde, die ihr Wahrheit versagten, mit Peinfragen belegt, denen ein schmählicher Tod folgte. Nun — ich fordere Antwort!

Ich kann nur wiederholen, was ich bereits sagte, entgegnete Vigo, der nicht wenig erbangen mußte. Demungeachtet wankte er nicht. Nichts weiß ich von Allem, darauf blieb er stehn.

Mit starken Armen ergrif ihn nun der Priester. So bewohne Du eine Kluft, aus der Deine kirchenräuberische Hand die Gefangene stahl! rief er. Hinein Ketzer, bis Du Wahrheit bekannt hast!

Vigo's Kräfte reichten nicht hin, den fürchterlichen Mann abzuwehren. Zudem befielen ihn ohnmächtige Empfindungen. Er sah sich, alles Widerstrebens ungeachtet, in die Höhlung geworfen, und sein Jammerruf verhallte unnütz an den schauerlichen Wänden. Priester und Domina entfernten sich, kein Lichtstrahl durchbrach mehr die Dunkelheit. Die Schlüssel rasselten noch einmal an der Thüre, und nun umfing ihn Grabesstille.

Wer mag sein Entsetzen schildern? Eine Ohnmacht folgte der andern, und kein hülfreicher Beistand. Viele Stunden entflohen, ehe er wieder zu einiger Besonnenheit gelangte.

Und nun donnerten seines blinden Vaters Worte mahnend in seine Erinnerung zurück, je mit der Kirche in Spanien keine Fehde zu bestehn. O wie hatte der Alte Recht gehabt! Welch ein Schicksal! Kein leiser Trost, nicht der fernste Hoffnungschimmer!

Eine Wahl blieb ihm, doch welche? Er konnte, die Wahrheit bekennend, aus dieser Gruft zu steigen hoffen. Aber dann mußte er die Geliebte ewig hingeben, fürchten, daß sie nun, statt seiner, von rachsüchtigen Händen lebenslang hineingestoßen würde.

Dies Loos hätte nur ein Tieger über Cajetania werfen können. Und geschah es nicht, dann mußte er bis zum letzten Athemzuge hier bleiben. Auch dann erblickte sein Auge die Geliebte nie wieder.

Größere Qualen hatte er nie empfunden, und auch nur wenigen Sterblichen sind ähn-

liche bereitet worden. Und nichts, nichts gab es, daß ihm nur eine Möglichkeit der Rettung wahrscheinlich gemacht hätte.

Mein Vater, dachte er, wird freilich über mein Außenbleiben befremdet seyn, klagen, Unglück fürchten, wenn ich mich nicht wieder einfinde, doch was kann der blinde Jammernde zu meiner Befreiung thun? Hinterbringt ihm gleich der Bediente, den ich mitgenommen, wo ich verschwunden sey, ist immer kein Beweis über mein weiteres Ergehen zu führen. Und ahnte er sogar etwas von der Wahrheit, kann es dem Ohnmächtigen nur einfallen, mit der Kirche anbinden zu wollen? Cajetania dürfte am ersten richtig schließen können, allein sie muß dann um so ehe verborgen zu bleiben suchen. Mithin vermag Niemand mir zu helfen. Wollte ich auch weit hinausdenken, eine Zeit hoffen, wo Spanien beruhigt wäre, engere Schranken um die Macht des Priesterthums gezogen würden, nie steige ich dennoch aus diesem Grabe wieder an's Licht. Denn selbst angenommen, daß die Abtei aufgehoben würde, gewiß ermordeten sie mich zeitig,

damit ihre heimlichen Gewaltthaten verborgen blieben. Für mich lebt keine Hoffnung, ich bin verloren, und muß mich in das Entsetzliche ergeben!

Wohl vierundzwanzig Stunden ließ man ihn einsam ohne alle Nahrung. Dann erschien der Geistliche mit Wasser und Brod. Unglücklicher, sprach er, hast Du Dich bedacht?

Bösewicht im heiligen Gewand, entgegnete der Gefangene, ich antworte nicht mehr. Gott wird mich rächen!

Der Priester ging fort. Täglich reichte er Vigo das karge Mahl, und beide schwiegen fortan.

Acht Tage währte indessen nur diese Schreckenszeit. Gegen alle Vermuthung erschien der Priester nun abermal, ein Licht und ein Evangelienbuch in der Hand, Milde und Güte auf dem Antlitz.

Es hat sich aufgeklärt, fing er sanftmüthig an, verzeihe mein Sohn, was bei einem so dringenden Verdacht nicht zu umgehen blieb. Du bist unschuldig!

Hohl starrte Vigo aus seinem Gemäuer

ihn an. Er glaubte zu träumen. Ueberflog Milde von diesen Lippen schon alle seine Hoffnungen, so begrif er vollends nicht, wie sie dazu gelangten, von Unschuld zu reden.

Nehmen Sie Ihre Freiheit zurück, Don Vigo, fuhr der Andere fort, doch schwören Sie zuvor auf das Evangelium, kein Wort von dem was hier geschah, auszuplaudern.

Das Wort Freiheit hätte den Gefangenen in einen fast wahnsinnigen Freudentaumel bringen mögen. Er konnte sich jedoch immer noch nicht überreden, daß er wache.

Schwören Sie! fing der Priester noch einmal an, das Buch in die Kluft reichend.

Vigo legte seine Finger darauf, und vollzog bebend, was man verlangte.

Nun half ihm der Geistliche hinaus, was um desto bequemer anging, weil die Steine der Vorwand nicht wieder fest gemauert waren, und Vigo auch einigemal den Kerker verlassen hatte, um einige Bewegung in dem finstern Gange zu vollziehn.

Scherzen Sie grausam? fragte er stam-

melnd. Sie wollen mir die Freiheit zurückgeben? Sie? Mir?

Wie dürfte man die Unschuld hier gefangen behalten, sagte der Andere, nahm Vigo bei der Hand, und leitete ihn hinaus.

Es war Abend. Vor der Pforte erinnerte ihn sein Führer noch einmal, ja den Schwur unverbrüchlich zu halten. Geben Sie vór, eine Wallfahrt zu einem Heiligenbilde in der Sierra Morena gemacht zu haben, wenn man um Ihr Außenbleiben fragt, setzte er hinzu. Es konnte nicht anders seyn. Ein Irrthum zog Ihnen die harte Behandlung zu. Leben Sie wohl!

Hier umarmte er ihn, und entfernte sich. Eine große Wohlthat für Vigo. Denn so überrascht, so betäubt von ungehoffter Freude, als der Jüngling seyn mußte, hätte es ihm, bei einer längeren Unterhaltung, nur zu leicht begegnen können, sich zu verrathen. Denn was ihn so irre machte, war immer, daß man ihm ein Zeugniß seiner Unschuld gab. Und der auf ihn geworfene Verdacht, um dessentwillen er in den

Kerkertiefen hatte schmachten, und sich von endlosen Leiden bedroht sehn müssen, war doch vollkommen gegründet. Vigo begrif den Priester nicht.

Langsam, und wankend, wie Jemand, der nach langem Seesturm, auf einer, jeden Augenblick mit Versinken drohenden, Schaluppe, an's Land gebracht worden ist, schlich er dem Gasthofe zu, in dem er neulich abgetreten war. Seinen Bedienten fand er nicht mehr. Er hatte ihn fünf Tage erwartet, und dann seinen Rückweg angetreten. Die Wirthin erschrack heftig über die Todtenblässe in Vigo's Gesicht. Auf einer andächtigen Wallfahrt bin ich erkrankt, sagte er, und ließ sich Labung reichen.

Wohl hatte seine Gesundheit mächtig gelitten. Drei Tage hindurch mußte er das Bette hüten. Die Wirthin stand ihm bei, reichte ihm, was er bedurfte, und erzählte allerlei, ihm die Zeit zu verkürzen.

Kaum hörte er mit halben Ohr, denn seine Begebenheit, zu der sich, wie er sein Urtheil auch anstrengte, immer kein Schlüssel fin-

den ließ, hielt seine Denkkraft gefangen, und versenkte ihn in hinbrütendes Nachsinnen.

Unter andern fragte ihn die Wirthin: ob er schon erfahren habe, daß die Cölestinerinnen-Abtei, immer noch nicht ganz von dem hergestellt, was sie erlitten, von Grundaus neu gebaut werden sollte?

Flüchtig antwortete er: Nein!

Jene fuhr fort: eine andächtige reiche Dame, will das christliche Werk aus ihren Mitteln vollziehn. Sie war vor etlichen Tagen hier, bewohnte dies Zimmer, ist vorgestern erst wieder abgereis't.

Etwas aufmerksamer fragte Vigo um den Namen der Dame.

Donna Emanuele de San Lucar, hieß die Antwort. Ich habe es aus ihrem eignen Munde. Sie ist so brav als redselig. Einigemal war sie bei der Aebtissin.

Diese Nachricht setzte Vigo in das höchste Erstaunen. Donna Emanuele hier! Einigemal bei der Aebtissin! Sollte das keinen Zusammenhang mit meiner Befreiung haben? Wahrschein-

lichkeit genug — und dennoch wieder nicht zu deuten. Sie schrieb: Cajetania sey todt. Dies hatte sie ohne Zweifel von der Aebtissin erfahren, welche der nämlichen Meinung seyn mußte, so lange der Leichnam noch nicht gefunden war. Was that aber Donna Emanuele jetzt in der Abtei? Verlief man sie, ihr die seltsame Entdeckung mitzutheilen, sie zu fragen, ob sie auf keine Weise, irgend eine Vermuthung, welche eigentliche Beschaffenheit die räthselhafte Erscheinung haben möchte, angeben könne? Dies ist leicht zu glauben, ob man wohl früher schon das Auge auf mich warf, denn jener Brief, den ich einst an Cajetania schrieb, der, wie sie mir sagte, nicht in ihre Hände gekommen ist, wird ohne Zweifel der Aebtissin überliefert worden seyn. Daher der Verdacht. Was kann nun aber Donna Emanuele zu meinem Vortheil gewirkt haben? Muß sie nicht auch in das größte Erstaunen gerathen seyn, nicht auch glauben, ich wisse um Cajetania's Aufenthalt? Und bei ihrem hartnäckigen Vorsatz, sie als Nonne zu sehn, wäre ja keineswegs zu vermuthen, daß

sie nun sich beruhigen, nicht vielmehr auf die Herbeischaffung der Nichte dringen sollte. Oder hätte sie ihren Sinn geändert, fühlte Mitleid gegen unsere Liebe, und wollte die Cölestinerinnen sogar durch einen Bau beschwichtigen, damit nur alles Geschehene in Vergessenheit begraben würde. Hiermit stimmte jedoch immer nicht, daß mich der Priester unschuldig nannte. Warum hätte er sich nicht näher ausgelassen, warum nicht Donna Emanuele mich gesprochen? Alles voll Dunkelheit und Widerspruch.

Er sandte einen Boten nach dem Schlosse Mantinona, weil er nicht zweifelte, sein Außenbleiben würde den Vater wie die Geliebte in ängstliche Bangigkeit versetzt haben. Er sprach in seinem Briefe auch von der Betfahrt, wozu er eine plötzliche fromme Anwandlung empfunden habe, und sagte zu, nach wenigen Tagen heimzukehren.

Er trat genesen auch den Rückweg an, nahm ihn jedoch über das Schloß San Lucar. Er konnte nicht umhin, Donna Emanuele zu sprechen. Den Eid, nichts von dem, was in der Abtei mit ihm geschehn, auszunennen, wollte

er zwar unverbrüchlich halten, glaubte aber, Donna Emanuele würde auch von seiner Begebenheit unterrichtet seyn, und, nach ihrer schwatzhaften Art, sich dann nicht entbrechen können, selbst davon anzufangen. So erfuhr er doch, was ihr bekannt war, und vermuthlich ihre ganze Meinung über Cajetania. Mit Sorge hatte er immer noch in die Zeit gesehn, wo er seine Heirath würde abschließen dürfen, weil er Einsprüche von Seiten der Pflegemutter fürchtete. Hegte sie nun jetzt andere Gesinnungen, lag ihm viel daran, sie zu erfahren. Je früher es geschah, je zeitiger sank ihm ein Stein von der Brust.

Er langte dort an, und erschrack vor Donna Emanuele. Sie hatte, seit dem sie ihm nicht zu Gesichte kam, fürchterlich sich umgewandelt. Ihr sonst noch schwarzes Haar zeigte sich halb ergraut, tiefe Furchen lagen in der bleichen welken Gesichthaut, um die eingefallenen, matten, hohlen Augen, zogen sich breite graue Schatten, der Nacken war gekrümmt, an einem Stabe schlich die Gestalt einher.

Vigo bebte zurück, der Gruß starb ihm auf den Lippen. Donna Emanuele kam näher, umarmte ihn mit Innigkeit unter vielen Thränen. Er konnte nicht umhin, sie zu fragen: ob eine schwere Krankheit die Ursache ihres veränderten Ansehens wäre. Sie antwortete mit tausend Klagen. Sie wissen, schluchzte sie, ich mußte Don Joseph vor meinen Augen jämmerlich ermorden sehn, dann folgte der Nichte Tod, ach, noch schwerer lastet er auf meinem Herzen, und über Don Pedro's Schicksal lebe ich in immer fortwährender Angst! Wer mag voraussehn, wie es ihm gehen wird? Er ist zu eifrig in Muth und Vaterlandsliebe! Die Feinde sollen einen Preis auf seinen Kopf gesetzt haben. Täglich erwarte ich, man wird seinetwillen hier keinen Stein auf dem andern lassen. So viele Noth muß endlich auf den Wangen reden!

Vigo bezeigte ihr lebhafte Theilnahme, und lenkte das Gespräch auf Cajetania zurück. Es schien ihm vorhin, als sey sie, bei diesem Punkt ihrer Rede, am meisten bewegt worden.

Er bat um Verzeihung, daß er eine Seite

ihres Grams wieder anrege, entschuldigte sich aber, mit seiner vorigen, ihr auch zur Wissenschaft gebrachten Beziehung zu Donna Cajetania, und fragte, wie es mit ihrem Tode eigentlich zugegangen sey?

Donna Emanuele war so erschüttert, daß sie kaum zu reden vermochte. Endlich stammelte sie, indem zugleich Angsttropfen vor ihre Stirn traten: Sehn Sie, Vetter, dies ist es, was mich in die Grube drückt! Ich bin schuld an ihrem Tode — ja — doch meinte ich alles gut — zuletzt alles gut zu machen! Die ungeheure Sünde — die frühere, abzubüssen, will ich die Abtei neu erbauen. Doch trösten Sie sich, Vetter, trösten Sie sich — Ihre Gattin wäre Cajetania nie geworden! Keine Thräne darüber! O Gott — ich könnte mehr sagen — doch nein, noch nicht — in meinem letzten Willen steht auch eine Beichte vor aller Welt. Wenn ich todt bin, werden Sie davon hören. Gott und seine Heiligen mögen mir gnädig seyn!

Konnte Vigo zuvor keine Aufschlüsse über die seltsamen Heimlichkeiten finden, so wurde

er jetzt noch mehr verwirrt. Donna Emanuele glaubte also an den Tod ihrer Nichte auch wirklich, stellte so den Ausdruck ihrer Schmerzen, ihrer Vorwürfe, dar, Lüge und Heuchelei konnten das nicht seyn. Und wie kam es bei dem Allen, daß sie diesen Tod wähnte, da man sie doch ohne Zweifel in der Abtei benachrichtigt hatte, es wäre ein männlicher Leichnam gefunden worden? Konnte das in irgend einer Art gereimt, gedeutet werden? Und noch etwas lastete auf ihrem Bewußtseyn. Noch ein Geheimniß. Unstreitig war es bedeutend, da sie, bei sonst so geläufiger Zunge, nicht davon zu reden wagte. Mochte er seinen Witz üben, wie er wollte, nirgend, nirgend ein Licht.

Schon war er nahe daran, ihr zu hinterbringen, Donna Cajetania lebe, und so die Gewissensqual, ihren Tod verursacht zu haben, von ihrer Brust zu wälzen. Vielleicht, dachte er, giebt sie in der Freude, sich erleichtert zu sehn, ihre Einwilligung zu unserer Heirath. Doch bedachte er sich auch schnell wieder. Ihre alten Skrupel, des Gelübdes willen, können al-

les verderben, sagte er sich. Da sie auch noch behauptete, Cajetania wäre nie meine Gattin geworden, so ist dies nicht anders auszulegen, als ihr Widerwille gegen diese Verbindung, würde unter allen Umständen sich gleich geblieben seyn.

Genug, es war kein Faden in diesem Labyrinthe zu entdecken, und Vigo eilte von dannen zu kommen, wie auch Donna Emanuele ihn bat, einige Zeit bei ihr zu weilen, und ihren tiefen Leiden mit Trost zur Seite zu stehn. Er spendete diesen kurz hin, und entfernte sich bald. Unmöglich konnte er auch der Urheberin von seiner Geliebten schrecklichen Pein, eine freundliche Seite hinwenden.

Als er nach Hause kam, fand er Don Gußman nahe am Grabe. Die neuliche Besorgniß um ihn, wie die Freude sie gehoben zu sehn, hatten den geringen Ueberrest seiner Kräfte hingenommen. Der vermeinte Paterno saß an seinem Sterbebette, das von Aerzten umgeben war. Der Greis bezeugte dem Sohn, wie er seinem Freunde viel Pflege und Freude danke, und be-

gehrte von Jenem, er möchte Don Paterno, der ja nicht bemittelt sey, nach seinem Tode, ein Jahrgeld auf lebenslang aussetzen. Mehr und mehr schwanden die Lebensgeister nun hier.

Vigo gerieth außer sich vor Kummer. Er flehte die Aerzte um Hülfe an, sie gaben trostlose Antworten. So trifft mich denn ein Schrecknis nach dem andern! brach er aus.

Diese Worte machten, daß ihn Cajetania in ein anderes Zimmer winkte. Hier fing sie an: Vigo, sagen Sie mir, was ist mit Ihnen vorgegangen? An eine Wallfahrt glaub' ich nicht. Ich vermag Ihnen die entsetzlichen Besorgnisse, die ich um Sie fühlte, nicht zu nennen. Entdecken Sie mir, ob ich mehr geahnet habe. Sollte nicht in der Abtei —

Vigo, seines Eides eingedenk, unterbrach die Geliebte, und versicherte: nichts als eine andächtige Verrichtung habe seine Rückkehr gezögert. Er klagte sich dabei an, nicht den Bedienten gehörig unterrichtet zu haben, und bat, des verursachten Kummers willen, der ihm so schmeichelhaft war, zärtlich um ihre Verzeihung.

Noch

mehr bat er, ja sich keiner weitern Unruhe hinzugeben.

Cajetania glaubte ihm nur halb, die Unterredung wurde indessen abgebrochen, denn man rief Vigo ängstlich an das Sterbebette zurück. Cajetania folgte ihm.

Dem Alten brachen die erblindeten Augen. Nun gehe ich in den neuen Tag, fing er mit gebrochener Stimme an, jetzt wird sich meine Finsterniß zerstreuen, mein Blick wieder aufhellen.

Vigo hätte in Rührung untergehen mögen. Sein Herz drohte zu springen. Er suchte einen Vorwand, die Aerzte aus dem Zimmer zu entfernen. Als dies geschehen war, kniete er vor dem Sterbenden hin. Nicht kann ich das Geheimniß noch bewahren! rief er. Es giebt keinen Don Paterno, ehrwürdiger Vater, meine Geliebte, Cajetania, aus einem gräuelvollen Kerker gerettet, und noch immer in Mannskleidern verborgen, knieet neben mir. Segnen Sie uns!

Der Alte gab stumme Warnungzeichen,

legte die Hände auf Beide, stammelte ein Segenwort, und verschied.

Die Pflicht der Thränen ward ihm reichlich gezollt. Nicht Vigo, nicht seine Geliebte, konnten lange sich zufrieden geben. Cajetania hatte während ihres Aufenthalts bei dem alten Mantinona ihn auch als ihren Vater betrachten gelernt.

Elftes Kapitel.

Vigo's neuer Feldzug.

Vigo trat nunmehr das reiche Lehnserbe an. Eine Neuheit wohnte im Genuß der beträchtlichen Einkünfte nicht für ihn. Hatte er doch zeither die weitläuftigen Güter verwaltet, und über alle Summen beliebig gebieten können. Seine Freuden hatte er da nie suchen gelernt, wo sie theuer bezahlt werden, und wenn jetzt

die Zeitläufte ihm manchen Schaden brachten, und sein Einkommen verkürzten, so blieb er um desto gleichgültiger dabei.

Sein höheres Glück war Donna Cajetania. An ihrer Hand einen Spaziergang durch Gärten und Gefilde vollziehn, mit ihr ein, edle Empfindungen weckendes, Buch lesen, mit ihr von dem entschlafenen Vater reden, dies waren seine Aufheiterungen, seine Wonnen, nicht flogen seine Wünsche darüber hinaus. Auch treuen Trost spendete ihm die herrliche Geliebte, des erlittenen Verlustes willen.

Die Liebenden befanden sich nun allein auf dem Schlosse Mantinona. Vigo empfand jedoch viel zu zart, als daß er das vorige, zwischen beiden die feinsten Schranken der Anständigkeit ziehende, Betragen, im mindesten abgeändert hätte. Vielmehr trieb er seine zurückhaltende Ehrerbietung noch weiter als vorhin.

Auch blieb Don Paterno in seiner alten äußeren Gestalt. Denn noch schien Vigo die Zeit nicht gekommen, wo Cajetania sich der weiblichen Kleidung, wonach sie auch eben kein

Verlangen trug, mit Sicherheit bedienen könne. Was ihm in der Abtei begegnet war, konnte ihm, trotz der freundlichen Entlassung, wohl nicht aus dem Gedächtniß fliehen, mußte ihn vielmehr mit banger Sorge in die Zukunft blikken lassen. Ueberdem litt die Schicklichkeit es gar nicht, daß eine unvermählte Dame, vor den Augen der Welt, in dem Hause des einzelnen Mannes geherbergt wurde.

Es blieb also beim Alten, und Vigo sorgte noch, daß Cajetania weniger als zuvor gesehen wurde. Sie hatte einen alten Bedienten, brachte viele Zeit einsam in ihrem Gemache hin, speis'te nur mit Vigo, und sah an den Abenden sich ihm gegenüber.

Was er mit Donna Emanuele gesprochen hatte, verschwieg er seiner Geliebten aus manchem Grunde, wie er sie auch aus Schonung nicht in sein sorgend Herz blicken ließ. Denn wie seine Heirath einst sich ohne Stürme von Außen fügen sollte, leuchtete ihm noch wenig ein. Er fürchtete von der Abtei her, wie von Donna Emanuele, drohenden Einspruch. Wie

er die Hindernisse, die sich zu seiner Zeit lieb-los aufthürmen konnten, klüglich entfernen sollte, dies war der Gegenstand, dem er sein meistes Nachsinnen weihte.

Darüber lief nun das Jahr seiner Entsagung aller Theilnahme an den Krieg, um. Lange vorher schon hatte Cajetania gefragt: ob er seine Feldgeräthschaft nicht bald wieder in Stand setzen, und sich nach Soldaten, die unter ihm dienen könnten, umsehen würde. Sie pflegte hinzuzufügen: es könne doch kein Zweifel bestehn, daß er die Gelegenheit, neuen Ruhm in Vertretung des Vaterlandes zu ernten, keinen Augenblick würde ungenützt verstreichen lassen, wenn die Zeit, wo er abermal fechten dürfe, herangenaht sey.

Vigo hatte vergeblich gehofft, den Krieg in jener Zeit schon geendet zu sehn. Er fühlte, wie zuvor, nicht die mindeste Neigung dazu, sah eben so wenig seinem glücklichen Erfolg entgegen, und dachte über den Zweck, um welchen die Mißvergnügten stritten, durchaus nicht verändert.

Nichtsdestoweniger drängte ihn seine ganze Lage, den Aufforderungen, welche an ihn gemacht wurden, sich nicht zu versagen. Er befand sich in dem Fall, der früherhin manchen Guelfen oder Ghibellinen, manchen Hugenotten oder Liguisten, manchen Niederländer, manchen Schotten, manchen Ungar, manchen Polen, zwang, zu thun, was er höchst ungern that. Vigo besaß nicht allein Güter in Castilien, sondern auch in Andalusien. Auch nach Castilien waren zeither wieder Insurgenten gekommen. Sein Leben hatte ihm desto höheren Werth, da er liebte. Es kam auch nicht allein auf seine Person, auf seine Reichthümer an; die Rachsucht konnte ihren Muth an seinen Unterthanen kühlen. Don Pedro hatte er zu fürchten, der gewiß nicht unterlassen haben würde, ihn anzuschwärzen, und der Mißvergnügten fürchterlichen Ahndung zu empfehlen, wenn er daheim geblieben wäre. Es blieb ihm noch übrig, nach Madrit zu gehn, allein dann überlieferte er seine Güter der Feinde Rache um desto mehr. Die Franzosen hingegen verfuhren immer noch

schonender, wenn sie nach den Besitzungen ei-
nes gegen sie kriegenden Edelmannes kamen,
und nahmen auf den Zwang, der ihn dazu ver-
mocht haben konnte, Rücksicht, weil sie die Ge-
müther so für sich einnehmen wollten. Genug,
die Umstände nöthigten von allen Seiten, und
was den meisten Ausschlag gab, war — die
Geliebte. Seltsam genug, in tausend andern
Fällen würde es eben die Geliebte gewesen
seyn, welche einen solchen Entschluß am mei-
sten gehemmt und zurückgezogen hätte.

Es blieb aber nicht bei den Anmahnungen,
Vigo möchte in's Feld rücken. Cajetania woll-
te ihn dahin begleiten, und stand von dem
Vorhaben nicht ab, wie zärtlich Vigo auch sie
bat, sich keinen Beschwerden, keinen Gefahren
blos zu stellen. Nein, nein, entgegnete sie, ich
verachte die Ruhe, und daß mir in Gefahren
Wonne und Hochsinn im Busen aufleben, habe
ich erprobt, als ich in der Abtei mit dem De-
gen eines Todten mich waffnete!

Diesem Zufall, entgegnete Vigo, danke ich
mein Leben, ich erkenne es freudig. Doch wenn

ein Zufall Sie nach einem Kampfplatz führte, und Ihre Liebe Sie bewog, das Geschlecht vergessend, auch eine Waffe zu schwingen, so stehen jetzt die Dinge verändert. Bleiben Sie lieber daheim, als mein bevollmächtigter Freund, und sehen nach meinen Gütern, nach Ihren Gütern. Wahrlich, der Krieg ziemt Ihrem Geschlechte nicht!

O, erwiderte Cajetania, es hat mich immer in Bewegung gesetzt, was man von einer Thalestris, einer Penthesilea, einer Johanna d'Arc, einer d'Eon erzählt.

Ausnahmen von der Regel, sagte Vigo, oder vielmehr Erscheinungen, die den Winken und Bestimmungen der Natur entgegenstrebten.

Cajetania ließ sich nicht irre machen. Wäre ich eine Königin, fuhr sie fort, wie Christine würde ich immerfort der Mannskleider mich bedienen. Nur — hier blickte sie ihren Vigo zärtlich an — im Entsagen der Liebe könnte ich sie nicht nachahmen!

Genug, Cajetania ließ nicht ab. Sie wollte ihn nicht allein in die Gefahren ziehen las-

sen, Freude und Noth vielmehr mit ihm theilen. Einsam, so schwur sie, könne sie nicht daheim bleiben. Er mußte endlich nachgeben, wie er denn auch, so bald es zu einem Streit mit Gründen kam, meistens den kürzeren zu ziehen pflegte. Es schien, sie hätte die Redseligkeit von Donna Emanuele gelernt.

Ohne Zweifel war es dem Spanier eine frohe Aussicht, die Geliebte ferner um sich zu erblicken. Von Allem, was ihm den Krieg verleidete, konnte er die Trennung von Cajetania, als das schwerste Gewicht auf der Waage seiner Abneigung betrachten, doch mußte er demungeachtet sie nach allen Kräften abreden. Es half inzwischen nicht, Cajetania blieb auf ihrem Vorsatz stehn.

Er warb nun unter der Hand, sahe auch bald eine Streiterzahl beisammen, welche der vorigen, die er in den Kampf geführt hatte, an Menge und Stattlichkeit glich, wenn sie nicht jene noch übertraf. Es wurden keine Summen gespart, sie mit allen Nothwendigkeiten zu versehn.

Cajetania — stets unter dem Namen Don Paterno — wurde bei der neuen Kompagnie des Insurgenten-Hauptmanns Vigo de Mantinona, als Lieutenant angestellt. Niemand konnte regsamer zu Werke gehn, als dieser verkleidete Offizier, um mit allem was zum Feldgerüste nöthig ist, bekannt zu werden. Den ganzen Tag schoß er entweder mit Pistolen und Flinten, oder las Dienstvorschriften der alten spanischen Linienoffiziere. Dann sah er wieder nach den geworbenen Leuten, unterrichtete sie, und hielt auf das pünktlichste zu ihrer Ordnung. Nie zuvor hatte Cajetania ein Pferd bestiegen, doch einige Versuche, und sie tummelte den andalusischen Renner muthiger noch als Don Vigo.

Nachdem alles in Bereitschaft war, zog man auf verschiedenen Gebirgswegen von dannen, und brach sich Bahn, wo kleine feindliche Partheien entgegen traten. Der neue Insurgenten-Hauptmann gelangte, nach vielen Schwierigkeiten und harten Kämpfen, endlich zu Lord

Wellington, in dessen Heer sein Trupp aufgenommen wurde.

Man bestimmte ihm vorzüglich die Theilnahme an dem sogenannten leichten oder Vorpostendienst. Da kam Vigo denn bald mit Bergschotten, bald mit Miquelets, bald mit Portugiesen zusammen, und wetteiferte zugleich mit ihnen an tapferem Muth und klugen Planen. Ihm glückte viel, doch bei weitem mehr noch seinem Lieutenant. Was der Hauptmann gefährlich hielt, nannte Jener ein Spiel, sank Vigo von Beschwerden erschöpft zu Boden, war bei Don Paterno noch an keine Müdigkeit zu denken. Der Krieg schien sein Element, und mochte Vigo ihn heimlich noch so dringend mahnen, der Weiblichkeit zu schonen, der vermeinte Don Paterno es selbst auch zusagen, in der Kampfhitze war alles bald vergessen. Vigo übte bisweilen die Herrschaft, welche die im Kriege gewohnte Unterordnung ihm verlieh, blos mit Strenge gegen den Lieutenant, um seine Tollkühnheit zu bändigen. Daneben drohte er auch, das Geheimniß seines Geschlechts

vor aller Welt zu offenbaren, wenn keine Mäßigung erfolgen würde. Cajetania bat dann, ihr zu verzeihn, gelobte was der Hauptmann nur verlangte, doch mochte sich nur eine Trommel rühren, oder eine Trompete schmettern, grif sie unbedacht jede Ueberlegenheit an, oder stürzte mit verhängtem Zügel auf die nächste feindliche Batterie ein. Es reute ihren Geliebten Tausendmal, die wilde Heroine mit in's Feld genommen zu haben, und er sann im vollen Ernste darauf, sie nach dem Schlosse Mantinona zurückzusenden.

In manchem Treffen that sich der vermeinte Don Paterno hervor, und erntete mehr Lob, als der Hauptmann. Unter andern Umständen würde das nicht geringe Feindschaft entflammt haben, doch hier lachten beide Theile laut, wenn sie sich allein befanden. Es kam gar dahin, daß Paterno bei einem neuen verwegenen Vorpostenangriff, eine feindliche Feldwache, umschleichend, überfiel, sie von den Pferden abgesessen traf, sie entwaffnen konnte, und dreimal so viel Gefangene einbrachte, als sein Häuflein

stark gewesen. Nun wollte man ihn, der lange bereits Auszeichnung verdient hatte, zum Hauptmann befördern, allein er wies die Ehre zurück, um sich, wie er sagte, nicht von seinem Freunde trennen zu dürfen. Späterhin eroberte Cajetania Geschütz, und nun sollte der Majorsrang die Heldenthat belohnen. Da sie noch weniger über ihren Geliebten sich erhoben sehen wollte, so schlug sie abermal rund ab, was man ihr — oder vielmehr dem tapfern Lieutenant — zudachte.

Die Beschreibung eines Feldzugs taugt wenig in den Roman. Es sey genug, zu bemerken, daß Vigo und Cajetania zehn Monate lang im Heere des Lord Wellington auftraten, und den vornehmsten Gefechten, die in dem Zeitraume Statt hatten, beiwohnten. Nicht ohne Verlust, Vigo sah die geworbene Truppe auf mehr als die Hälfte einschmelzen, doch er und der weibliche Lieutenant, hatten das seltene Glück, durchaus unverwundet zu bleiben.

Allein jetzt nahte Unglück. Zwar hatte auch zeither schon die Glückgöttin oft ihre Stellung

verändert, man war bisweilen vorgedrungen, und hatte sich ein andermal wieder genöthigt gesehn, zurückzuweichen, oder, wie es nach dem sanften Kunstnamen heißt, eine retrograde Bewegung zu machen. Jetzt empfing man dagegen eine derbe Schlappe, und gerieth in eine so eilige als übelgeordnete Flucht. Die leichten Truppen sollten den Nachzug bilden, den Feind abhalten, so lange es möglich wäre. Des Feindes Vorzug hatte dagegen den Befehl, so schnell zu verfolgen als es möglich seyn würde. Und er brachte die Möglichkeit zuwege, jene leichten Truppen zur Hälfte niederzuhauen, und zur Hälfte gefangen zu nehmen.

Zu der zweiten Abtheilung gehörte auch die Zahl des Vigo. Man hatte Pulver und Blei völlig verschossen, sah sich zwischen zwei Teichen auf einen Damm geklemmt, der Feind zeigte hinterwärts und vorwärts Kanonen. Zum Ueberfluß hatte noch eine Brigade ihren Weg über den Damm zu nehmen, auf welchem das eingeklemmte Häuflein stand. So konnten auch wohl Alziden und Rolande gefangen werden.

Es versteht sich, daß Cajetania vor Wuth schäumte, sein Hauptmann dagegen, fand sich mit Ergebung in sein Schicksal. Bis auf die Unterkleider sah man sich ausgeplündert, doch ein feindlicher Offizier, dem nicht unbekannt war, daß Vigo bedeutende Güter in Castilien und Andalusien hatte, war so großmüthig, ihn mit Vorschüssen zu versehn.

Sie sollten nach Frankreich gebracht werden. Vigo, der ohnehin während jener Plünderung ängstlich bebte, Cajetania würde ihr Geschlecht erkannt, und sich von den Soldaten verspottet oder gar gemißhandelt sehn, fürchtete, daß auch in der Gefangenschaft nicht glücken werde, es immer zu verbergen. Zudem blieb seine Anwesenheit auf den Gütern nöthig, und nach acht Wochen trat er das ihm so wichtige fünfundzwanzigste Jahr an. Er bat also den Offizier, der sich als seinen Beschützer gezeigt hatte, ihm die Erlaubniß, in die Heimath zu gehn, auszuwirken.

Der Offizier verwendete sich treulich für ihn, und forderte nun von Vigo und seinem

Lieutenant ein schriftliches Ehrenwort, Zeitlebens nicht mehr gegen Frankreich zu dienen.

Vigo zeigte sich zur Ausstellung bereit, Don Paterno aber wollte keinen längern Vertrag, als auf ein Jahr, eingehn, und bezog sich auf die vorige Gefangenschaft. Der feindliche Offizier lächelte, daß ihm einfallen könne, unter diesen Umständen dem Sieger noch Gesetze vorzuschreiben. Daß man Ihnen damals jenen Vertrag nachgegeben, sagte er, ist wirklich eine Uebereilung gewesen, so wie man auch jetzt, sehr schonend, Ihnen die Freiheit auf die eben genannte Bedingung angeboten hat. Wie, wenn man überhaupt Sie nur als Rebellen erblickte, Jedem, der mit den Waffen in der Hand gegen uns angetroffen wird, das Vermögen einzöge, ihn vor ein Kriegsgericht stellte, und für manche unmenschliche Behandlung der Gefangenen, ohne Unterschied, Rache nähme? Nur um den Spaniern Zeit zur Besinnung zu geben, durch Großmuth sie zu gewinnen, und den Zwang berücksichtigend, der Viele von ihnen, gegen ihren Willen, zum Kampf nöthigte,

um-

umgehen wir noch im Allgemeinen die heftigen Maaßregeln. Dem Hauptmann Vigo widerfährt nur besondere schonende Aufmerksamkeit, weil von ihm ein edles Kriegsverfahren bekannt geworden ist. Wollen Sie aber nicht, mein Herr, so gehen Sie denn nach Frankreich.

Die Trennung von Vigo vermochte Cajetania nicht einzugehn, also wurde unter Thränen die Handschrift abgegeben, und beide empfingen Pässe, um ihren Weg nach Castilien anzutreten.

Vigo sagte: dem Himmel sey Dank, daß ich endlich mich einer Beschäftigung entübrigt sehe, für die ich einmal nicht gemacht bin! Die Mißvergnügten können nichts weiter fordern, ich habe gethan, was einem muthigen Ritter ziemte.

Cajetania maulte, wie man zu sagen pflegt, einige Tage über diese Rede, die ihr so wenig heroisch klang, daneben hätte sie in Grimm über die ihr widerfahrne Begebenheit untergehen mögen. Da Vigo in diesem Betragen einigen Mangel an Liebe zu finden glaubte, weil

er die Meinung hegte, Cajetania hätte viel-
mehr Ursache zufrieden zu seyn, daß ihrer Ver-
heirathung nun ein mächtiges Hinderniß weni-
ger im Weg läge, maulte nun auch, und man
sprach eine gute Zeit hindurch kein Wort zu-
sammen. Eine Erscheinung überhaupt, welche
in der Liebe nicht selten ist.

Aus der nächsten Stadt aber schrieb Vigo
den vornehmsten Anführern, was ihm dort im
Kasteel, und nun beim Heere des Lord Welling-
ton, begegnet war. Er rief Zeugen für sein
Verfahren auf, forderte darüber eine strenge
Prüfung, und indem er zeigte, daß seine jetzi-
ge Gefangenschaft nur darin ihren Grund ha-
be, daß man ihm keine Unterstützung gesandt
und all' sein Pulver verschossen gewesen, wur-
de zugleich dargethan, daß ihm kein Vorwurf
daraus gemacht werden könne. Er bewies auch
noch, daß, wenn er nach Frankreich gegangen
wäre, die auf seinen Gütern befindlichen Spa-
nier, auf mannigfache Weise durch seine Abwe-
senheit würden gelitten haben. Nachdem er nun
die Rechtlichkeit seines Verfahrens klar belegt

hatte, bat er um die Billigung der Anführer, und um einen Schutzbrief, gegen feindselige Behandlung, von Seiten der gewaffneten Patrioten.

Beides empfing er auch in einiger Zeit, neben mancher ihm zugetheilten Lobeserhebung. So konnte er demnach in Sicherheit und Ruhe das Schloß Mantinona beziehen, und hatte nichts weiter zu fürchten, als etwa ausgeschriebene Lieferungen, die seinen Reichthum nicht viel beeinträchtigten.

Nach und nach — wie es auch in der Liebe sich zu ereignen pflegt — vertrugen die Schmollenden sich wieder. Cajetania hatte nachgegeben, ihrem Vigo aufs Neue die treueste Liebe, die künftig nur auf ihn allein bezogen seyn sollte, zugesagt.

Vigo fühlte darüber Entzücken. Als er auf dem Schlosse Mantinona angelangt war, fehlten noch sechs Wochen, an jener für ihn so wichtigen Epoche. Dann war die Zeit seines Schwures umgelaufen, und er berechtigt, sich zu vermählen.

Doch wie viele trübe Sorgen und bange Zweifel stiegen ihm auf! Wenn er nun Donna Cajetania unter den Lebenden erscheinen ließ, durfte er hoffen, daß die Abtei schwiege? Konnte dasselbe von Donna Emanuele erwartet werden? Es ist schon berichtet worden, wie sowohl das Verfahren jenes Geistlichen, als der Dame, ihm so unbegreiflich scheinen mußte, daß seinem Nachsinnen alle Deutungen rein unmöglich blieben.

Demungeachtet waren die Antriebe seiner zärtlichen Leidenschaft mächtig. Es mußte ernst zur Vollendung gesehen, auch allenfalls mit Kühnheit darum gewagt werden.

Er hatte einen glücklichen Einfall. Jener Pfarrer, den einst Gußman zu sich geladen, der gegen Donna Emanuele allen Klosterzwang so laut mißbilligt hatte, schien ihm seines offnen Vertrauens werth.

Zur Stelle eilte er zu dem Mann, ergrif mit Thränen seine Hand, bat ihn auf das Rührendste um Beistand oder Rath, und auf den Fall, daß er mit beiden sich nicht bemengen

könne, um tiefes Schweigen über die Angelegenheit, die er ihm zu gestehen käme.

Der Geistliche wandte sich freundlich zu dem Bittenden. Alles was Sie da fordern, entgegnete er, gehört zu meinem Amt. Ich darf von Ihnen erwarten, daß Sie nichts Sträfliches hieher bringe.

Vigo unterrichtete ihn nun von Allem, was Cajetania betraf, sagte jedoch von seiner Begebenheit im Keller der Abtei, wie es sein Schwur verlangte, nichts. Dagegen aber fügte er hinzu, was Donna Emanuele gesagt hatte, und ihm nicht zu erklären war. Wie unglaublich es scheint, endete er, so mag man bei den Edlestinerinnen doch wohl den Tod der Novize vermuthen, oder irgend Jemand ihn fälschlich ausgesprengt haben. Das alles begreife ich nicht, aber was kann mir nicht widerfahren, wenn Cajetania, die nun der Abtei Entführte, plötzlich auftrit! Ich schaudere, und meine heiße Liebe gestattet mir demungeachtet kein längeres Zögern.

Der geistliche Mann antwortete nach eini-

gem Besinnen: Verwickelt genug ist der Fall, und — ein seltsam Geheimniß scheint überdem noch im Hintergrunde verborgen zu liegen!

Ohne Zweifel, hochwürdiger Mann, entgegnete der Kavalier, was sagen Sie aber zu dem, was ich Ihnen aufhellte?

Mein Sohn, sprach Jener, was ich sträflich entdecke, berührt Sie nicht! Sträflich handelte jene Dame an Cajetania, denn Niemand soll zum kirchlichen Leben gezwungen werden. Sträflich auch handelte die Aebtissin. Solche schauderhafte Tirannei war sie nicht berechtigt zu üben, am wenigsten gegen eine ihr vom Zwang übergebene Novize, am wenigsten, wenn diese nichts that, als ihre Abneigung gegen die Klösterlichkeit einzuräumen. Das Geständniß war vielmehr recht und fromm, denn man soll der Kirche nicht ohne einen Zug der inneren Seele nahen, das Heiligthum durch kein ungeweihtes Herz betrügen. Einmauerungen gehörten früheren rohen Jahrhunderten an, die jetzige Zeit hätte sie, durch Vernunft und Milde sich ehrend, längst austilgen sollen. Nur

gegen eine wirkliche Nonne, die etwa alle Kirchenzucht durch schweren Sittenverderb höhnte, ehrlose Verbrechen übte, wäre allenfalls jetzt noch eine so schauderhafte Strafe zu vollziehn. Doch würde die Schmach einer solchen Nothwendigkeit, immer noch auf die Obergewalt im Kloster zurückfallen. Denn diese hätte wachen, bewahren, hinlänglich zur Tugend ermuntern, die Macht der Frömmigkeit über jede Leidenschaft hinlänglich erheben müssen, daß so ein Frevel, in's Gebiet der Unmöglichkeiten verwiesen geblieben wäre.

Entzückt fühlte sich Vigo, bei dieser so billigen, als wahrhaft frommen Darstellung.

Der Priester fuhr fort: Daß Sie, Don Vigo, die Eingemauerte befreiten, die unrechtmäßig Gestrafte, die gezwungene Novize, war eine Handlung der Menschlichkeit, und in sofern man von einem Eingriff in die Rechte der Kirche spräche, würde Sie entschuldigen können: daß jene Rechte damals sich entfernt hatten, und die Abtei in ein Kasteel verwandelt war. Ich gestehe aber, daß nur so die Ausle-

gung des Wohlwollens für Sie auftreten würde. Anfeindender Sinn könnte dagegen sagen: es war recht, die Gefangene mit Nahrung zu versehn, doch, ihr die Freiheit zu geben, durften Sie nicht sich ermächtigen. Eine Meldung von dem, was Sie entdeckt hatten, an die Behörde, kam Ihnen zu, um so mehr als die Gelegenheit sich darbot, indem jene Nonnen mit dem Geistlichen sich einfanden. Daß Sie die Abtei mit einem falschen Leichnam hintergingen, entschuldigt Ihre Liebe, doch nur dann, wenn man geneigt ist, so einen Rechtfertigungsgrund gelten zu lassen. Dies kann man, und kann es auch nicht, wie in tausend andern Fällen, wo die Anwendung des kirchlichen Gesetzes, der Willkühr des Richters heimfällt. Hätte ich zu schlichten, wären Sie jeder Sorge überhoben, aber mein Wirkungskreis ist enge gezogen. Die Sache muß dem Bischof des Sprengels gemeldet werden. Es ist ein Mann, auf welchen die Hoffnung bauen darf. Ich unterziehe mich der Vermittlung, und — meine ja, nicht ohne Zuversicht, ich wer-

de Ihnen gute Botschaft zurückbringen. Vigo dankte dem Edelmüthigen rührend, und flehte innig, alles aufzubieten, was einen glücklichen Ausgang herbeiführen könne.

Zwölftes Kapitel.

Vigo's Vermählung, und der seltsamen Räthsel völlige Aufschlüsse.

Der Bischof war geneigt, alles Kirchenthum im Laufe der Zeit so zu verbessern, als es die Rücksicht, auf die Vorurtheile der Schwachen, nur immer zugab. In sofern der neuen Regierung hochsinniger, doch immer noch mit Vorsicht offenbarter, Geist, dahin winkte, war er dieser Regierung von Herzen mit Liebe zugethan. So konnte sein Ausspruch den Liebenden auch nur günstig lauten:

Er hieß: Donna Cajetania mag frei wie-

der auftreten, und Don Vigo de Mantinona ihr seine Hand reichen. Um jedoch das Aufsehen so viel als möglich zu hemmen, wird allen Theilen ein Schweigen über die früheren Vorgänge aufgelegt. Es mag vielmehr heißen: Donna Cajetania sey nun erst, mit Zustimmung ihrer Pflegemutter, und der Abteibehörde, ihres Novizlats entlassen worden.

Sowohl jener Geistliche als die Aebtissin, empfingen, unter der Hand, einen scharfen Verweis über ihr Betragen, und den gemessensten Befehl, sich auf keine Weise mehr, in die Angelegenheit des Vigo und der Cajetania zu mengen.

Dieser Befehl setzte Beide in die höchste, gespannteste Verwunderung. Denn — sie waren zeither, wie unbegreiflich es auch klingen mag, von dem Tod der Novize, auf das Vollkommenste überzeugt gewesen. Nach dem bischöflichen Gebot war ihnen für die Zukunft Unthätigkeit vorgeschrieben, und demungeachtet hielten Beide es mehr als je nöthig, zu handeln, zu entdecken, sich selbst über eine Bege-

benheit zu unterrichten, zu deren Räthsel ihnen der Schlüssel fehlte. Indem sie aber zugleich den Bischof fürchteten, absonderlich die Aebtissin, über das, was sie gethan, betreten war, und dafern sie sich näher erklärte, noch anderweitige, unbefugt geübte, Härte gegen Cajetania, eingestehen mußte, als dem Bischof bekannt geworden zu seyn schien, zögerte sich ihr Entschluß. Sie pflog mit dem Geistlichen eine weitläuftige Unterhandlung, was man dem Bischof zu melden habe, und wie es, ohne nachtheilige Rückwirkung hervorzubringen, eingekleidet werden müsse. Darüber flohen Wochen hin, und Vigo beraumte während dieser Zeit, voll Entzücken seine Vermählung an.

Grade an dem Tage, wo er in sein fünfundzwanzigstes Jahr treten würde, sollte auch das höchste Glück seines Lebens vollzogen werden. Beide Theile schwammen in Liebe und Wonne. Alle Vorbereitungen zur Feierlichkeit — nur in einer stillen Trauung vor wenigen Zeugen bestehend — wurden getroffen.

Die vorzüglichste darunter war, Donna

Cajetania, ohne dem Leumund Gelegenheit zu nachtheiligen Anmerkungen darzubieten, in weiblicher Tracht erscheinen zu lassen. Alle vorige Dienerschaft wurde also abgelohnt, oder in einer anderen Bestimmung nach entfernten Gütern gesandt. Eine ehrbare Duenna, vom Pfarrer in Vorschlag gebracht, nahm in einem nachbarlichen Städtchen, Donna Cajetania bei sich auf. Hier legte diese ihre ehemalige Kleidung wieder an, und einen Tag vor der Hochzeit traf sie, in der umwandelten Gestalt, von ihrer Duenna begleitet, und wie es hieß, eben aus der Abtei gekommen, auf dem Schlosse Mantinona ein. Der Pfarrer, durch welchen die glückliche Vermittelung vollendet worden, hatte sich auch schon eingefunden, denn Niemand als er, sollte die frohen Liebenden einsegnen.

Donna Cajetania sah, bei ihrer Ankunft auf dem Schlosse, lauter neue Bedienung, und je seltener sie ehedem sich öffentlich im Orte gezeigt hatte, je weniger sah sie sich, in dem ohnehin die ganze Haltung so verändernden Gewande, einer Erkennung blos gegeben.

Schon einige Zeit früher hatte Vigo bedacht: es gebiete doch der Anstand, Donna Emanuele seine Vermählung anzuzeigen. Die Nachricht, Cajetania lebe, mußte zugleich dem Gewissen der Dame wohlthätig seyn. Damit jedoch ihre Einreden zu spät kämen, sollte sie den Brief, worin ihr alles kund gethan würde, nur einen Tag vor seiner Hochzeit empfangen. Mochte sie dann aufbieten was sie wollte, ehe sie nach der Abtei, oder nach dem Schlosse Mantinona kam, waren Cajetania und Vigo ein Ehepaar. Dies betrachtend, mußte ihr die Klugheit schon rathen, allen neuen Geist des Widerstrebens in sich zu unterdrücken.

Der Bote wurde also, jener Absicht gemäß, und nicht ehe, als die Zeitberechnung es empfahl, abgefertigt. —

Lieblich und schön ging der hochzeitliche Morgen auf. Man lebte eben im April, bekanntlich dem Mai, in Castiliens heitern Gefilden. Die Lemonenbäume, aus dem Garten zu Mantinona winkend, schienen Heute einen neuen festlichen Blüthenschmuck angelegt zu ha-

ben, aus den Oelhainen der Nähe grüßten Nachtigallengesänge die glückliche Frühe. Schon dem lächelnden Sonnenaufgang hatten Vigo und Cajetania ihre seligen Empfindungen entgegen geathmet.

Der edle Pfarrer war von Freude über sein Gelingen innig bewegt. Wo er die Glücklichen sah, da lohnten alle Wonnestrahlen in ihren flammenden Augen mit noch mehr Dank, als schon ihre Lippen, das Gefühl zu nennen, nicht enden konnten.

Eine Stunde nach der anderen entfloh. Die wenigen, aus der Nachbarschaft geladenen, Zeugen, fuhren nach und nach in den Hof, und statteten dem, schon festlich einhertretenden, Brautpaare, die Glückwünsche der mitfühlenden Freundschaft ab. Alles hatte endlich sich versammelt, und die zur priesterlichen Einsegnung bestimmte Zeit war herangekommen.

Die hohe stattliche Cajetania, nach einem empfangenen, und mit süßverschämten frohen Lächeln beantworteten, Wink, nahm ihren Platz dem feingestalteten Vigo gegenüber. Ein schö-

neres Brautpaar wollten die Anwesenden noch nicht erblickt haben, doch konnte auch Niemand von ihnen den Gedanken beseitigen: wie diese Braut, ihrem Bräutigam einiges von ihrer Höhe abgeben, dieser auch allenfalls, in seine zarten Gesichtlinien, und die blendende Haut, etwas mehr Männliches aufnehmen könnte, wodurch beide Theile, den gewohnten Bildungen der Natur, doch treuer erscheinen dürften.

Der ehrwürdige Pfarrer stellte sich in die Mitte, eine heilige Rede floß von seinen andächtigen Lippen, und drang um so mehr in die Herzen, als sie aus einem rührend bewegten Herzen kam. Nach diesem Vortrag ließ er die Ringe der Liebenden wechseln, die Trauung war vollzogen, Amors Fittig rauschte vorüber, Hymens segnende Hand schwebte ob den Geweihten.

Sie umarmten sich mit einer Freudenthräne, und neue Glückwünsche tönten von allen Seiten her.

Die Versammlung trat nach und nach in

ein Nebenzimmer, wo das festliche Mahl angeordnet stand.

In diesem Augenblicke fiel Vigo bei, daß er ja, an diesem Tage, den Brief seiner verstorbenen Mutter hätte öffnen wollen. Ueber alle Entzücken war er noch nicht dazu gelangt. Die Säumniß einzuholen, ging er in ein kleines Gemach, nahm die heilige Urkunde, und erbrach die vielen Siegel.

Doch gerade auch, was den jungen Gatten die Betretung, in welche ihn das Gelesene versetzte, überhören ließ, gerade auch rollte eben eilig ein neuer Wagen in den Schloßhof. Donna Emanuele stieg heraus, und fand sich, so schnell es nur ihr schwacher Zustand erlaubte, unter den Gästen ein. Der Bote hatte schon sie unterwegs getroffen, ein Brief vom Bischof sie unterrichtet, daß Cajetania noch lebe, und sie zugleich bestimmt, in dem nämlichen Augenblicke nach dem Schlosse Mantinona abzureisen.

Wie ein schreckender Geist erschien sie im Reihen der Fröhlichen. Cajetania schauderte bebend zusammen vor dem Anblick. Denn

bleich,

bleich, verstört, athemlos, wankte Donna Emanuele daher, ihr stieres Auge heftete sich wild auf den Brautkranz, der in den Locken ihrer Nichte wehte. Unbekümmert um die Anwesenden, ergrif sie zitternd die Braut, und führte sie in ein entlegenes Kabinet.

Hier fragte sie mit halberstickter Stimme: Ist die Trauung schon vollzogen?

Mit gesammelter Fassung antwortete Cajetania: Ja, und wie der Priester sprach, soll nur der Tod mich von Vigo scheiden!

Die Heirath ist ungültig, kann nicht bestehn, o ich Unglückliche! So rief Donna Emanuele, und warf sich gleich darauf Cajetania zu Füßen.

Ich habe Dich schrecklich betrogen, sagte sie, betrogen aus übereilter Aufwallung mütterlicher Liebe! Und da ein Schritt unbedächtig gethan war, konnte ich nicht mehr zurücktreten. So lange meine nahe Aufsicht Dich umgab, konnte ich, von erkaufter Bedienung unterstützt, die Wahrheit Dir verbergen, auch im Kloster wäre sie nicht an den Tag gekommen, da ich,

nach Deiner Einkleidung, der Aebtissin das Geheimniß vertrauen und durch hohe Summen ihr Schweigen erkaufen wollte. Daß jedoch, auch Dir selbst hingegeben, kein Zufall Dich unterrichtete, wundert mich nicht wenig. Und wie hättest Du bei der leisesten Ahnung in dies Fest willigen können?

Cajetania gerieth in bestürztes Staunen, und drang auf eine nähere Erklärung.

Wisse denn, fuhr Donna Emanuele fort, o mein Frevel war schwer, doch unendlich hart büße ich ihn auch schon lange — wisse, Du lügst ein falsches Geschlecht — Du bist kein Mädchen — bist ein Jüngling!

Cajetania sank vor Erstarrung fast zu Boden. Daß bei dem Allen hier ausgesprochen wurde, von dem ihr etwas leis' geahnt hatte, mußte sie in diesem Augenblick sich gestehn.

Donna Emanuele umwand ihre Knie. Deine Mutter, fing sie wieder an, starb im Kindbette, Dein Vater war ihr kurz zuvor in die Ewigkeit vorangegangen. Blinde Zärtlichkeit für meinen Sohn, ließ mich heftig bekla-

gen, daß ein Knabe, und kein Mädchen nach=
blieb. Denn wäre es ein Mädchen gewesen,
hätte die Lehnsherrschaft San Lucar meinem
Gemahl, als den Bruder Deines Vaters, und
einst meinem Pedro, angehören müssen. Die
heftige Mutterliebe zu dem Sohn, gab den
Ausschlag, brachte mich auf den rasenden Ein=
fall, Dein Geschlecht zu verhehlen. Die Mut=
ter lebte nicht mehr, Summen erkaufen viel,
es gelang, Dich weiblich zu erziehn, und allen
Verdacht zu entfernen. Das Kloster endlich
sollte mein Geheimniß begraben, ich glaubte
selbst ein Mittel zu kennen, wodurch die Zei=
chen der Mannheit im Gesicht zu vertilgen wä=
ren, wenn sie einst erschienen. Meine Härte
wirst Du nun vollkommen zu deuten wissen.
Länger konnte ich aber nicht schweigen. Trit
die Herrschaft San Lucar an, sie ist Dein Ei=
genthum. Auch Don Pedro lebt nicht mehr.
Er ist gefangen und durch ein feindliches
Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden,
weil er gegen Franzosen sich erbarmenlos ver=
ging. Folge mir nach San Lucar, und suche

ein Weib! Verzeihen kannst Du mir nie, auch will ich mich den Gesetzen zur Bestrafung selbst übergeben!

Cajetania hob die Alte auf, tröstete sie schonend. Doch von Vigo zu lassen, den zu lieben ihr Herz so mächtig sich gewöhnt hatte, den Gedanken vermochte dies Herz auch nicht zu tragen, als auch das Geheimniß schon seine lange Hülle weggezogen hatte. Die Lippen verstummten, der Busen pochte mit hochflammendem Ungestüm.

Wir müssen zu Vigo, fing Donna Emanuele wieder an, in diesem Augenblicke erfahre der Betrogene, wie ihn seine Liebe getäuscht hat. Sie wankte, Cajetania an der Hand, fort. Beide langten in dem Gemache an, wo der Bräutigam starr und bleich weilte.

In welchem Zustande mußte auch er sich befinden! Denn das geöffnete Schreiben enthielt folgende Worte:

Liebe Tochter!

Wenn es Dir noch immer verborgen geblieben seyn sollte, so erfahre nun, daß Du

kein Jüngling, sondern ein Mädchen bist. Die seltsame Erziehung, welche ich Dir gab, wird Dich weniger befremden, wenn Du alle Gründe, die meine mütterliche Liebe dazu vermochten, näher erwogen hast. Ein männlicher Erbe war diesen Lehngütern ein dringend Bedürfniß, zu meinem großen Leidwesen aber wurde mir eine Tochter geboren, und meine anderweitigen Wünsche blieben umsonst. Mein spätes Kindbette gab mir auch desto geringere Hoffnungen. Nun sollte ich Dir unseren Reichthum entzogen, ihn wohl an die San Lucar, die Haß um mich verdienten, gelangen sehn, ich konnte das nicht tragen. Verwegen faßte ich den Entschluß, Dich für einen Knaben auszugeben. Der Vater war blind geworden, Miguel und Susanne eigneten sich zu treuen Werkzeugen meiner Heimlichkeit. Bis zu meinem Tode gelang auch die Absicht vollkommen, weil ich alle Mittel dazu sorgfältig genug angewendet hatte. Nun stehst Du in einem reifen Alter, wo Du verständig genug seyn wirst, das so einträgliche Geheimniß länger zu heh-

len. Ich rathe Dir, nach Amerika zu gehn, und Deine Einkünfte dorthin Dir nachsenden zu lassen. Die weite Entfernung deckt viel. Ich glaube sogar, Du wirst dort, bei gehöriger Klugheit, Dich vermählen können. Brächtest Du Söhne zur Welt, die den Stamm Mantinona fortsetzten, desto besser. Lebe wohl!

Noch hatte Vigo, in der Betäubung, welche von diesem Briefe ausging, zu keinem Entschluß gelangen können. Nur unendlich furchtbar traf ihn der Gedanke, seine Liebe zu Cajetania aufgeben zu sollen. Diese Liebe schien ihm eine Hälfte seines Daseyns, die nicht zu trennen wäre, ohne auch der anderen den Untergang zu bereiten. Alle Fassung war von ihm gewichen, er rang trostlos seine Hände, ohnmächtige Hinfälligkeit wandelte ihn an.

Da trat Donna Emanuele, über deren Anblick Vigo aufs Neue zusammenfuhr, herein, Cajetania neben sich, und Cajetania, vorhin von seliger Wonne geröthet, nun abgespannt und schreckenbleich.

Donna Emanuele nahm das Wort, und

hinterbrachte dem Bräutigam nun alles, was vorhin die Braut erfahren mußte. Vigo gerieth in eine noch höhere Befremdung. Statt einer Antwort, wozu ihm seine Lipp... den Dienst versagten, überreichte er Cajetania den geöffneten Brief, und sank gleich darauf ohnmächtig in einen Armstuhl nieder.

Cajetania las und las, kaum glaubte sie — vielmehr dieser weiblich genannte Er — ob den eignen Augen zu trauen stände. Doch über dem wiederholten Lesen, kehrte, nach und nach, die von den Wangen entflohene Farbe wieder zurück, selbst neue Freudenstrahlen zuckten wieder durch das, vorhin ermattete, starrgewordene Auge.

Endlich ward das Schreiben Donna Emanuele übergeben, und Cajetania eilte, Vigo in die Besonnenheit zurückzurufen. Es geschah durch entschlossene zärtliche Küsse, die auch ihre belebende Wirkung nicht verfehlten. In tiefgefühltem Entzücken, und frohe, sogar in Scherz überdringende, Laune getheilt, fing Cajetania an: was ist verloren, wenn die Liebe

bleibt! Und hat uns die Liebe nicht wahr beseelt? Ich, der Kavalier San Lucar — nun sogar auch Erbe dieser Herrschaft Mantinona — vermähle mich mit dem Fräulein Mantinona, bin ihr schon vermählt! Gewechselte Kleidung, und Alles bleibt beim Alten! —

Der gerufene Pfarrer, die Versammelten, hatten keine andere Meinung als die Liebe. Die Trauung war vollzogen, ihre Weihe behielt die Kraft.

Donna Emanuele empfing Verzeihung, die Liebenden feierten ihren seligsten Tag.

Von dem Verfasser sind in der Verlagshandlung folgende Werke erschienen:

Geschichte, eines bey Jena gefangenen Preußischen Offiziers, nebst einem Gemälde von Berlin, im Winter 1806/7. 3 Theile. 8. 1807. 2 Thlr. 8 Gr.

— — eines Oesterreichischen Partheigängers im Jahr 1809. Ein Roman. 8. 1810. 1 Thlr. 12 Gr.

Aufruf an die Patrioten, Theurung, Geldübel und Brotlosigkeit vieler Staatsdiener, durch einen leichten Verein zu bekämpfen. 8. 1808. 8 Gr.

Neu-Berlin, oder vaterländische Ideen über Wiedergedeihen und Emporblühen dieser Hauptstadt. 8. 1811. 1 Thlr. 12 Gr.

Romanhafte Abentheuer des spanischen Insurgenten-Hauptmanns Don Vigo de Mantinona, und der Nonne Donna Cajetania de San Lucar. Nebst einem Fragment aus den merkwürdigen Begebenheiten des Flibustiers Grandpierre. 8. 1812. 1 Thlr. 20 Gr.

Ueber den Partheigang des Herrn v. Schill. 8. 1809. 6 Gr.

Der Bankrott. Eine Posse in Einem Akte, nach einem Kanefaß des Federici. 8. 4 Gr.

Die zwölf schlafenden Jungfrauen. Ein romantisches Schauspiel mit Gesang, in vier Aufzügen. Mit einem Kupfer. 8. 18 Gr.

Die Sternenkönigin. Ein romantisches Feenmährchen mit Gesang, in drei Aufzügen. 8. 12 Gr.

NB. Diese drei Schauspiele sind auch vereint unter dem Titel: „Beiträge zur deutschen Bühne," von J. v. Voß, zu haben, und kosten dann nur Einen Thaler.

Neuigkeiten des Buchhändlers C. G. Schöne in Berlin, zur Ostermesse 1812.

Augustin, Dr. F. L., Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzneiwissenschaft. Zweites Stück. gr. 8. 12 Gr.
(wird fortgesetzt)

Brohm, Prof. K. F. A., Lateinische Grammatik für Schulen. 8. 12 Gr.

Bürja, A., Lehren der hylodynamischen Philosophie, von der Körperwelt, von Gott, und der menschlichen Seele. 8. 16 Gr.

Kleinwächter, H. H., über die Wichtigkeit und die wohlthätigen Folgen des Allerhöchsten Edicts in Betreff der Einschmelzung und Umprägung der Scheidemünze. Patriotisch-frei dargestellt. 8. (in Commission) 2 Gr.

Signatstern, der, oder die enthüllten sämmtlichen sieben Grade der mystischen Freymaurerey, nebst dem Orden der Ritter des Lichts. Für Maurer und die es nicht sind. Aus dem Nachlaß des verstorbenen Hochwürd. Bruders W..., an das Licht des Tages befördert von seinem Freund und Bruder B... Zweiter Theil. Zweite verbesserte Auflage. 8. 20 Gr.

Desselben Werkes Neunter Theil. Mit einem Kupfer. 8. (unter der Presse)

Spalding, G. L., vermischte prosaische Schriften und Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache. Nach seinem Tode gesammelt. 8. (unter der Presse)

Voß, Jul. von, romanhafte Abentheuer des spanischen Insurgenten-Hauptmanns Don Vigo de Mantinona und der Nonne Donna Cajetania de San Lucar. Nebst einem Fragment aus den merkwürdigen Begebenheiten des Flibustiers Grandpierre. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Musicalien.

Niclas, J. A., Quodlibet für angehende Klavierspieler. quer 4. 16 Gr.

Weihnachtsgeschenk für angehende Klavierspieler, von J. A. N*. quer 4. 16 Gr.

Aus dem Matzdorff'schen Verlage habe ich mit Verlagsrecht an mich gekauft:

Stosch, F., Fragen an Katechumenen. Nebst einer Betrachtung über die Gegenstände des Unterrichts als Hülfe bei den Antworten. 8. 1807. 6 Gr.

Zur Michaelismesse 1811 sind erschienen:

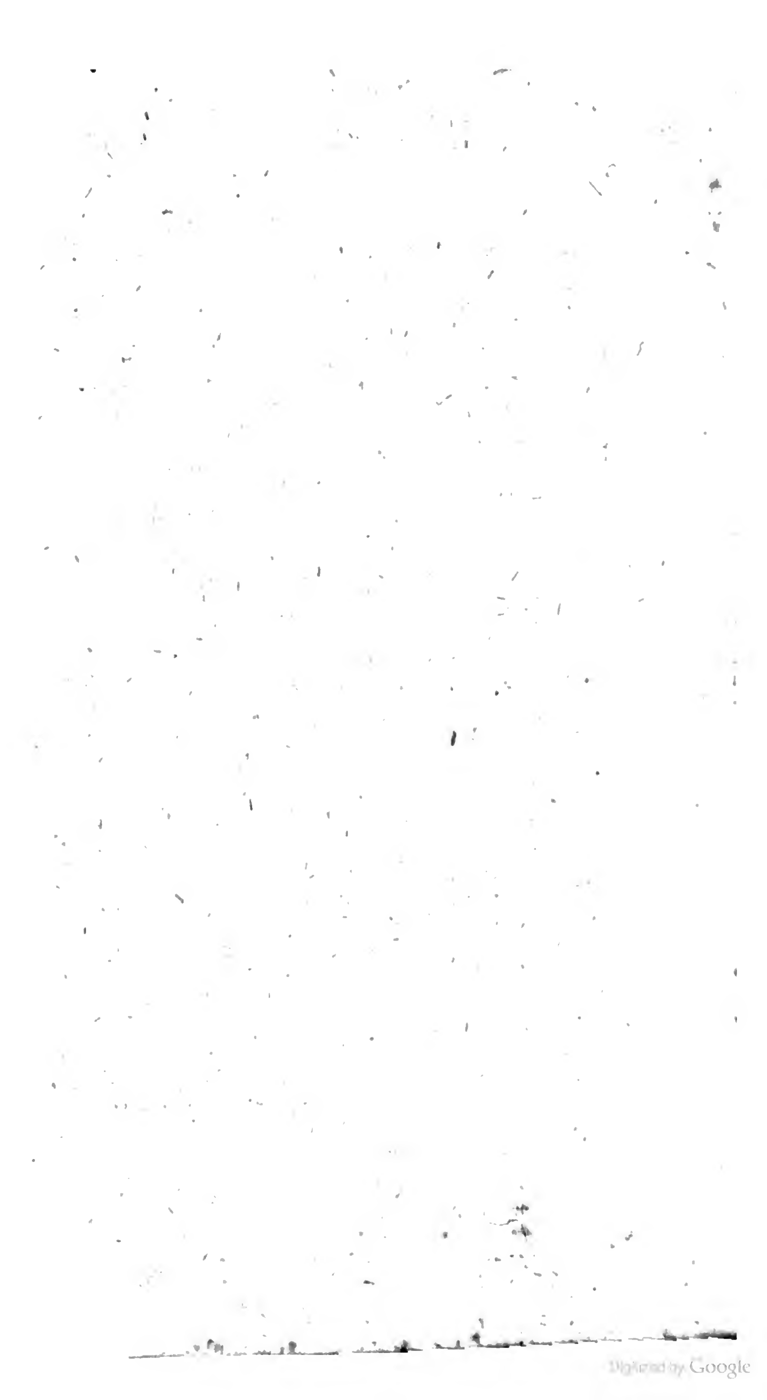
Lehmann, Dr. J. J., Lesebuch für Töchterschulen. 8. (in Commission) 12 Gr.

Leißnig, W. L., systematische Darstellung zu einer neuen Kriegslehre für Infanterie, Kavallerie und Artillerie, nach dem jetzigen Zeitgeist und aus dem wirklichen Kriege gefolgert. Nebst Mittheilung vieler noch unbekannten als Augenzeuge erlebten Thatsachen, aus dem Kriege in Preußen von 1806 und 1807. gr. 8. 1 Thlr.

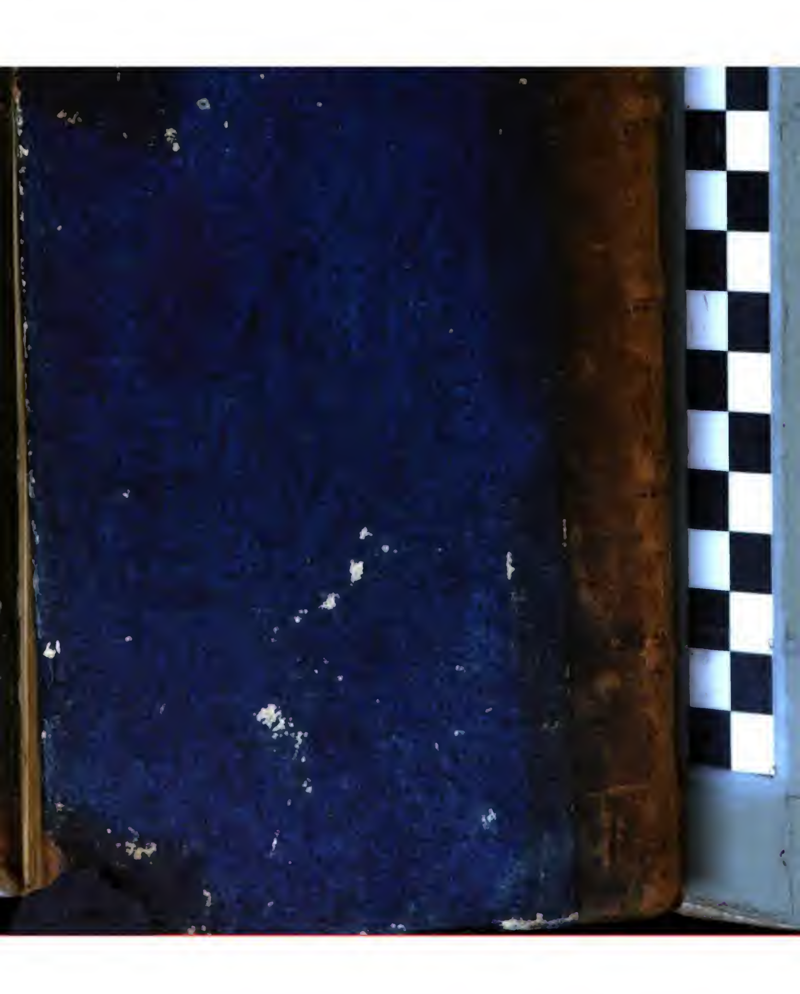
Löben, O. H. Gr. von, Arkadien. Ein Schäfer- und Ritter-Roman. Zweiter Theil. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
(Beide Theile dieses Romans kosten 2 Thlr. 12 Gr.)

Trautvetter, E. Ch., der Bardenhain, oder Forschungen zur Reinigung und zu einer neuen Begründung der Lehre vom Eigenthümlichen der deutschen Dicht-, Stimm- und Sängerkunst, wie auch über das Verhältniß der Künste, Wissenschaften und Glaubensarten. gr. 8. 1 Thlr.

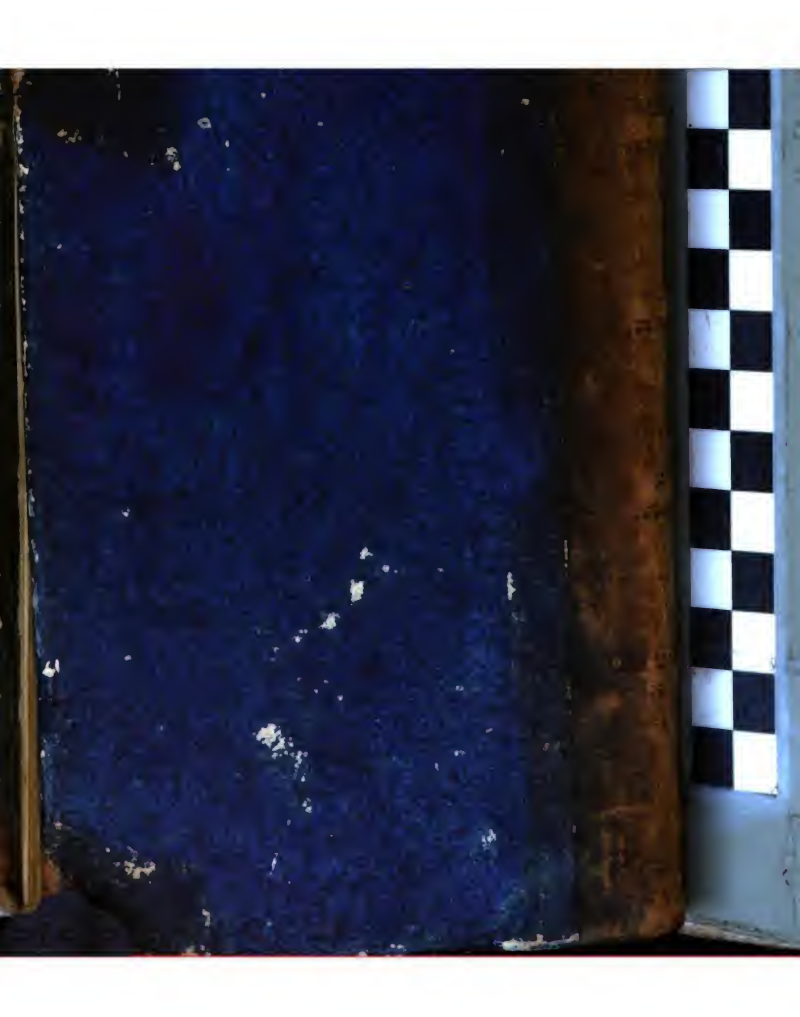
F. Schmidt.


















ALF Collections Vault
3 0000 108 766 183